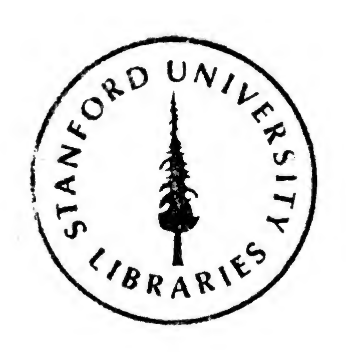



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Bunte Bilder.

Bunte Bilder.

Gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke

von

Fanny Lewald-Stahr

Ihrer geliebten
Pflegetochter
Anna Stahr mit
herzlichem
Gruß.

Erster Theil.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

An meine Leser!

Wie die Zeit vergeht! denke ich eben, und finde, daß Jeder von uns diese älteste aller Erfahrungen auf seine eigene Weise zu machen hat, daß Jeder den Verlauf der Zeit, welchen der gesunde Mensch an sich selber innerlich nicht sehr bemerkt, bei irgend einem äußern Anlasse als etwas ihm höchst Auffallendes gewahr wird.

Wie die Zeit vergeht! sagt die Mutter, wenn sie der Tochter, welche sie geboren und auf ihren Armen und an ihrem Herzen groß gezogen hat, den Brautkranz in das Haar flicht.

Wie die Zeit vergeht! denkt der Vater, wenn er den Sohn frisch und rüstig den eigenen Weg im Leben gehen sieht, wenn er Denjenigen als seines Gleichen anerkennen muß, der durch lange Jahre gewöhnt gewesen ist, sich ihm als Lernender und Rathsuchender unterzuordnen.

Wie die Zeit vergeht! sagt der alte Krieger, wenn er in Büchern als Historie behandelt findet, was er selbst erlebt, erlitten und erstritten.

Und: wie die Zeit vergeht! sagen wir Alle, wenn wir einmal plötzlich zu der Bemerkung gelangen, daß wir auf eine lange Reihe von Jahren zurückblicken können, in denen

wir schon als reife Menschen unser selbstständiges Leben lebten, und arbeitend und schaffend unsere Kräfte brauchten.

Oft sind es innere, oft äußere Anlässe, die uns also auf uns selbst zurückführen. Eine Melodie, die wir einmal gehört, ein Gesicht, das wir jung und schön gekannt haben, eine verblichene Bandschleife, eine welke Blume, die wir einmal getragen, eine unscheinbar gewordene Gabe, die man uns einst geschenkt, sind wie ein Talisman, der zwischen uns und der Vergangenheit den Schleier aufzieht; und es ist meist ein gemischtes Gefühl, mit welchem wir auf den zurückgelegten Weg das Auge richten.

Mit lächelnder Wehmuth nehmen wir das kleine vergilbte Stammbuch zur Hand, in welchem die Genossen und Freunde unserer frühen Tage ihre Namen verzeichneten, in welchem wir diese oder jene Kleinigkeit als Erinnerung aufbewahrten.

Wo sind sie hin, die Stimmungen, mit denen wir die kleinen Sinnsprüche lasen, welche freundliche Knaben und Mädchen uns eingeschrieben? Wo ist sie hin, die herzbewegende Rührung, mit welcher dies oder jenes „Memento" uns einst erfüllte? Wir lächeln, wir lachen auch wohl darüber, und doch mögen wir die Erinnerung nicht entbehren und nicht schelten, denn wie fernab sie uns auch gerückt ist, sie war einst doch ein Theil von unserm Selbst, sie war berechtigt, und — selb wenn wir uns

auch über sie hinausgekommen dünken — wir finden, daß wir sie noch lieben, und daß die Jugend, die jetzt neben uns herangewachsen ist, sie noch zu lieben vermag, wie wir es thaten, als wir jung gewesen sind wie sie! — Allein vor seinem alten Stammbuche zu sitzen, das schnürt das Herz zusammen; es seinen Kindern, seinen jungen Freunden zu zeigen, ist immer eine Lust!

Das persönlichste Rückerinnern aber hat der Schriftsteller in dem Betrachten dessen, was er geschaffen; und es überkam mich neulich, als ich einmal in Gegenwart einiger jüngeren Personen meine Mappen durchmusterte, die befremdliche Einsicht, daß neben mir ein Geschlecht herangewachsen ist, daß junge Mädchen und junge Männer mir in Liebe anhängen, die theils noch nicht geboren, theils noch auf den Armen ihrer Mütter waren, als ich zu schreiben anfing, und in kleinen Mährchen und Erzählungen meine Kraft zu versuchen begann.

Wie die Zeit vergeht! rief ich aus, als diese jungen Freunde mir sagten: „Deine ersten Arbeiten, Deine kleinen Mährchen und Erzählungen kennen wir nicht!“

Sie wollten, daß ich sie ihnen zu lesen geben sollte. Die Erwähnung, welche ich in meiner Lebensgeschichte von diesen Anfängen gethan, hatte sie neugierig darauf gemacht, sie wollten sie kennen, sie lesen, wie man ein altes Stammbuch zu sehen und zu lesen wünscht.

Aber wie sollte ich ihnen willfahren? Die Sachen waren zerstreut, das Eine fand sich hier, das Andere dort. Man mußte sie zu sammeln suchen, wenn man sie überhaupt zu geben dachte; und diese Sammlung ist es, welche die beiden kleinen Bände enthalten.

Was sie bringen? Bunte Bilder, wie ein Stammbuch sie bietet. Bunte Bilder, als den Ausdruck eines augenblicklichen Empfindens und Denkens, als Spiegelung wechselnder Tage und Stimmungen, als Verkörperung träumerischer Willkühr. Aus den verschiedensten Anlässen innerhalb eines Zeitraums von mehr als zwanzig Jahren entstanden, wollen sie Nichts bedeuten, als was ihr Titel besagt.

Und so mag denn diese Reihe von Mährchen und Erzählungen, wie sie mir das Bild vergangener Tage vorhält, meinen alten Freunden die lange Zeit zurückrufen, die wir gemeinsam durchlebt haben und in der ihr liebevoller Antheil an meinem Schaffen mir ermuthigend und förderlich gewesen ist, und von meinen jungen Freunden so günstig aufgenommen werden, als einst von ihren Eltern!

Und damit Alt und Jung den besten Gruß!

Berlin, im April 1862.

Fanny Lewald.

Der Stellvertreter.

(1840.)

I.

Es war im Frühjahr des Jahres 1838, als ich mit meinem Regimente zum Manöver in das Lager von Lauth bei Königsberg in Preußen rücken sollte. Das Städtchen Riesenburg, in dem unser Cuirassier-Regiment damals garnisonirte, liegt nur zwanzig Meilen von Königsberg entfernt, doch machte der in Strömen herabfallende Regen und das plötzlich kalt gewordene Wetter den Marsch äußerst unangenehm, und schon am zweiten Tage fühlte ich die Vorboten einer Krankheit, die mich noch vor unserer Ankunft in Königsberg darnieder warf, so daß ich das Lager nicht beziehen konnte und bei der Familie eines Gutsbesitzers einquartirt werden mußte, dessen Wohnung etwa eine Stunde von der Stadt und eben so weit vom Lager entfernt war.

Wer es weiß, wie geisttödtend die Einförmigkeit des Dienstes in den kleinen Garnisonsstädten, wie voller Ent-

behrungen das Leben dort für den ist, der an eine reichere, bewegtere Existenz gewohnt war, der muß auch fühlen, mit welcher Sehnsucht wir jungen Offiziere jede Veränderung herbeiwünschten, und wie viele Monate wir mit Freude darauf gehofft hatten, in Königsberg mehrere Wochen in den Zirkeln des befreundeten Adels und mit den Kameraden im Lager zuzubringen, die wir seit ein paar Jahren nicht gesehen hatten. Was hatte man nicht Alles erwartet! Ich wenigstens war damals überzeugt, daß gerade die hübschesten Mädchen mein wirklich prächtiges Pferd, meine knappe funkelneue Uniform, und mich, den stattlichen Offizier, den die Kameraden selbst le Beau nannten, zuerst bemerken würden; ja, es hätte mich nicht sehr befremdet, wenn mir gleich am Thore ein recht hübsches galantes Abenteuer fix und fertig entgegen gekommen wäre. Statt dessen lag ich krank, fiebernd in einsamer Stube, getrennt von den Freunden und mit hinlänglicher Muße, mir die Herrlichkeiten zu denken und auszumalen, deren alle Andern längst theilhaftig geworden sein mußten.

In der unangenehmsten Stimmung von der Welt verging mir ein Tag nach dem andern, und jeden Abend, wenn der Bataillonsarzt herübergeritten kam und erzählte, wie es schon anfange ganz flott im Lager loszugehen, wie es dort immer voller werde, wie eine Masse von Leuten täglich hinausfahre und die Landwehroffiziere unaufhörlich

Besuche von ihren Familien hätten, unter denen die liebenswürdigsten Schwestern und schönsten Cousinen wären, so hätte ich vor Verdruß vergehen mögen, und verwünschte die Krankheit, den Regen, den Marsch, mich selbst und vor Allem den Doctor, der mich noch immer nicht aus dem Zimmer lassen wollte, und dessen Leidenszeit erst recht begann, als ich mich anfing wohler zu fühlen.

Endlich nach drei ewig langen Wochen schlug die Stunde der Erlösung, und der Doctor gab mir neues Leben mit den Worten: „Ich halte Sie nicht länger, Herr Lieutenant, und wenn Sie sonst Lust haben, können Sie heute ausgehen." Ob ich wollte? Ich rief meinen Burschen, befahl meine Uniform zu bringen, und hörte mit keinem Gedanken mehr auf die weisen Rathschläge von strenger Diät und großer Schonung vor Erkältung und Aufregung. In viel kürzerer Zeit, als es je in meinem Leben möglich gewesen war, hatte ich meine Toilette beendet und wollte ganz eilig die Treppe hinunter eilen. Nun aber fing es an zu hapern. Ich war so matt, daß ich nur auf den Arm meines Johann gestützt vorwärts kommen konnte, und Gott dankte, als ich in der Sonne saß und mich von ihr wärmen und erquicken ließ. Das war denn freilich wieder eine unangenehme Situation; denn mich, schwach zum umblasen, der Familie meines Wirthes zu präsentiren, in welcher eine erwachsene Tochter

war, mit der ch durch das Fenster meiner Krankenstube auf einen freundlichen Grüßfuß gekommen, und deren Augen beim Grüßen sehr groß und blau waren, das war gar nicht nach meinem Sinn. Und mich präsentiren mußte ich durchaus, um für die wirklich mütterliche Sorgfalt zu danken, mit der Madame Teine mich gepflegt. Eben wollte ich mich mühsam dazu anschicken, als die freundliche Frau zu mir kam, sich herzlich freuend, mich schon im Garten zu sehen, und mit der Einladung, nun ihr Haus als das meiner Familie zu betrachten.

„Sagen Sie mir nur, Herr von Steinach, was Sie wünschen, was Ihnen angenehm sein könnte zu Ihrer Pflege, und geniren Sie sich gar nicht, ich helfe Ihnen gern. Ich habe meine Söhne auch nicht bei mir, und denke, was ich Ihnen thue, vergilt eine andere Mutter meinen Söhnen, wenn die es brauchen; das ist so eine Art mütterlicher Freimauerei unter uns alten Frauen. Und so oft es Ihnen recht ist, kommen Sie zu uns hinunter, damit Sie nicht durch einsames Grillenfangen Ihre Genesung verzögern."

„Ja! kommen Sie," fügte Lottchen, die Tochter, hinzu, die während dessen zu uns getreten war, „und machen Sie, daß Sie bald gesund werden, denn in drei Tagen kommt mein Bräutigam" — eine Nachricht, die mir eben kein großes Vergnügen machte — „und eine Cousine, die

Tochter des Onkels, des Obrist von Hardek, und wir wollen dann hier ein seelenvergnügtes Leben führen."

Ich dankte aus vollem Herzen für so viel unverdiente Güte, und fand einigen Trost gegen Lottchens Bräutigam in der bevorstehenden Ankunft des Fräuleins von Hardek, besonders als ich im Laufe des Gespräches erfuhr, daß sie klein, sehr zart, sehr blond sei, einen bezaubernden Mund und ein paar schwarze Augen habe, fast so lebhaft als sie selbst.

„Ihre Mutter ist todt," sagte meine Wirthin, „und der Vater, der sich sonst niemals von dem einzigen Töchterchen trennt, nun aber in's Lager muß, vertraut mir Marie für diese Zeit an, weil er nicht weiß, wo er das Irrlicht lassen soll; denn trotz aller guten Eigenschaften ist sie wild wie ein Kobold. Nehmen Sie sich in Acht vor ihr."

„Ach! die ist gewiß auch schon längst Braut," rief ich in etwas einfältiger Unbefangenheit, und brachte Mutter und Tochter mit diesem naiven Geständniß für Lottchen in die munterste Laune und zu dem herzlichsten Lachen, in das ich Anfangs ein wenig verlegen, aber bald eben so fröhlich wie die Damen einstimmte.

„Nein, nein, das ist zu prächtig!" jubelte Lottchen, „das muß ich meinem Karl, dem ehrsamen Herrn Pastor erzählen, sobald er hier ist. Und weil Sie mir diese

Freude gemacht, schwöre ich Ihnen, daß Marie vollkommen frei ist, daß sie Niemand liebt, als ihren Vater, ihre alte Wärterin, ihr Pferd, ihren Hund Nero, einen alten Invaliden und sich selbst ein wenig, aber nicht zu sehr. Von mir haben Sie plein pouvoir Mariens Eroberung zu versuchen, aber Mühe wird's kosten; denn sie will niemals heirathen, weil ihr der Uebermuth der Männer zuwider ist, und der Obrist will sie keinem Soldaten geben."

Die Mutter schüttelte, halb mißbilligend, den Kopf zu dieser schnellen Erzählung, die mir den größten Spaß machte, und meinte, nun sei es aber hinlänglich Zeit für mich, in meine Stube zurückzukehren, wenn ich mir nicht selbst schaden wolle, und somit nahmen wir Abschied bis zum nächsten Tage, und ich hatte den Abend über an die wilde Marie und die kleine Pastorenbraut zu denken, was mich nicht verhinderte, zeitig in einen soliden Schlaf zu verfallen und wie neugeboren zu erwachen. —

II.

Die nächsten paar Tage brachten mich schneller zu Kräften, als ich selbst erwartet hatte, so daß, als ich an dem Abend, an dem der Obrist mit der Tochter erwartet wurde, ganz im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel

fallen ließ, ich mich zwar noch mager und sehr blaß, aber doch wieder ganz menschlich aussehend fand, und sorgfältig an meinem Anzuge musterte, damit ich dem geübten Auge des Baron von Hardek nicht mißfällig erscheinen möchte; wobei denn die dunkeln Augen der Tochter etwas hinter dem Baron hervorguckten.

Um die erste Begrüßung der Familie nicht zu stören, war ich nicht hinuntergegangen und blickte neugierig aus dem einen Fenster, während mein alter Kalfaktor mit dem Instinkt treuer Diener den Gegenstand meines Spähens errathend, eben so gespannt als ich, aus dem andern sah.

„Sie kommen, Herr Lieutenant, sie kommen!" rief er plötzlich, als sich das Rollen eines Wagens hören ließ, und ich mußte laut lachen über ihn und mich, denn ich kam mir vollständig wie ein Don Quixote vor, der überall seine Dulcinea erblickt, beruhigte mich aber über meine Thorheit mit der Langeweile, die ich seit Wochen ausgestanden, und hatte auch zu dem Gedanken nicht lange Zeit, denn eine elegante Batarde, mit Postpferden bespannt, rollte in den Hof. Amtmann Teine und die Seinen kamen auf den Perron, und kaum hatte der Diener Zeit gehabt, den Wagenschlag zu öffnen, so sprang ein Mädchen heraus, fiel Lottchen, Madame Teine und endlich dem großen, dicken Amtmann um den Hals, der sie wie eine Puppe in die Höhe hob, wobei ihr der Hut herabfiel und eine

Menge hochblonder Locken sichtbar wurden, die ein strahlend frisches Gesicht umgaben. Gleich nach ihr schritt bedächtig ein prachtvoller Neufundländer heraus und endlich der Obrist. Fräulein Marie lief hin und her, wollte Alles zugleich: die Tante umarmen, dem Vater danken, den Hund bewundern lassen, die neuen Einrichtungen besehen und auspacken. Das Letztere übernahm Lottchen, und wohl oder übel wurde Marie in das Haus mitgenommen, so daß mein Vergnügen ein Ende hatte.

Als ich nach einer Stunde zu Tisch gebeten wurde und in die Laube trat, in der man das Abendbrod einnehmen sollte, saß Marie in dem grauen Reisekleide auf ihrem Hunde, wie auf einem Divan; seine langen Haare um ihre Händchen wickelnd und mit den kleinen Füßen im Sande spielend, während die untergehende Sonne das reizende Gesicht bestrahlte. Regelmäßig schön konnte man sie kaum nennen; der Mund war unbeschreiblich frisch und graziös, aber nicht klein, was indeß fast ein Gewinn schien, wenn man die kleinen weißen Zähne sah. So war auch die feine gebogene Nase ein wenig schief, aber die Stirn war so hoch, so weiß und so jungfräulich rein, die Grübchen in beiden Wangen so tief und der ganze Ausdruck der großen dunkelbraunen Augen so fröhlich keck, dabei so klug und zugleich wieder so kindlich gutmüthig, daß ich sie immerfort wieder ansehen mußte, was sie ohne

die geringste Verlegenheit duldete, weil sie es entweder sehr gewohnt sein, oder es gar nicht beachten mochte.

Nachdem ich ihr vorgestellt worden, sprang sie auf und sagte: „Also Sie sind der kranke Ritter, von dem die gutmüthige Lotte in so kläglichen Worten geschrieben? Aber wahr ist's, Sie sehen elend aus, Herr von Steinach! Nun, trösten Sie sich damit, daß Tante und Lottchen eine Seelenwonne darin gefunden haben, Sie zu pflegen und zu verziehen, und danken Sie Gott, daß ich nicht Ihre Wirthin war, denn ich wäre gewiß die miserabelste Krankenpflegerin, die es giebt, weil ich selbst nie eine Stunde krank war, das Kranksein nicht leiden kann, und nicht weiß, wie es thut."

„Wer solche natürliche Mittel besitzt, wie Fräulein von Hardek, durch den bloßen Anblick Kranke zu heilen, bedarf keiner andern Künste dazu," antwortete ich.

„Gott steh mir bei, liebes Lottchen!" klagte Marie, „nicht allein krank ist Euer Hausgenosse, er ist ja auch galant! Hättest Du mir das geschrieben, ich wäre gewiß nicht zu Euch gekommen. Mit galanten Herren kann ich es nicht aushalten."

„Sein Sie überzeugt," entgegnete ich etwas pikirt, „daß ich Alles anwenden werde, Ihnen das Leben durch meine Galanterie so wenig als möglich zu erschweren."

Und in der That, für einen Scherz im ersten Moment

der Bekanntschaft ging das fast zu weit, was auch die Uebrigen zu fühlen schienen; denn Madame Teine meinte, da ich ein vortrefflicher Reiter sei, würde Marie vielleicht bald meiner galanten Dienste als Stallmeister begehren, und meine Gesellschaft sehr wünschenswerth finden. Auch der Obrist sah die Tochter mit einem Gesicht an, das ihr fast befahl, höflich einzulenken. Das schien sie aber nur muthwilliger zu machen, und sie erwiederte ihrer Tante, wie sie zum Reiten keines Menschen Dienste brauche, am wenigsten die eines Genesenden, der selbst sich kaum zu Pferde halten könne; und dazu sah sie so übermüthig aus, daß sie mir ordentlich mißfiel. Lottchen aber, die nun der Unterhaltung durchaus ein Ende machen wollte, nöthigte zur Tafel, worauf Marie erklärte, sie hätte keinen Appetit, sie werde während des Abendessens im Garten herumgehen, und man ließ sie gewähren, wie man ihr überhaupt allen Willen zu thun schien.

Während des Essens erkundigte sich der Obrist, der mich wahrscheinlich für die Launen seiner Tochter entschädigen wollte, freundlich nach meinen Verhältnissen, da er meinen verstorbenen Vater genau gekannt, mehrere Jahre mit ihm in demselben Regimente gedient, und auch meine Mutter kennen und schätzen gelernt hatte, als er einst ein paar Urlaubswochen auf unserm Gute zugebracht. Es machte ihm sichtlich Freude, mir begegnet zu sein, den er

als Kind auf den Knieen geschaukelt, und er forderte mich auf, ihn zu besuchen, sobald ich mich zu meinem Regimente begeben könne, da er schon am nächsten Morgen in's Lager müsse, und es ihm lieb sein würde, den Knaben nun als Mann kennen zu lernen. Plaudernd verging eine Stunde, Marie kam nicht zurück, und da meine Wirthin darauf bestand, ich müsse noch immer früh in mein Zimmer und zu Bette, weil der Abend kühl sei, so bekam ich die kleine Eigensinnige für diesmal nicht wieder zu Gesicht.

III.

Wir saßen am nächsten Morgen Alle in unsern Zimmern, weil es schon seit der Nacht gewaltig regnete. Ich hatte ein Geschichtswerk, das mir manche Stunde meiner Krankheit verkürzt, wieder vorgenommen, denn ich liebte die Wissenschaften und das Studium, mehr als sonst ein dreiundzwanzigjähriger Offizier sie zu lieben pflegte, weil meine Mutter, eine geist- und bildungsreiche Frau, Sorge getragen hatte, mir die besten Lehrer und eine sorgfältige Erziehung zu verschaffen, was, ich darf das wohl selbst sagen, nicht ohne Erfolg geblieben war, wenngleich augenblicklich mich das Leben mehr als die Studien lockte und

beschäftigte. Heute besonders ging es mit dem Studiren nicht recht. Erst hatte ich Mariens helles Stimmchen auf der Treppe lachen hören; nun spielte man unten Tänze, die ich bis dahin nie gehört, die also Marie spielen mußte; endlich sang sie das Alpenlied vonProch mit so klangreichem Tone und so tiefem Gefühl, als ich es dem Wildfang gar nicht zugetraut hatte. Arbeiten konnte ich nicht mehr, ich fing an, in der Stube umherzugehen und wiederholte fast gedankenlos: „doch das Glück, das fern ich suche, find' ich ewig nur bei Dir", und dabei schwebten mir unwillkürlich die schönen Augen und der süße Mund Mariens vor, deren Stimme plötzlich im Hause die Worte rief: „Lotte, Lotte! der Franz mit der Psyche, ach! auch der Dahlke!"

Die Hausthür klingelte, ich ging an's Fenster, um zu sehen, was es mit der Psyche Franzens sei, und erblickte Marie, im Regen stehend und einem alten Soldaten die Hand schüttelnd, während ein galonirter Diener mit zwei Pferden in dem Hofe hielt. Lottchens Kopf bog sich aus dem Fenster und bat, Marie möge doch hereinkommen, sie werde sich sonst erkälten. Nun hörte ich noch Mariens Befehle an Franz, ersah daraus, daß Psyche ihr Pferd sei und ging hinunter, weil — weil ich es nicht länger vor Ungeduld aushielt.

„Wie kommst Du denn hierher?" fragte Marie den

alten Dahlke, als ich in das Zimmer trat, „Du solltest ja zu Hause bleiben?"

„Gnädiges Fräulein! ich konnt's nicht; ich dachte, wenn der Herr Obrist krank werden, und ich wäre nicht da, wo soll dann der Stellvertreter herkommen? und was soll aus dem Regiment werden, oder aber wenn Ihnen auf dem Marsche was Uebles begegnete — wer sollte dann helfen? und am Ende, wenn sogar der Nero mitkommt, da kann keine Christenseele verlangen, daß ich zu Hause bleibe."

„Aber bist Du denn hergegangen?"

„Nein, Fräuleinchen! Ich kam natürlich mit unserm Regiment und eskortirte die Bagage, weil der Lieutenant anderweitig beschäftigt war und mich bat, ihn zu vertreten. Da habe ich mich zu mehrerer Sicherheit auf einen von den Bagagewagen selbst gesetzt und will nun gleich in's Lager, um dem Herrn Obrist den Rapport auch selbst abzustatten."

„Frühstücke nur erst hier, Dahlke!" sagte Marie, indem sie ihm ein Frühstück reichte, das Dahlke mit einem „mich gehorsamst zu bedanken" annahm, worauf er etwas hinkend das Zimmer verließ, die Amtmännin und Lottchen wie alte Bekannte grüßend.

Dahlke mochte etwa sechszig bis fünfundsechszig Jahre alt sein, er war groß, stark und noch sehr kräftig. Sein

Kopf war fast kahl, und nur an dem Hinterkopfe hatte er einiges grau mit schwarz gemischtes Haar, das er militärisch kurz geschnitten trug. Er hatte eine Habichtsnase, einen großen, aber nicht unschönen Mund mit vollen Zähnen, und tiefliegende, graue Augen, die gutmüthig und verständig unter den starken noch völlig schwarzen Augenbrauen hervorsahen. Ein gewaltiger Schnurrbart, der augenscheinlich sorgfältig gepflegt war, gab ihm ein martialisches Ansehen, wie man es bei alten Soldaten oft findet; und außer einem listigen und doch dabei unstäten Blick, während er von dem Rapport an den Obrist sprach, fand ich eigentlich nichts Auffallendes an dem Alten, den ich freilich nur wenige Momente gesehen hatte.

„Das ist eigentlich mein Adjutant, Herr von Steinach!“ sagte Marie.

„Ich erwartete, daß eine Dame, die das Kommandiren so vortrefflich zu verstehen scheint, eines Adjutanten bedürfen würde; aber ich hätte ihn jünger, wenn auch nicht galanter vermuthet,“ erwiederte ich, noch im Angedenken der Scene von gestern.

„Sind Sie böse auf mich?“ fragte sie. „Lottchen hat mir gesagt, daß ich gestern sehr unliebenswürdig gewesen sei. Wenn das wahr ist, nehmen Sie mir es nicht übel, ich hab's nicht böse gemeint.“ Und wie zur Versöhnung hielt sie mir die kleine Hand entgegen und sah zu mir in

die Höhe, wie ein Kind so gut und freundlich. Ein Stein hätte davon gerührt werden müssen, geschweige ich, der im höchsten Entzücken die kleine Hand an meine Lippen drückte.

„So habe ich's nicht gemeint, Herr Lieutenant!" sagte sie, mir die Hand fortziehend, „sehen Sie, darum eben kann ich keinen jungen Adjutanten brauchen, und mein Dahlke, der mir wie einem alten Kameraden die Hand schüttelt, ist mir lieber als Sie."

„Aber wer ist denn dieser Dahlke?"

„Ach! das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen aber erzählen will, obgleich Tante und Lottchen sie schon kennen. Kommen Sie her und passen Sie auf: Mein Vater hatte sich früh verlobt, und da er reich und einziger Erbe seiner Familiengüter war, wollte er sich gerade verheirathen und seinen Abschied nehmen, als achtzehnhundertfünfzehn der Krieg auf's Neue ausbrach und er es für ehrlos hielt, unter diesen Verhältnissen an seine Entlassung zu denken. Doch wünschte er nun eben so sehr seine Hochzeit zu beschleunigen, als meine Mutter, weil sie ihren Gatten so weit zu begleiten dachte, als es irgend thunlich sein würde. Die Großeltern wollten aber davon gar nichts wissen. Meines Vaters Bitten, meiner Mutter Thränen, Alles blieb vergebens, und der Tag der schweren Trennung kam heran. Der Vater war damals ein ganz junger Premier-

Lieutenant, der Dahlke war Wachtmeister in seiner Escadron und dem Vater sehr ergeben. Diesen Dahlke nun rief meine Mutter auf ihr Zimmer, und bat und beschwor ihn, seinen Lieutenant nie zu verlassen, ihm beizustehen, wenn er verwundet werden sollte und fügte hinzu: „Sie retten und bewahren damit nicht allein des Lieutenants Leben, sondern auch das meine, und was in meinen Kräften steht, will ich einst thun, Ihnen zu lohnen, wenn mein Bräutigam gesund zurückkehrt."

Der damals auch noch junge Wachtmeister war sehr gerührt, als ein so schönes Fräulein, wie meine Mutter, zu ihm wie zu ihrer Vorsehung hinaufblickte, und er sagte treuherzig: „Gnädiges Fräulein, gegen Gott und die Kanonen kann ich nichts, was aber ein Mensch dem andern helfen kann, das will ich dem Herrn Lieutenant thun, so wahr Gott lebt, denn ich bin von seinem Gute, und die hochseligen Eltern haben mich erzogen und meine alte Mutter gepflegt bis an ihr Lebensende. Verlassen Sie sich auf den Wachtmeister Dahlke, der kein unwahres Wort sprechen kann, und wenn es sein Leben kostet. Und weinen Sie nicht, ich werde ihn schon bewachen, den Herrn Lieutenant."

Dies einfache Versprechen hat Dahlke in einer seltenen Ausdehnung gehalten; er ist meines Vaters unermüdlicher Diener gewesen bei Tag und Nacht; und als endlich mein

Vater bei Ligny von einer Kugel getroffen vom Pferde sank, ist Dahlke abgesprungen, hat sich über ihn gestellt und den Platz, auf dem sein Lieutenant lag, so lange vertheidigt, bis er selbst schwer verwundet über ihm zusammenbrach uud meinen Vater dadurch noch mit seinem Leibe vor den Tritten der Pferde und Menschen deckte, die über ihn fortgingen. Erst am nächsten Tage wurden Beide in das Lazareth gebracht, wo mein Vater, dessen Wunde nicht gefährlich war, bald genas, während Dahlke, als er vom Krankenlager aufstand, fast lahm war und außerdem das Gedächtniß, in Folge einer Verletzung des Gehirns, ganz verloren hatte. Mein Vater war trostlos darüber und sandte seinen unglücklichen Retter, so bald es sich thun ließ, in unsere Heimath zurück, wo meine Mutter natürlich Alles that, um ihn herzustellen. Das ist aber leider eigentlich nicht gelungen; sein Fuß wurde zwar geheilt, so daß er, wie Sie sehen, sich rasch und gut bewegen kann; auch seine geistigen Kräfte kehrten wieder, nur die fixe Idee blieb ihm, daß er der Stellvertreter meines Vaters sei, und überhaupt jede Lücke im Regiment ausfüllen müsse. Alle Kunst der Aerzte ist an diesem Wahne gescheitert, und natürlich ist unser guter armer Dahlke dadurch für den Dienst unbrauchbar geworden. Er blieb bis zur Rückkehr meines Vaters im Hause meiner mütterlichen Großeltern, folgte dann meinen Eltern, als sie sich im Jahre

achtzehnhundertundsechszehn verheiratheten, in ihre Heimath und ist bis jetzt bei uns geblieben, und ganz glücklich, weil mein Vater im Dienste und er selbst dadurch in der Nähe des Regiments geblieben ist, dem er sich für unentbehrlich hält.

„Von drei Geschwistern bin ich, die jüngste, nur allein am Leben geblieben, und als der Tod mir sehr früh meine selige Mutter raubte, ist alle Liebe, die der gute Dahlke für meine Mutter und für meine beiden Brüderchen hatte, auf mich übergegangen. Er hat mich Tage lang getragen und ist nie müde geworden, neue Freuden für mich zu ersinnen, als ich noch ein kleines Kind war. Später hat er mich, wenn wir auf dem Gute waren, in Wald und Feld begleitet, er hat mich reiten und schießen gelehrt, und," sagte sie lachend, während ihr die hellen Thränen bei dem Ende der Erzählung in den Augen standen, „wenn ich, wie sie hier behaupten, ein Kobold geworden bin, hat es der Dahlke zu verantworten."

Weinend und lachend zugleich legte sie das Köpfchen, das in dem Morgenhäubchen noch viel lieblicher als gestern aussah, auf der Cousine Schulter und schwieg eine Weile, dann fuhr sie fort:

„Nun lebt er so mit uns, und hilft wo er irgend kann. Er bestellt alle Dinge für meinen Vater, und sagt dann, er gehe die Parole geben; für mich besorgt er tausend

Kommissionen in der Stadt, und meint zu recognosciren; schickt ihn die Haushälterin auf den Markt, so fouragirt er, und da er eigentlich nicht ruhen kann, sondern immer laufen und arbeiten will, ist er noch außerdem der Bote aller Offiziere, die ihn gern leiden mögen, weil er wirklich ein sehr guter Mensch und so treu wie Gold ist. Sein ganzer Stolz ist seine Uniform, und ich glaube, er würde sterben, wenn man ihn zwingen wollte, Invalidenuniform zu tragen. Wechselt das Regiment die Garnison, so kommt Dahlke natürlich immer mit, und selbst in Fällen, wie der jetzige, wo der Vater ihn zu Hause lassen wollte, weiß er sich mit oder ohne Erlaubniß so einzurichten, daß er uns dennoch nachkommt, und ich freue mich jedesmal, wenn er wieder da ist, denn ich habe ihn sehr lieb und vermisse den treuen Alten ungern. Jetzt bin ich aber doch in Verlegenheit seinetwegen; ich fürchte, mein Vater wird es ungern sehen, daß er uns gefolgt ist, und mein Onkel thäte mir den größten Gefallen, wenn er mir erlaubte, ihn hier zu behalten und ihn erst beim Vater anzumelden."

„Mag er doch bleiben," sagte Madame Teine, „ich selbst habe ihn gern, weil er Euch Allen und der seligen Schwester so ergeben war; wie willst Du es aber machen, ihn hier zu behalten?"

Indem trat Dahlke ein, blieb militärisch stehen und

fragte, ob das Fräulein Aufträge an den Herrn Obristen habe, er rücke jetzt aus.

„Nein, Dahlke!“ sagte Marie so wichtig als möglich, „ich habe Ordre erhalten, Dich hier zu behalten. Du hast die Wache im Stalle, bis Du abgelöst wirst. Der Franz rückt in's Lager zum Herrn Obristen, Du bleibst hier, besorgst die Psyche, siehst nach des Amtmanns Pferden und übernimmst die Aufsicht über die Pferde des Lieutenant von Steinach.“

„Zu Befehl,“ erwiederte Dahlke, „zu Befehl! Aber nichts da vom Lieutenant von Steinach; ist nicht von unserm Regiment, nicht vom Regiment.“ Und „nicht vom Regiment“ brummend, ging er salutirend hinaus.

Marie folgte ihm und wir Alle trennten uns bald. Ich war sonderbar bewegt durch die Erzählung von dem Schicksal des Alten, und mehr noch durch das tiefe Gefühl, das die Erzählerin dabei verrathen, das sich in jedem Blick, in jedem Worte aussprach, so daß ich das wilde Mädchen vom vorigen Abend kaum wieder erkannte und unaufhörlich an sie denken mußte.

IV.

Mittags sah es trübselig am Familientische aus: Lottchen hatte einen Brief vom Pastor erhalten, der durch Geschäfte abgehalten, in den ersten Wochen nicht kommen konnte, und das gute Kind unterdrückte mühsam die Thränen, die jeden Augenblick zu fließen bereit waren. Der Amtmann hatte Verdruß mit dem Verwalter gehabt, und die Frau hatte durch den heftigen Regen alle Blüthen von den Orangen, ja selbst die kleinen Früchte eingebüßt. Der Verwalter aß seine Portion ohne ein Wort zu sprechen; Alles war verdrießlich, außer Marie, deren Augen freundlich und schelmisch umhersahen, die aber aus Freundschaft für Lottchen auch traurig zu sein versuchte. Endlich hatte die Mahlzeit ein Ende und „ach! Gott sei Dank!“ rief Marie, als sie auf den Perron eilte, wohin ich folgte. „Sehen Sie, Herr von Steinach, sterben könnte ich, wenn die Leute so aussehen, als ob ihnen das jüngste Gericht bevorstände; es brennt mir in solch einem Zimmer unter den Füßen, ich muß dann hinaus. Und nun vollends darüber so trostlos zu sein, daß ein Bräutigam ein paar Tage früher oder später ankommt, das ist doch in der That kindisch.“

„Wenn man den Bräutigam liebt, mein Fräulein, finde ich das sehr begreiflich,“ entgegnete ich.

„Nun ja! Sie! — Sie sind auch ein Ritter der alten Tafelrunde, suivant la gloire, brûlant d'amour! Sie gehen auch gewiß wie Lottchen und sehen den Mond an, und schmelzen vor Wehmuth.“

„Woraus schließen Sie das, Fräulein von Hardek?“

„Ich schließe gar nicht! Meine Cousine sagt es mir, daß Sie sehr viel Gefühl und Gott weiß welche Tugenden noch haben, die sonst den Offizieren fehlen; daß Sie sehr liebenswürdig und geistreich wären u. s. w.“

„Und das scheint Ihnen unbegreiflich?“

„Ach nein! nur langweilig. Ich fühle mich einer so gefühlvollen, geistreichen Gesellschaft gegenüber kalt, einfältig und gefühllos, und das ist mir unbequem.“

„Ich bedaure, Ihnen überall so störend und unbequem zu sein, und weiß wirklich nicht, womit ich es verschuldet, während —“

„Sie selbst können gar nichts dafür, denn Sie würden mir vielleicht ganz gut gefallen, wenn hier nicht das ganze Haus so entzückt von Ihnen wäre und Sie mir unaufhörlich lobte. Ihr Männer seid ja so schon übermüthig genug, Sie scheinen es noch mehr zu sein, als mancher Andere, und ich will wenigstens nichts dazu thun, Sie in Ihren Fehlern zu bestärken, Herr von Steinach. Und daß mich mein Vater gestern Ihretwegen schalt, das hat mich auch verdrossen,“ sagte sie schmollend.

Was tausend, dachte ich, ist mit dem Mädchen denn gar nicht auszukommen? Ich beschloß, den Krieg in ihr Gebiet hinüber zu spielen und begann mit einer Frage, deren Impertinenz mich fast erschreckte, obgleich Mariens Betragen mich dazu herausgefordert hatte.

„Ehrlich denn, mein Fräulein! Sie haben also niemals geliebt?“ fragte ich sie.

„Niemals!“ antwortete sie unbefangen.

„Und Sie waren auch nie verliebt?“

„Nein!“ sagte sie eben so ruhig auf mein Wort, „nicht eine Stunde!“ und dazu sah sie so grundehrlich und treuherzig aus, als ob sie vor dem Beichtvater stände.

„Und haben Sie nie einen Mann gesehen, der Ihnen liebenswürdig erschienen?“

„Ach! wer wird so viel und so dumm fragen!“ rief sie lachend und hoch erröthend, und bog sich zu ihrem Hunde hinunter, um den Wechsel in ihrer Farbe zu verbergen. „Komm, komm! Nero!“ schmeichelte sie, „du bist der vernünftigste von all' den Menschen, nie verdrießlich, nie launenhaft, und nie neugierig.“ Dabei küßte sie den Hund auf die breite Stirn, und der sah mich an, als ob er wüßte wie beneidenswerth er mir schien, während ich daran dachte, wie reizend es sein müßte, ein so reines, jungfräulich wildes Herz zu besiegen und zu besitzen; und auch meine kleine Feindin sah still vor sich nieder.

„Ich werde spazieren gehen!“ sagte sie plötzlich, und eilig bot ich ihr meine Begleitung an; da aber trat Dahlke zwischen uns, der bisher in der Ferne gestanden hatte, und erklärte peremtorisch: „Die Fräulein Mariechen eskortire ich; ist von unserm Regiment; Herr Obrist abwesend, davor bin ich Stellvertreter!“ — und zu meinem Verdruß that Marie, als ob das so sein müsse, und ging, mir freundlich nickend, mit Dahlke und Nero davon, und auch ich beschloß, einen Spaziergang zu machen.

Auf dem Wege, als ich so allein einherging, kamen mir tausend Gedanken. Hergestellt war ich nun eigentlich und hätte von Rechts wegen in den nächsten Tagen den Dienst antreten und in's Lager ziehen können, wohin ich noch vor wenig Tagen mich so sehr gesehnt. Ich hatte aber sonderbarer Weise alle Lust dazu verloren und das ganze militärische Treiben in Friedenszeiten kam mir langweilig vor, so daß ich dem Wunsche meiner Mutter vollkommen zustimmte, bei der Beendigung meines vierundzwanzigsten Jahres, das nahe bevorstand, den Dienst zu verlassen und die Bewirthschaftung meiner Güter zu übernehmen, der sie selbst sich bis dahin unterzogen hatte. Hielt doch selbst der Obrist von Hardek nicht viel von dem Leben eines Militärs im Frieden, da er seine Tochter keinem Soldaten geben wollte. Wie doch Eltern so vorurtheilsvoll sein können! dachte ich weiter, und mir fiel dabei ein, ob wohl

meine Mutter Vorurtheile gegen ein so lebhaftes Mädchen, wie Fräulein von Hardek, haben könnte? Eine Frage, die ich mir selbst mit einem entschiedenen „Nein" beantwortete, wenn ich mir den Zauber von Mariens kindlich frohem Wesen vorstellte, dem Niemand widerstehen könne, am wenigsten meine gute Mutter. Ich beschloß, ihr heute zu schreiben; aber was denn? Daß ich mich in ein ganz fremdes Mädchen knall und fall verliebt, dabei war eigentlich nichts Auffallendes, das war Hunderten vor mir passirt; daß ich aber nach einer Bekanntschaft von ein und einem halben Tag daran dachte, das Mädchen zu heirathen, das kam freilich mir sehr begreiflich vor, mußte aber meiner Mutter so thöricht erscheinen, daß ich lieber nicht schreiben wollte, und schneller den Weg entlang ging, auf dem ich Marien zu begegnen hoffte.

Glücklicher Weise trog mich diese Erwartung nicht; als ich um die Ecke eines kleinen Erlengebüsches bog, sah ich das Fräulein tief in Gedanken auf dem Rasen sitzen, den Hund zu ihren Füßen, und Dahlke, eine kurze Pfeife rauchend, ein paar Schritte davon.

„Wer da?" rief er, als er meine Tritte hörte. — „Gut Freund!" war meine Antwort, und kaum hatte Marie die Worte vernommen, als sie mit Lebhaftigkeit aufsprang und mir entgegen kommen wollte. Dahlke aber vertrat ihr den Weg. „Was haben's hier zu spioniren,

Herr Lieutenant?" rief er, „was haben's nachzuspüren, wo wir unser Lager aufschlagen? Sind's ein Spion? Werde nicht ermangeln, dem Herrn Obrist davon zu rapportiren. Kriegslist ist erlaubt, aber leben im Frieden, Herr Lieutenant, da braucht's keine Spione, und im Kriege hängt man sie."

„Sei doch gescheut, Dahlke!" fiel Marie ein, „warum soll Herr von Steinach nicht auch hier spazieren gehen, wie wir?"

„Hat sich was spazieren zu gehen! Giebt's keine andere Route als unsere?"

„Und warum soll ich denn nicht Eure Route marschiren, Kamerad?" fragte ich.

„Der Teufel ist Ihr Kamerad, Herr Lieutenant! Halten's zu Gnaden! Mögen marschiren bis wo der Pfeffer wächst, aber nicht mit unserm Regiment, nicht mit den litthauischen Dragonern, leiden keinen Ueberläufer!"

Das fing mich nachgerade zu verdrießen an, und ich wollte ihm eben eine ordentliche Zurechtweisnng geben, als Marie mich leise bat zu schweigen, der arme Dahlke habe heute gerade einen bösen Tag, und sie werde ihn schon selbst beruhigen.

„Dahlke!" sagte sie, „ich will, daß Herr von Steinach mit uns geht; er ist kein Ueberläufer, er ist von den Unsern,

er soll mit uns bleiben, weil es mir Vergnügen macht, verstehst Du mich?"

„Das ist eben der Teufel," brummte er, „das ist's eben! 's hat Ihnen doch sonst kein Vergnügen gemacht, Fräulein Mariechen! Niemals keins, wenn die Herren Lieutenants kamen, und nun obendrein ein Fremder, nicht einmal aggregirt bei unserm Regiment. — Ich werd's rapportiren, Fräulein, morgen am Tage rapportiren."

„Thue was Du willst!" entgegnete sie, ein wenig verlegen wie mir schien, nahm meinen Arm, und Dahlke ging Flüche murmelnd auf einem Seitenwege fort.

„Wie mögen Sie sich nur dem Wahnsinnigen anvertrauen, mein gnädiges Fräulein?" fragte ich, als wir eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, „es scheint mir wirklich ängstlich und bedenklich für Sie."

„Sonst ist er nie so böse gewesen," erwiederte sie, „er war immer freundlich und gut gegen Jedermann; nur gegen Sie hat er in der ersten Minute einen Widerwillen gefaßt, dessen Grund ich nicht begreife, und er hat mir vorhin geradezu erklärt, er werde fortgehen, wenn Sie hier bleiben."

„Und soll ich gehen? Wollen Sie es, mein gnädiges Fräulein?"

„Sie müssen ja doch in diesen Tagen fort, und von meinem Willen ist dabei gar nicht die Rede."

„So scheint es, daß Sie Dahlke's Meinung über mich theilen?"

„Verlassen Sie den Dienst, Herr von Steinach!" — ich stutzte — „und werden Sie Thorschreiber," sagte sie lachend, „denn so ein ewiges Fragen ist mir im Leben nicht vorgekommen, und Sie sind zum Inquirenten oder zum Thorschreiber geboren; ein Glück nur, daß ich nicht zu antworten brauche. Aber nun frage ich: sind Sie morgen bei dem kommandirenden General in der Stadt zum Balle?"

„Leider nein! da man mich Kranken wohl vergessen hat; auch darf ich noch nicht tanzen, hätte also nur die Qual gehabt, Ihre glücklichen Tänzer zu beneiden, und bin nun doch untröstlich, nicht eingeladen zu sein."

„Sie werden sich schon trösten, Herr von Steinach!" Mit den Worten entließ sie mich, als wir vor dem Hause anlangten, wo die ganze Familie beisammen saß, und wo Dahlke vor uns angelangt, schon seinem Aerger Luft gemacht hatte, und noch verdrießlicher wurde, als er Marie, die den Abend sehr freundlich war, an meinem Arme bemerkte.

V.

Ich hatte die Nacht nur ein paar Stunden geschlafen und diese waren mir in Träumen von Marie wie ein Moment vergangen. Erhitzt stand ich früh auf und ging in den Garten, wo eben Dahlke, ein paar Cartons tragend, an mir vorüber wollte.

„Wohin, Herr Wachtmeister?" fragte ich.

„In die Stadt, in die Stadt! Habe Ordre vom Fräulein, und dann zum Rapportiren beim Herrn Obrist."

„Und was sollt Ihr in der Stadt?"

„Ach, da ist ein Major krank geworden im Lager, ist in's Lazareth transportirt, und ich will hören, ob ich für ihn den Dienst thun soll, damit Ordnung bleibt im Regiment; und weil's sein muß, nehm' ich die Schachteln für's Fräulein mit."

„Aber was wollt Ihr bei dem Herrn Obristen rapportiren?"

„Kinderfrage! Alte Leute wissen's schon; ich versteh' den Dienst und weiß was Recht ist." Dabei sah er mich listig und boshaft an und ging davon.

Eine Stunde darauf fuhr Marie in die Stadt, und sollte erst am nächsten Nachmittage wiederkehren. Mir wurde die Zeit unerträglich lang, besonders als der Abend heranrückte und ich mir dachte, wie nun das reizende

Mädchen auf dem Balle alle Augen auf sich ziehen, alle Herzen bezaubern müsse; und ich wurde so verdrießlich, so eifersüchtig, daß es Lottchen merkte und mich deshalb aufzog. Unruhiger noch als die vorige Nacht verging mir diese; ich hatte vor Aufregung wieder Fieber bekommen, fühlte mich am Morgen krank und matt, bis ich das Rollen des Wagens hörte und neues Leben für mich begann. Federleicht sprang die Kleine heraus, ohne auf den unvermeidlichen Dahlke zu warten, der neben dem Diener Platz genommen hatte und sich nun mühsam herunterrappelte, umarmte die Tante, und machte mir ein feierliches Kompliment, während Dahlke mir unvermuthet freundlich die Hand reichte.

„Sind Sie so stolz geworden, Fräulein, nach dem Balle?" fragte ich sie, als sie so förmlich gegen mich that, „an Eroberungen und Tänzern haben Sie bestimmt Ueberfluß gehabt, und die junge Welt hat gewiß mit Entzücken auf die neue Erscheinung geblickt?"

„Natürlich!" spottete sie, „die Steine an der Chaussee sind stehen geblieben, die Bäume haben sich hin und her geneigt vor Verwunderung, als ich nur vorüberfuhr, und auf dem Balle haben sich alle Tänzer in die Runde gedreht, als ich eintrat."

Sie wollte das in ihrer gewohnten neckischen Art sagen, es kam aber gezwungen und gereizt heraus, so daß die

Amtmännin sich erkundigte, ob der Ball ihr keine Freude gemacht habe?

„Nicht die geringste; und ich wollte, ich hätte den Ball und die Stadt nicht mit Augen gesehen," rief sie fast heftig aus. „Uebrigens habe ich mit dem Prinzen getanzt und — doch was geht das mich an!"

Nun sollte sie erzählen, was der Prinz gesprochen; unmuthig wie sie war, hatte sie aber keine Lust dazu, und äußerte nur flüchtig im Fortgehen: „der Prinz sei ein geistreicher, schöner Mann, und sie hätte viel über seine Einfälle gelacht." Das freundliche Anerbieten der Damen, sie auf ihr Zimmer zu begleiten, lehnte sie bestimmt ab; ich erhielt eine zweite steife Verbeugung, und ganz verwundert sahen wir ihr nach.

„Da ist etwas vorgegangen!" bemerkte Madame Teine gegen Lottchen, und ich dachte in wahrer Verzweiflung an den schönen, geistreichen Prinzen, so daß ich, um allein zu sein, in den Garten eilte und verstimmt hin- und herging. Wahrscheinlich hatte ich in der Aufregung über Mariens Betragen zu mir selbst gesagt: „Sie hat gelacht über den Prinzen. Oh! die Weiber lachen immer, wenn ein Prinz mit ihnen spricht," da antwortete plötzlich Dahlke's Stimme: „und über den Herrn Lieutenant hat sie geweint."

Bestürzt drehte ich mich um und er fuhr fort: „Halten's zu Gnaden, Herr Lieutenant! ich bin nur ein alter

Kerl, aber auf's Recht hielt ich wie Einer, und auf meine beiden Augen kann ich mich verlassen. Wie ich vor ein paar Tagen hier einrückte und sah, wie der Herr Lieutenant um unser Fräulein scherwenzelt von früh bis spät, und Augen macht, und wie das Fräulein thut, als müßte das so sein, da dacht' ich, das muß dem Herrn Obrist rapportirt werden; denn ich bin sein Stellvertreter und der Herr Lieutenant waren mir wie die Spinne im Aug'. Sein Tag hat das Fräulein den alten Dahlke nicht weggeschickt, um mit fremdem Militär zu promeniren. So marschire ich gestern in die Stadt und berichte dem Herrn Obrist, was hier vorgeht. Der nimmt das Fräulein, wie sie ankommt, in Verhör; ich lausche an der Thür, kann aber nichts verstehen, als des Herrn Lieutenants seinen Namen, bis nach einer Weile der Herr nach mir ruft, und mir befiehlt zurückzufahren zu Amtmanns und des Fräuleins ganze Bagage nach der Stadt zu spediren, weil sie drinn bleiben soll. Nun fing das Fräulein an zu weinen, was sie seit Klein auf nicht gethan, und zu bitten, der Herr solle sie hier lassen bei der Amtmännin, sie wolle versprechen, nie ohne die Tante oder Cousine zu gehen, sie müsse zurück, und was sie denn da noch mehr vorbrachte. Dabei blieb's und heute Morgen sind wir hergefahren. Ich habe unser Fräulein eskortirt, und so wahr Gott lebt! sie hat heute den ganzen Morgen ge-

weint, daß es einen Stein erbarmen mochte; und auf mich ist sie bitterböse, sie spricht nicht mit mir, sie sieht mich nicht an. Herr Lieutenant! das halte ich nicht aus; und da ich den ganzen Skandal angerichtet, muß ich auch allein ausessen, was ich eingebrockt. Herr Lieutenant! ich habe nie die Parole verrathen; aber hol's der Teufel! ich kann nicht anders, unser Kind kann ich nicht weinen sehen!"

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen und fragte, ob er wohl für mich eine Depesche an den Obrist besorgen wolle? Er war dazu bereit, und glücklich wie ein Gott eilte ich an den Schreibtisch, um den Obrist um Mariens Hand zu bitten, wobei ich natürlich meine Absicht, den Dienst zu verlassen, nicht unerwähnt ließ. Dahlke empfing den Brief und ging ohne Abschied von seiner Herrin fort, die ihn nicht sehen wollte. Auch meiner Mutter schrieb ich, im Voraus ihrer Einwilligung sicher; nur Mariens Liebe war ich nicht ganz gewiß, und obgleich mein Herz in lauter Hoffnungsjubel bebte, fühlte ich mich befangen wie ein Schulknabe, als ich ihr gegenüberstand.

Sie saß in der Laube allein, hatte ein Kästchen mit Seide neben sich und war mit einer feinen Arbeit beschäftigt, stand aber auf und wollte fortgehen, als sie mich eintreten sah. Ich versuchte sie zurückzuhalten, sie antwortete mir nur eilig und verlegen, daß sie im Hause

etwas zu holen habe und daß ich ja mit hineingehen könne. Dies that ich und fragte sie auf dem Wege, ob sie sich jetzt heiter fühle, ihre Stimmung bei ihrer Ankunft hätte mir weh gethan.

„Ihnen weh gethan, und warum das? Sie wissen's ja, ich bin ein thörichtes Geschöpf, voll Launen und Eigenwillen, sagt mein Vater, auf das man nicht achten darf. Und kann ich dafür, wenn ich so bin? Mein Vater ist gut, sehr gut, aber keine Mutter hat je über mich gewacht, keine Schwester hat mir freundlich zur Seite gestanden, und immer bin ich allein gewesen unter den Männern. O! wenn ich meine Mutter hätte!" rief sie weinend und so aufgeregt, daß es mir in tiefster Seele weh that.

„Liebe, süße Marie!" bat ich und wollte ihre Hand fassen, aber wie von einer Schlange berührt, fuhr sie zurück, warf absichtlich, das sah ich deutlich, das Arbeitskästchen hin, dessen eleganter Inhalt auf die Erde fiel, und rief mir plötzlich in gezwungenes Lachen ausbrechend zu, ich möchte ihr helfen die Kleinigkeiten zusammen zu suchen, ob ich denn nicht bemerke, daß sie ganz froh sei und nun scherze.

„Das ist ein schlechter, kalter Scherz, ein Scherz, bei dem Ihr Auge thränet und mein Herz blutet; ein Scherz, wie kein Mädchen ihn jemals wagen sollte," entgegnete ich tiefbewegt.

„Ach! ich bin heute nicht ich selbst," klagte Marie, „und wenn Sie Mitleid mit mir haben, lassen Sie mich heute allein; der Ball, die Fahrt haben mich so erhitzt, ich muß Bewegung in der freien Luft haben, oder Ruhe, ich weiß es selbst nicht, wie mir ist." Dann sich besinnend, verlangte sie nach Dahlke, weil sie reiten wolle. In seiner Abwesenheit bot ich ihr meine Dienste an; sie willigte ein und ging tiefaufathmend schnell fort, um sich anzukleiden.

VI.

Die Pferde standen gesattelt, und ich sah mit großer Lust dem Augenblick entgegen, wo ich mein Pferd besteigen und als Mariens Beschützer mit ihr allein sein würde; zudem hatte ich nach der Verordnung meines Arztes nach meiner Krankheit noch nicht geritten, und Alles, Liebe, Hoffnung und das Gefühl zurückgekehrter Gesundheit vereinigten sich, mich glücklich zu machen.

Da trat Marie heraus in der schwarzen Amazone, den kleinen Strohhut mit dem flatternden grünen Schleier auf den goldenen Locken, aber bleich und noch mit verweinten Augen; Tante und Cousine waren mit ihr und banden mir die kleine Reiterin auf die Seele; wobei Lottchen

leise gegen mich bemerkte, bei mir sei ihre Cousine gewiß gut aufgehoben, und ich würde dieselbe bestimmt eben so ängstlich beschützen, als ihr Bräutigam sie selbst; für welche Bemerkung ich dem klugen Lottchen herzlich die Hand drückte.

Nun hielt ich den kleinen Fuß der Geliebten in meiner Hand, augenblicklich saß sie fest auf ihrem schönen Pferde, ich schwang mich auf das meine und fort ging es. Anfangs ritten wir Beide schweigend einher, dann kehrte Mariens gute Laune allmälig zurück, sie fühlte sich frei in der freien Natur. Feld, Bach und Bäume waren ihr liebe Bekannte; sie ritt schneller und wurde immer schöner, je länger wir ritten und je heiterer sie wurde. Bei dem Galopp, in dem die Damen reiten, war an eine ordentliche Unterhaltung nicht zu denken, nur unsere Blicke sprachen, und es schien mir, als ob Mariens Auge das meine verstanden hätte.

Sie war weicher und milder gegen mich als früher, und ich hätte sie zu gern an mein Herz drücken mögen. Am liebsten wäre ich gleich mit ihr in meine Heimath geritten, und hätte sie, die nach einer Mutter verlangte, meiner Mutter in die Arme gelegt und ihren Segen für uns erbeten. Mich von Marie zu trennen, schien mir jetzt schon unmöglich, und der Gedanke an die Antwort ihres Vaters machte mich besorgt und zerstreut; auch

wußte ich ihr jetzt nichts zu sagen, weil Alles vor dem Gefühl meiner Liebe in den Hintergrund trat, und ich kein Wort in mir fand als „ich liebe Dich!“ Marie bemerkte und theilte meine Zerstreutheit und trieb zur Rückkehr, da die Sonne bereits untergegangen war. Doch um mich und sich aus den Gedanken und Träumen, die uns umschwebten, zu reißen, ritt sie näher an mich heran und versuchte zu plaudern.

„Schämen Sie sich, Herr von Steinach,“ rief sie, „Sie sehen gar nicht so glücklich aus, wie ein Kavallerie-Offizier aussehen sollte, der nach drei, vier Wochen zum erstenmal sein schönes Pferd besteigt. Wissen Sie, daß Ihr Pferd Sie so gar nicht erkennen kann? Und überhaupt ein Soldat muß nicht traurig sein, sagt Dahlke.“

„Vielleicht bin ich die längste Zeit Soldat gewesen! Die nächste Stunde wird darüber entscheiden,“ antwortete ich, ihr in die schönen Augen sehend, und jetzt sah ich mit Entzücken an Mariens glühenden Wangen, daß sie mich errathen hatte; doch versuchte sie unbefangen zu scheinen und meinte: „Nun! so lassen Sie uns noch zum Abschied einen Wettlauf veranstalten.“

„Hier durch das Dorf? Unmöglich! Das werde ich Sie nicht wagen lassen.“

„Seht doch den strengen Herrn! nicht wagen lassen!“ rief sie neckend. „Vom Dorfe ist übrigens die Rede nicht,

nur hinten über die Wiesen, auf glattem Rasen; wir langen dann bei den Wirthschaftsgebäuden an. Kommen Sie, kommen Sie!"

Mit den Worten sprengte sie fort, und wir flogen Beide wie der Blitz dahin. Vergebens versuchte ich ihr zuzurufen, denn ich zitterte, als ich das tolle Jagen sah und die zarte, ätherische Gestalt der Geliebten vor mir hinschwebte. Und dennoch wagte ich nicht, ihr schnell zur Seite zu sprengen, aus Furcht, sie dadurch zu noch wilderer Hast zu reizen. So langten wir an einer Hecke an, die den Herrenhof abschloß; mit einem Satze war Mariens Pferd darüber fort, hatte aber im Sprunge die Hecke zerbrochen, eine losgeschlagene Latte traf mein Pferd; es scheute, bäumte sich gewaltig und stürzte, ehe ich mich dessen versah, sich überschlagend mit mir nieder. Ein lauter Schrei Mariens war das Letzte, was ich hörte.

Als ich erwachte, war es Nacht. Ich lag auf einem Ruhebett, den linken Arm in der Binde; eine Lampe brannte im Zimmer und zu den Füßen meines Lagers kniete Marie.

„Tante! er lebt wieder!" rief sie, als ich mich empor zu richten versuchte, „Tante, er lebt! — O! Gott sei Dank, Rudolph, daß Du lebst!" rief sie nochmals, als ich meine Hand nach ihr ausstreckte. Ich wollte sie zu mir nieder ziehen, aber ich vermochte es nicht; meine

Kraft versagte und weinend sank Marie an meine Brust. Ich glaubte noch zu träumen, aber einen Traum, dem ich ewige Dauer wünschte, und auf Mariens Armen ruhend, schlummerte ich wieder ein.

Am Morgen war Marie verschwunden, nur mein alter Diener saß an meiner Seite und erzählte, daß sie gestern einen Todesschreck gehabt hätten, als der Verwalter mit der Nachricht in's Haus gestürzt, wie ich für todt an der Erde läge, und Fräulein Marie in Thränen an meiner Seite kniee. Man sei hinausgeeilt, hätte mich hier in's Wohnzimmer getragen, der Regimentsarzt sei da gewesen und hätte erklärt, die Verletzung des Armes sei unbedeutend und die Betäubung würde bald nachlassen, nur müsse man für die größte Ruhe sorgen, weil nach meiner Krankheit leicht ein Rückfall eintreten könne. „Da haben nun die Frau Amtmännin und das Fräulein Marie die ganze Nacht hier gesessen, und das Fräulein hat es sich nicht nehmen lassen, Ihnen immer selbst die kalten Umschläge aufzulegen und Ihre Kissen zurecht zu rücken, und erst gegen Morgen hat die Frau Amtmännin sie überreden können, sich für ein paar Stunden schlafen zu legen; und Herr Lieutenant, wenn Sie nicht gesund werden, wenn so ein Engel Sie pflegt, dann weiß ich nicht!“ schloß er seinen Bericht.

Von tausend Gedanken bestürmt stand ich auf, um

mich ankleiden zu lassen, wobei mein alter Johann meiner Ungeduld Alles zu langsam machte, weil ich vor Sehnsucht brannte, die Geliebte wieder zu sehen; doch meine große Eile verursachte nur um so größeren Aufenthalt, da mein Arm gelähmt und ich überhaupt ganz matt war. Noch war die Bandage um den kranken Arm nicht angelegt, als die Equipage des Obrist im Hofe und gleich darauf Dahlke in meinem Zimmer anlangte.

„Was Teufel! Herr Lieutenant, Sie sind blessirt?“ fragte er, als er mich ansah, „haben's auch unter den Pferden gelegen, wie ich, als der Feind darüber weg ging? Na, das ist brav — oder was ist sonst passirt? Der Obrist hat schöne Augen gemacht, als ich ankam mit dem Brief. Sie waren draußen bei'm Manöver und es ging lustig her; 's war ein Glück, daß ich ankam, wäre sonst Alles drunter und drüber gegangen. Zuletzt, als Alles vorbei war, wurde gesattelt und angespannt, und es ging hierher in's Quartier. Der Herr hat kein Wort gesprochen mit dem alten Dahlke, es ist rein, als ob ich überflüssig wäre beim Regiment; aber das ist Alles Ihre Schuld, halten's zu Gnaden, Herr Lieutenant! Sie haben die Konfusion angerichtet, und ich muß es ausbaden, das ist mein Leben lang nicht so mit mir gewesen. Ich hab's vorausgewußt, wie es kommen würde. Wie das Kind, das Mariechen, Sie so den ersten Tag ansah und nachher

Abends mit Mamsell Lottchen sprach und nicht genug vom Herrn Lieutenant ausspioniren konnte — da roch ich Lunte. Sie war ja sonst nicht neugierig; und als ich nachher sagte: „Na, Fräulein, was ist denn los, daß mit dem Lieutenant gegangen wird und nicht mit mir?“ und sie lachte und sagte: „Nimm's nicht übel, Dahlke! aber der Lieutenant ist schöner als Du und flinker zu Fuß“, als sie mir das sagte, da merkte ich, daß es rein aus wäre mit ihr, und darum rapportirte ich's dem Herrn. Aber der scheint auch den Narren an Ihnen gefressen zu haben, denn er wurd' blaß, wie bei Ligny, wo ich über ihm stand, er wurd' blaß, weil Sie 'runter gefallen sind vom Pferd, wie ein Gelbschnabel, halten's zu Gnaden! obgleich Sie sonst ein fixer Reiter sein sollen.“

So sprach er fort, bis mir der Obrist gemeldet wurde, der gleich darauf mit Marien an der Hand bei mir eintrat. Ich wollte Ihnen entgegen eilen, aber der Obrist kam mir zuvor. „Ich habe für Marie um Entschuldigung zu bitten, lieber Steinach!“ redete er mich an, „das böse Mädchen hat mit ihrer Tollheit Ihren linken Arm für eine Weile unbrauchbar gemacht. Wollen Sie aber als guter Christ Böses mit Gutem vergelten, so geben Sie ihr zur Versöhnung die gesunde Hand, die Sie ihr für immer bieten. — Nehmen Sie das Kind,“ sagte er mit Thränen im Auge, als Marie selig in meinen Armen lag,

„nehmen Sie sie nur, sie wollte schon gestern nicht mehr bei mir bleiben, und ich lasse sie Ihnen, dem Sohne meines alten Freundes, jetzt eben so gern, als ich sie gestern ungern hinaus ließ. Möge die Liebe und Ihre Mutter aus dem wilden verzogenen Kinde eine so gute Frau machen, als meine verklärte Marie es war.“

Der Obrist war sehr erschüttert. Marie war sein einziges Kind; da kam Dahlke auf ihn zu, stellte sich vor ihn hin und sprach: „Sehen's, Herr Obrist, das ist der Kuckuk! kommt erst das Desertiren in's Regiment, da reißt's nicht ab. Erst der Lieutenant von seiner Fahne fort, nun unser Fräulein 'rüber zu den Riesenburgern und, halten's zu Gnaden! da geh ich mit. Hab's unserer Frau selig versprochen, auf den Herrn Obrist zu wachen und auf das Kind. Der Herr Obrist können nicht fort vom Regiment, da werd' ich als Ihr Stellvertreter mit dem Kinde mit müssen und sehen, daß ihm unter den fremden Menschen kein Ueberlaß geschieht, — mit des Herrn Obrist Erlaubniß und Urlaub!“

„Ja, komm mit, Dahlke!“ riefen Marie und ich zugleich, und der Obrist sagte lächelnd: „Nun, wenn Marie und Dahlke desertiren, da werde ich wohl auch bald nachkommen. Sagen Sie Ihrer Mutter, lieber Sohn, sie möge sich darauf gefaßt machen, daß ich auf meine alten Tage mein Winterquartier bei Euch aufschlage, um jung

zu werden in Eurem Glück. Einstweilen aber kommt zu den Unsern, die uns erwarten."

Mit Herzlichkeit nahmen die lieben, neuen Verwandten uns auf, das Küssen und Glückwünschen hatte kein Ende; Lottchen war die Freude selbst und doch trostlos, daß Karl nicht hier sei; sie verlangte, man solle ihm gleich einen Boten schicken, und wir mußten versprechen, sobald sie und Karl verheirathet wären, solle ihr Pastor mich und Marien trauen. Die Tante setzte dem Obrist auseinander, daß meine kleine Braut bis zur Hochzeit bei ihr bleiben, daß die Hochzeit in ihrem Hause sein und meine Mutter dazu herkommen müßte. Dahlke trank auf unsere Gesundheit ein Glas nach dem andern, und der dicke Onkel Amtmann fragte verwundert: „Aber, Kinderchen, wie ist das so schnell gekommen? Der Marie gefiel ja sonst kein Mann."

„Ja, Onkelchen," sagte Marie, „das weiß ich selbst nicht, es kam so, wie es so zu kommen pflegt. Rudolph sah so krank aus, und ich weiß nicht, er gefiel mir gleich und alle Tage besser; und was geht's Dich an Onkel, warum ich ihn liebe? Ich liebe ihn, weil ich will, weil er mein lieber, einziger Bräutigam ist; wie es kam, das weiß ich selbst nicht."

„Halten's zu Gnaden, Herr Amtmann, das weiß ich," rief Dahlke, „denn ich bin des Herrn Obrist Stellvertreter

und gebe Achtung auf's Regiment! Das kommt davon, daß keine rechte Aufsicht mehr ist, wenn ich weg bin. Hätt' ich nur das Terrain recognoscirt, ich hätt' unser Fräulein hier nicht einquartiert. So'n halb kranker, schöner Offizier, der macht so'n Mädel toll; da brennt's rasch ab, flink wie ein Reiterpistol. Aber das hat der Herr Obrist zu verantworten. Wer wird Pulver und Feuer zusammen lassen? Und nun muß ich's ausbaden, muß fort vom Regiment, von den litthauischen Dragonern, um auf das junge Volk Acht zu geben, weil ich dem Herrn Obrist sein Stellvertreter bin; muß fort von dem Regiment, von meinem Regiment," sagte er mit bebender Stimme. „Aber ich hab's der seligen Frau versprochen, auf den Herrn und auf's Kind zu wachen, und das hab' ich, hol' mich der Teufel! gehalten und werd's weiter halten bis an den Tod; und ich werd' unsere Enkel erziehen, wie ich das Mariechen erzog. Ich hab' sie Alles gelehrt, gehen, sprechen, reiten und schießen — blos Ordre pariren, das kann sie nicht. Na, Herr Lieutenant," wandte er sich zu mir, „das wird sie von Ihnen lernen; aber sein's kein strenger Exerciermeister, taugt nichts bei jungem Volk!"

Dahlke wollte lachen, aber die Thränen rollten auf seinen Bart und kurz umdrehend wollte er hinaus, da fiel ihm Marie ebenfalls weinend um den Hals und bat:

„Geh nicht fort, mein guter Dahlke! Ich habe Dich so lieb, auch der Lieutenant hat Dich lieb, und wir sind glücklich; ich, mein Rudolph und der Vater, Alle, Alle!"

„Gewiß Dahlke!" sagte der Obrist nnd schüttelte ihm fest die Hand, „gewiß Dahlke! es ist Alles gut, und geh nur ruhig mit Marien; sobald Du willst, kommst Du wieder zum Regiment, ich gebe Dir den Abschied nicht, nur Urlaub, und wenn ich Dein bedarf kehrst Du wieder; darauf wollen wir jetzt zusammen trinken, alter Kamerad!"

„Na, wenn Sie glücklich sind, Herr Obrist, dann ist es Ihr Stellvertreter auch! Und bei Gott, so lange ich beim Regiment bleibe, soll Alles nach dem rechten Kommando gehen! Und sie sollen leben: Vivat hoch! das Fräulein und die litthauischen Dragoner!"

Darauf leerte er sein Glas und ging hinaus.

Es war eine selige Stunde, und ich wünsche allen meinen Kameraden, die dies lesen, bald eine ähnliche zu erleben.

Gräfin Maria.

(1843.)

Im Sommer des Jahres 1831 waren die Seebäder in Ostpreußen voll von Polinnen, die hier in nächster Nähe vom Vaterlande der Entscheidung des Kampfes entgegen harrten und für die Freiheit desselben die glühendsten Wünsche hegten. Nur der feste Wille ihrer Väter und Männer hatte sie zur Auswanderung bewegen können; nur die Versicherung, daß man ruhiger kämpfe, wenn man die Frauen geborgen wisse, hielt sie im Auslande zurück, während ihre ganze Seele an den Orten hing, wo das Loos ihrer Lieben, das Loos ihres Vaterlandes blutig entschieden wurde. Keine von all' den polnischen Familien hatte männliche Begleitung, und alle nur wenig männliche Bedienung bei sich. Man hatte dem Vaterlande keinen Kämpfer entziehen wollen, wenn die dringendste Nothwendigkeit es nicht erheischte.

Die sonst so lebensfrohen, koketten Polinnen lebten ziemlich zurückgezogen und still. Wer will auch tanzen

4*

und sich freuen, wenn man von jeder Minute Entscheidung zwischen Freiheit und Knechtschaft erwartet, wenn man jeden Augenblick für das Leben seiner Geliebtesten zittert?

Die Gräfin Gornitzka war mit ihrer achtzehnjährigen Tochter Maria unter denen, die man am wenigsten sah. Sie waren in tiefer Trauer angelangt. Der Gemahl der Gräfin war gleich zu Anfang des Aufstandes von der Hand eines Russen gefallen. Die beiden Söhne, die das Vaterland zu befreien und den Vater zu rächen hatten, beschworen die Mutter, Polen zu verlassen, bis der Kampf entschieden sei. Die Gräfin fügte sich und ging nach Preußen, wo sie in einem der Seebäder eine Wohnung nahm. Sie war leidend und ging nur selten aus. Die Wenigen, die sie in dem Gärtchen vor ihrer Wohnung oder auf den Arm ihrer Tochter gestützt, am Strande gesehen hatten, schilderten sie als eine große, imposante Gestalt, deren Gesichtszüge den Charakter eines tiefen Ernstes, einer fast antiken Ruhe trugen. Gesprochen hatte sie Niemand.

Marie sah man desto öfter am Meere; am meisten in der Zeit, die gewöhnlich von den andern Badegästen nicht zur Promenade benutzt wurde. Die ersten Stunden des Tages, die ersten der Nacht, ging sie allein am Meere einher, oder saß ruhig, in sich versunken, auf einer der Bänke. Sie erwiederte freundlich den Gruß oder die Anrede jedes Vorübergehenden, aber sie selbst hatte sich

noch Keinem genaht; sie blieb lieber allein, das konnte man merken.

Eine solche Erscheinung mußte die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, besonders da Maria's ungewöhnliche Schönheit aus der tiefen Trauerkleidung um so leuchtender hervorsah. Sie war groß und über ihre Jahre üppig gebaut. Ihr dunkles Haar, die bräunlich glühende Farbe ihrer Haut, die feste Stirn, die fein geschnittene Nase, die vollen Lippen und die großen dunkelblauen Augen, die unter langen schwarzen Wimpern schwärmerisch hervorblickten, machten, daß man sie auf den ersten Blick leicht für eine Südländerin hielt. Wenn man früher dem Vater eine Schmeichelei über die Schönheit seiner Tochter gesagt, so hatte er erwiedert: Schön ist sie, weil kein Tropfen litthauisches oder russisches Blut je in den Adern ihrer Ahnen floß; sie ist eine ächte Polin, ein ächtes, glühendes Sarmatenkind, und ihr Herz ist so treu polnisch, als ihr Gesicht.

Die schöne Gornitzka war das Gespräch der ganzen Gesellschaft. Die Mütter fanden die Sorglosigkeit auffallend, mit der die Gräfin das junge Mädchen sich selbst überließ; die jungen Herren erzählten, so oft sie sie gesehen, von ihrer Schönheit, und die Mädchen beneideten sie um das allgemeine Interesse, das sie einflößte.

Vor Allen waren es zwei junge Männer, die eifrig in

ihre Nähe zu kommen wünschten. Graf Dmitri Wassewitsch, ein Russe, den eine leichte Verwundung vom Kampfplatz entfernt hatte, und Charles Hall, ein junger Amerikaner, den die Interessen des väterlichen Handelshauses nach Preußen geführt. Aber auch diese Beiden hatten sie nur flüchtig anzureden gewagt. Sie hatte dem Russen stolz den Rücken gewandt und seine Frage nicht beantwortet. Die Briefe, die er ihr geschrieben, hatte sie zurückgesandt. Sage der Mutter nicht, hatte sie dem treuen Diener befohlen, der mit Rückgabe der Schreiben beauftragt war, daß ein Russe mich durch seine Liebe zu beleidigen wagt; sie ist ohne das unglücklich genug. Den Briefen waren Drohungen gefolgt, die Dmitri wüthend gegen den Diener ausgesprochen hatte. Aber auch diese schreckten Maria nicht. Ich verachte ihn zu sehr, um ihn zu fürchten, sagte sie, und ging schweigend die gewohnte Bahn.

Je stürmischer der Abend war, je wilder das Meer tobte, mit um so größerer Zuversicht konnte man erwarten, die Gräfin am Strande zu sehen, und wenn irgend ein Vorübergehender ihr wohlmeinend rieth, bei dem heftigen Sturme nicht so lange am Meere zu verweilen, so antwortete sie: Ich liebe den Wind und die Luft.

Das machte, daß die Leute im Dorfe sie bald die Windsbraut nannten und sich allerhand Fabelhaftes von

ihr erzählten, wie die Phantasie des Volkes es gern ersinnt. Wenn sie Abends umherging am Meere, dann sollte der Sturm sich besänftigen und die Sterne durch die Wolken brechen; wenn sie Morgens am Meere umherging, so gäbe es Sturm, sagten die Leute. Die Kinder fingen bald an ihr auszuweichen, und die Erwachsenen betrachteten sie mit scheuer Ehrfurcht. Maria aber merkte Nichts von dem, was um sie vorging. Nach wie vor erschien sie am Ufer des Meeres und träumte von der geliebten Heimath und wünschte Segen herab auf die Waffen ihres Volkes.

Eines Abends war es dunkler und stürmischer als je. Maria saß in ihre schwarzen Gewänder gehüllt, auf ihrer Lieblingsbank am Ufer. Sie hatte den Hut abgenommen, ihr Gesicht war bleich. Das dunkle Haar hing in feuchten, vom Nebel genäßten Locken herab. Seit einigen Tagen hatte man sie nicht gesehen; man sagte im Dorfe, die alte Gräfin sei schwer erkrankt, es wären ihr üble Nachrichten aus Polen zugekommen. Und so war es. Die Schlacht von Praga war geschlagen. Ihre beiden Söhne, die Grafen Gornitzka, die Letzten ihres Hauses, waren gefallen.

Mit erhabener Würde ertrug die Mutter das Unglück, das sie getroffen. Sie hatte ihre Söhne dem Vaterlande geopfert, für das ihr Gatte schon früher gestorben war.

Ihr war das schwerere Loos geworden, sie mußte die Ueberlebende sein. Ihr Vaterland, ihre Tochter, das sollten ihr die Stützen werden, an denen sie sich aufrecht erhielt, die Bande, die sie an das Leben fesselten.

Mitten in diesen Schmerzenstagen hatte Graf Dmitri sich melden lassen. Die Gräfin hatte seinen Besuch mit dem Bemerken abgelehnt, daß der Tod ihrer Söhne sie in tiefe Trauer versenkt hätte. Das aber schreckte die Zudringlichkeit des Russen nicht zurück. Trotz der Weigerung des Dieners, drang er in das Zimmer der Gräfin, und warb mit roher Keckheit um die Hand Maria's. Entrüstet deutete die Gräfin ihm an, wie es fast eine Sünde sei, jetzt, nachdem ihr Mann und ihre Söhne von den Kugeln der Russen gefallen, die Tochter zur Ehe zu fordern.

„Eine Sünde!" rief Dmitri höhnisch, eine Ehre wollten Sie sagen, Frau Gräfin, ist es, wenn ich Maria zur Frau nehme, während es nur eines Wortes von mir bedurfte, das schöne Kind, das so eifrig die Briefe der Aufrührer nach Frankreich besorgte, in die fernste Gegend Sibiriens zu bringen."

Maria, die sich an der Seite ihrer Mutter befand, fuhr auf, aber die Gräfin wies sie zur Ruhe. „Es ist uns vom Herrn auferlegt, auch diese Schmach der Beleidigung zu ertragen, ertrage sie mit Würde, meine Tochter," sagte sie.

Da faßte Dmitri, bleich vor Zorn, die Hand der Kranken und rief: „Ueberlegt es. Maria wird mein, oder ich denuncire sie dem Kaiser als Verrätherin.“

„Könnten Sie zweifeln,“ sagte Maria kalt, „daß ich die Ehre, für mein Vaterland zu leiden, der Schmach vorziehe, aus Feigheit die Ihrige zu werden?“

Wüthend sprang Dmitri empor: „Ueberlegt bis morgen!“ rief er nochmals und stürzte hinaus.

Jetzt erst erfuhr die Gräfin, was früher zwischen Dmitri und Maria vorgegangen. Es war ein neues Leid, das die Schale des Elends vollmachte. Aber kein Zweifel über das, was sie zu wählen hätte, kam in Maria's Sinn; kein Wort der Ueberredung über die Lippen der Mutter. Ruhig erwarteten sie die Zukunft.

Ohne Klage, ohne Murren, im stummen gerechten Schmerz vergingen ihr und Maria die Stunden. Sie trennten sich wenig; am Lager der Mutter hatte Maria den Tag zugebracht, und erst als sie diese ermattet dem Schlaf in die Arme sinken gesehen, war sie hinausgegangen, die glühende Seele im Aufruhr der Elemente zu beruhigen.

Schweigend saß sie da. Graue, riesenhaft geballte Wolken verhüllten den Mond und die Sterne. Ein bleiches, fahles Licht lag über dem Meere. Gelblich grüne Wellen thürmten sich empor mit schaumgekröntem Haupte,

und wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hatten, stürzten sie donnernd zusammen und verloren sich in dem Gewässer, das mächtig heranrollend an das Ufer schlug. Aber noch stärker als das Wellengebraus tobte der Sturm, der die Wolken wie fliehende Schaaren vor sich her jagte. Dann ward zuweilen der Himmel lichter; Maria konnte das Meer bis an den fernsten Horizont überblicken, wo es vom Monde beschienen wie grünlich feuchtes Metall glänzte. Aber auch dort rang Welle mit Welle, auch dort Zerstörung und Kampf, bis wieder eine schwarze Wolke das Mondlicht verhüllte und die Ferne in Nacht versank.

So dunkel und stürmisch war das Schicksal ihres kämpfenden Vaterlandes, so vergingen im Tode die besten Kräfte ihres Volkes, so verhüllte die Nacht des Despotismus das junge Licht der aufleuchtenden Freiheit. O! das Meer schien ihr ruhig, der Kampf der Elemente gering gegen den Sturm in ihrer Brust. Ihr Vater, ihre Brüder gefallen, das Vaterland sein bestes Herzblut dahinströmend im Kampf gegen rohe Uebermacht, die Mutter hinsterbend mit dem hinsterbenden Polen! Es war so bewegt und doch so todt in ihrer Seele. Sie rang ihre Hände zum Himmel empor. „Wo ist Freiheit? wo ist Glück?“ fragte sie leise, und: „Ueber den Wolken!“ antwortete ihr eine leise Stimme.

Sie fühlte sich von mächtigen Armen leicht empor-

gehoben, sie schwebte über dem Meere, hoch, immer höher hinauf in eine reinere Luft. Das Heulen des Sturmes verklang immer mehr, so auch das Brausen des Meeres. Leise, linde Töne erklangen; auch diese verschwanden; mildes Sternenlicht durchflimmerte den Aether — sie unterschied, sie sah, sie empfand nichts deutlich, als gänzliche Freiheit, gänzlichen Frieden. Ihre Seele erstarkte in ungekannter Wonne, eine unirdische Seligkeit erfüllte sie.

Als sie umherzublicken anfing, schwebte ein Jüngling an ihrer Seite, der sie mit sich fortzog. Dunkel glänzende Locken umgaben sein klares Antlitz, mächtige Flügel an seinen Schultern kündeten ihr den Bewohner einer andern Welt.

Wo bin ich? fragte Maria schüchtern.

In der Luft, in meiner Mutter Reich. Ich bin ihr Lieblingssohn, der Wind. Dein Leid hat uns gerührt, und wir haben Dich zu uns erhoben, um Dich frei athmen zu lassen in besserer Sphäre. Gieb mir die Hand und folge mir.

Und sie schwebten durch leicht bewegtes Himmelsblau; da saßen kleine Genien, die spielten mit bunten Seifenblasen, die sie einander zuwarfen, bis nichts davon übrig blieb; dann nahmen sie neue; sie schienen großen Vorrath davon zu haben.

Das sind die Zephyre, meiner Mutter kleinste Diener, sie spielen mit Liebesschwüren, die der Wind verwehte.

Dann kamen sie an einen Ort, an dem Jungfrauen in dunkeln Gewändern eifrig ein glänzendes Naß in goldenen Gefäßen rührten.

Was machst Du? fragte der Wind die Erste. — Wir sammeln die klagenden Seufzer des Unglücks, das gen Himmel fleht, und bereiten den Thau des Schlummers, den wir den Schwerbeladenen auf die Augen träufeln.

Darauf gingen sie weiter und immer weiter durch Wolken jeder Art, sahen Genien in mannigfacher Weise thätig, und gelangten an eine Schmiede, in der rüstige Cyklopen glühendes Metall verarbeiteten.

Sieh hin, Maria! sagte der Wind zur Jungfrau, sie schmieden Blitze aus den Meineiden der Könige, aus den gerechten Klagen der Völker; Blitze, von denen die Geschlechter der Könige zerschmettert werden, wenn das empörte Volk wie tobendes Gewitter die Luft frei macht, um darin zu athmen.

O! einen Blitz für mein Vaterland! flehte Maria, nur einen, aber einen starken Blitz!

Geduld! antwortete der Genius, das Wetter ist noch nicht da.

Und je weiter sie wandelten, je mehr wechselte die Umgebung. Blühende Blumen sprießten aus den Wolken

empor und formten sich zu Kränzen voll üppigster Schönheit. Ein Hain von mächtigen Bäumen lag vor ihnen und verkündete Kühlung und Ruhe.

Wir sind nun im Garten der Mutterliebe, erklärte der Wind. Hier fassen die frommen Wünsche des treuen Mutterherzens Wurzel, die es in stillem Gebet der Luft vertraut. Die Wünsche gedeihen und werden zu Kränzen des Segens, die wir hinabwerfen auf die Häupter der guten Kinder, daß sie ihnen Glück und Heil bringen als heiligen Muttersegen. Jene Bäume entsprangen aus dem Blute und der Asche der Märtyrer, die für ihr Vaterland gefallen; ihre Blätter fächeln Kühlung hinab auf das Feld, wo die starken Polenhelden dem Tode unerschrocken erliegen. O! eine üppige Saat wird aufgehen aus ihrem Blute; auch das Blut der Deinen wird Frucht bringen, reichliche!

Maria's Thränen flossen, sie folgte schweigend ihrem Führer und betrachtete staunend die fremde Welt, in die sie sich versetzt fand. Plötzlich aber veränderte sich die Scene. Es wurde einsamer und freier um sie her. Nur einzelne Genien schwebten noch leise vorüber, als sie endlich ein goldenes Thor von fern erblickten. Aber es war nicht Gold bei näherer Betrachtung, sondern eine Lichtwolke, welche der Wohnung der Luftkönigin zum Thore diente. An der Hand des Windes durchschritt Maria sie, und

Aeolsharfentöne erklangen, als ihr Durchgang die Lichtwolke in Bewegung setzte.

Gegen die Wunder, welche Maria jetzt erblickte, trat Alles, was sie bisher gesehen, in den Hintergrund.

Auf blauem Wolkenthron, den Sternenglanz durchflimmerte, saß die schöne Königin der Luft in ewiger Jugend und Frische. Der Halbmond leuchtete aus ihren lichten Locken hervor, die mit Rosen durchflochten waren. Sie hatte den Gürtel des Orion um ihr Gewand gelegt, und sich in den duftigen Schleier gehüllt, den die kurzsichtigen Menschen Milchstraße nennen. Es war ihre Abendtoilette; den Gala-Anzug des Tages, das Lichtgewand und das Sonnendiadem, hätte Maria's Auge nicht ertragen können. Zu ihren Füßen ruhte ein weißer Adler.

Maria sank vor der Königin nieder in anbetender Wonne, aber diese hob sie empor und sagte: Sei mir gegrüßt, Du armes Kind! Ich kenne Dich lange, und mein schöner Sohn, der Wind, hat mir die gerechten Klagen verkündet, die aus Deiner Brust in sein Ohr tönten, wenn Du einsam am Ufer des Meeres wandeltest. Du liebst die Luft und den Wind, darum bieten sie Dir Stärkung, Trost und Hoffnung jetzt, da Du ihrer mehr als je bedürfen wirst. Das Härteste steht Dir noch bevor. Sieh her! der weiße Adler ist wieder in der Luft bei mir. Ich

habe ihn zurückgerufen, weil die Atmosphäre der Erde noch voll Knechtschaft ist. Polen wird unterliegen; doch der weiße Adler soll nicht sterben. Ich pflege sein, bis die Freiheit auf der Erde herrscht. Dann wird auch er seine Schwingen entfalten, dann sende ich ihn hinab, daß er glorreich über dem neuen Polen schwebe, wenn es aus der Asche des jetzt versinkenden ersteht. Warschau ist in den Händen der Russen, Du siehst Polen nicht wieder.

O! meine Mutter! rief Maria, wie wird sie das ertragen!

Sie ist in Freiheit, ehe sie es erfährt, im Vaterlande droben jenseits der Luft.

Und ich allein, ich allein soll den Fall unseres Hauses, den Fall des Vaterlandes überleben? Ich soll eine Waise, allein auf der fremden Erde umherwallen? O, behalte mich hier! Laß mich den Geistern helfen die Freiheitsblitze schmieden, laß mich den Adler hüten, nur stoße mich nicht zurück auf die Erde. Wie soll ich in Knechtschaft leben, da ich bei Dir, wenn gleich nur Momente, in Freiheit geathmet habe! Hier laß mich bleiben oder hinübergehen mit meiner Mutter.

Du armes Kind! Du darfst nicht bleiben, Du mußt fort und leben auf der Erde. Es ist dem Menschen nur ein Blick, kein Verweilen in höheren Regionen gegönnt. Sei stark und unverzagt. Luft und Wind sind Dir günstig,

sie wünschen Dir Freiheit und Glück, sie werden Dich nach Westen führen, wo Du Beides findest. Hier nimm den Kranz von Muttersegen, als ein unsichtbares Zeichen mit Dir hinab; der Mutter Segen wird Dich nie verlassen.

Maria beugte ihr Haupt, ihr Herz wollte brechen vor Schmerz und ihre Sinne schwanden.

Führe sie hinab, sagte die Königin zum Winde, indem sie die bleichen Lippen der Bewußtlosen küßte. Und der Wind nahm sie in seine Arme, und trug sie durch das Reich seiner Mutter zurück zu der Bank am Meere, von der er sie emporgehoben hatte. Dort erwachte sie wie aus einem Traum. Es war still und schwül, tiefe Nacht umgab sie statt des Lichtes, aus dem sie kam. Sie erschrak, daß sie so lange Zeit verträumt, so lange fern geblieben von der kranken Mutter, und schickte sich zu eiliger Rückkehr an. Aber nur wenige Schritte war sie gegangen, als eine rauhe Stimme an ihr Ohr schlug, eine heiße Hand ihren Arm ergriff. Es war Dmitri, der glühend von Wein und wilder Begier ihr nachgeschlichen war.

„Finde ich Dich endlich, schönes Liebchen?“ rief er, nud versuchte sie in seine Arme zu ziehen.

Sie aber machte sich los mit Jugendkraft und sagte: „Fort, Elender, wage nicht mich zu berühren, oder —“

„Was denn, mein Kind!“ lallte er. „Ich wag' es schon.

Warschau ist gefallen und der Kaiser schenkt uns die schönen Polenmädchen sammt ihrem Hab' und Gut. Ich brauche nur zu verlangen und Maria Gornitzka wird mein.“

„Nimmermehr! Eher sterbe ich oder Du!“ rief Maria stolz, indem sie sich auf's Neue seinen Armen zu entreißen strebte, die sie abermals umschlungen hielten. Indeß der Riesenkraft des Russen war sie nicht gewachsen, und ihr Hülferuf drang flehend durch die Luft, die ihn davontrug.

Charles Hall ging traurig am Meere umher. Die Nachricht von Warschau's Fall hatte auch ihn tief erschüttert. Die Zeitung hatte sie vor einer Stunde gebracht. Er, der freie Mann, fühlte tief das Unglück der Polen, und mitfühlend hatte er der Gräfin Gornitzka und der schönen Maria gedacht, deren Bild, seit er sie zuerst gesehen, nicht mehr aus seiner Seele gewichen war. Er hatte ihre Stimme nur einmal gehört, doch er kannte den Ton, als er jetzt plötzlich hülferufend an sein Ohr drang. Im Augenblick war er neben Maria, befreite sie aus der Gewalt des Trunkenen, den er zu Boden schlug, und führte die Erschöpfte dem Lande zu. Schweigend gingen sie neben einander her, sie hatte sich auf den Arm des jungen Mannes gestützt. So geleitete er sie bis zu ihrer Wohnung. Da stand sie still, sie schien sich auf Etwas zu besinnen, dann fragte sie plötzlich: „Welche Nachrichten

hat man von Warschau? Die Post muß angekommen sein, wie mich dünkt?"

„Warschau ist in den Händen der Russen."

„Also war mein Traum Wahrheit!" rief Maria im Tone des höchsten Schmerzes. „Mein Vaterland, das Grab der Meinen, in den Händen der Feinde, und wir verbannt in die Fremde!"

Sie weinte bitterlich. Der starke Geist des Mädchens erlag dem Jammer, und sie ließ es ruhig geschehen, daß Charles wie tröstend ihre Hände in den seinen hielt. Sie konnte nicht allein sein mit ihrem Schmerz, sie sehnte sich nach einer Stütze, sie fühlte Zutrauen zu ihrem Befreier, aber sie durfte nicht weilen.

Sie richtete sich auf, gab Charles die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen! Mag Gott Sie vor dem Gefühl bewahren, an dem Grabe Ihres Vaterlandes zu stehen." Dann ging sie ruhig hinein in das Haus, an das Bett ihrer Mutter.

Die Gräfin schlummerte; ihr treues Kammermädchen wachte an ihrer Seite. Maria setzte sich zu Häupten des Bettes und betrachtete in Gram versunken die bleichen Züge der Kranken, die ruhig dalag. Ein leichtes Lächeln schwebte um ihren Mund, ein tiefer Athemzug entrang sich ihrer Brust; dann erwachte sie und schien die Tochter

zu suchen. Maria kniete vor der Mutter nieder und fragte nach ihrem Befinden.

„Mir ist leicht, Maria, leichter als ich mich gefühlt seit der Nacht, in der man Deinen Vater sterbend in meine Arme legte. Ich habe ihn gesehen,“ fuhr die Gräfin leise fort, „ihn und meine Söhne in dem Lande der Freiheit, sie haben mir gewinkt, und ich fühle es, ich bin bald mit ihnen vereint im Frieden. O, wie gern ging' ich hinüber, wüßte ich Dich geborgen! Sei stark, Maria, Du bleibst einsam zurück. Gott ist mit Dir und der Segen Deiner Mutter.“

Sie legte die Hände auf das Haupt der Tochter und betete leise. Mit Beben lauschte Maria dem leisen Gelispel, es ward schwächer und schwächer, es verstummte ganz. Maria erhob behutsam ihr Haupt, die kalten Hände der Mutter sanken zurück — sie war gestorben.

Einige Tage darauf stand Maria an einem frischen Grabe, als die Sonne emporstieg. Sie hatte ein kleines Stück Land gekauft, mit einer Bank unter schattigen Bäumen, auf der ihre Mutter gern geruht, weil sie eine freie Aussicht nach dem Meere bot. Ein katholischer Priester aus der nahen Stadt hatte den Platz geweiht, hier war

eben die Gräfin Gornitzka der Erde übergeben worden. Der Priester, der die Leichenfeier verrichtet, die Landsleute, welche die Verstorbene zur letzten Ruhestätte geleitet, hatten sich entfernt. Ihre Dienerschaft hatte sie fortgeschickt, um allein in sich die Stärke und den Trost zu finden, die ihr ihre Mutter zur Pflicht gemacht hatte. Sie wollte den Blick zum Himmel erheben, frei sich umschauen in der Natur, aber immer sank er hinab auf den kleinen Hügel, der ihre Mutter bedeckte, immer wieder rief es in ihrer Brust: Eltern und Brüder todt, verwaist, einsam, das Vaterland verloren, die Freunde zerstreut, heimathlos, wie sie selbst, im Exil! — Es war zu schweres Leid für ein so junges Herz, und die unglückliche Maria gedachte des Traumes am Meere. Das Uebel, das ihr verkündet, war reichlich eingetroffen; Trost und neues Leben — von wannen konnten die für sie kommen?

Da nahten Schritte; Maria fuhr empor, der junge Amerikaner stand vor ihr, in sichtlicher Bewegung. Man erkannte in ihm auf den ersten Blick den ruhigen willensstarken Mann; so hatte Maria ihn in den flüchtigen Begegnungen gesehen, jetzt war er scheu und verwirrt und schien vergebens nach Worten zu suchen, bis er leise sagte:

„Sie sind so allein, Gräfin Maria! Sie haben so viel verloren; kein Vater, kein Bruder steht Ihnen zur Seite, — nehmen Sie meinen Beistand an.“

Maria, die thränenlos den Sarg ihrer Mutter herabsinken gesehen, thränenlos bis jetzt mit ihrem Schmerz gerungen, wurde durch die schlichten Worte, mehr noch durch den Ton voll Güte ergriffen, in dem sie gesprochen wurden. Sie sah in Charles Auge, reichte ihm die Hand und weinte. Er führte sie fort von dem Grabe, hin zu der Bank unter den Bäumen, und überließ sie ihren Thränen, bis sie selbst sich beruhigt zu haben schien. Dann sagte er ihr, daß sie augenblicklich den Russen nicht zu fürchten hätte. Er war nach der Anklage, die Charles gegen ihn erhoben, von der Behörde aus dem Badeorte verwiesen worden. Dann fragte er Maria, ob er ihr dienen könne, welche Absicht sie für die nächste Zukunft habe, und ob sie heimzukehren wünsche in ihr Vaterland.

Ich habe keinen Plan, keinen Wunsch, sagte sie. Ohne Verwandte, ohne Heimath ist jeder Ort auf der Erde gleich leer und öde. Ich werde hier im Lande bleiben, vielleicht auch weiter gehen, wie es sich gerade fügen wird. Nach Polen gehe ich nie! Was sollte ich auf dem Grabe der Freiheit, auf dem Golgatha der Meinen, wo ich in jedem Athemzuge Knechtschaft athmen würde und Haß.

Da sah Charles sie ernst und liebend an, ergriff ihre Hand und sprach: „Maria! könnten Sie mir vertrauen! Sie sind einsam, sagen Sie, ohne Zweck, ohne Freunde und Vaterland. Das ist schrecklich für ein so junges

Weib.“ Er stockte, nahm sich gewaltsam zusammen und sagte mit bebender Stimme: „Ich liebe Sie, Gräfin, seit ich Sie zuerst sah. Ich biete Ihnen ein neues, freies Vaterland; Eltern, die die Gattin des einzigen Sohnes lieben werden gleich einer Tochter, einen Wirkungskreis in dem Schatten unserer Wälder, und das Wort eines Mannes, daß er treu an Ihnen handeln will, daß Ihr Glück das seine sein soll. Rang und Adel kann ich Ihnen nicht geben, ich achte sie auch gering, aber Frieden, Freiheit und Liebe. Maria! wollen Sie mir folgen als Gattin in mein fernes Vaterland?“

Die Gräfin war überrascht. Sie kannte den Mann nicht, der so zu ihr sprach, aber diese Züge, diese Stimme trugen das sichere Gepräge der Wahrheit. Jede mädchenhafte Scheu, jedes Bangen verschwand vor den Worten. Der Moment war zu heilig. Fern von den Formen der Convenienz stand der Mensch dem Menschen gegenüber, und mit fester Stimme sagte Maria: „Ich vertraue Ihnen und werde Ihr Weib; hier vor dem Grabe meiner Mutter gelobe ich mich Ihnen an. Beten Sie mit mir, daß ihr Segen uns begleite in die neue Heimath.“

Lange knieten sie neben einander an dem kleinen Hügel, und kehrten dann zurück in das Dorf.

Gleich darauf fuhr Charles in die Stadt, um seine Geschäfte, die fast beendet waren, ganz abzuschließen und

die nöthigen Schritte für seine Verbindung mit Maria zu thun. Acht Tage später, in denen er seine Braut nicht wieder gesehen hatte, segnete in der katholischen Kirche derselbe Priester, der die Gräfin Gornitzka zur Ruhe bestattet hatte, den Ehebund Maria's, die in tiefer Trauerkleidung an der Seite ihres Verlobten vor dem Altare stand.

Dann führte er sie, gefolgt von ihrer polnischen Dienerschaft auf sein Schiff, das segelfertig im Hafen lag. Jubelnd empfingen sie die Matrosen; auch andere Schiffe im Hafen hatten ausgeflaggt, wie an hohem Festtag. Die Gräfin Maria Gornitzka war Mistreß Hall geworden und betrat mit dem ersten Schritte auf das Schiff freies amerikanisches Gebiet.

Charles gab ein Zeichen, sein Kapitän wiederholte es dem Steuermann, ein lautes Pfeifen ertönte, die Anker wurden aufgewunden, die Segel gespannt und pfeilschnell trieb ein günstiger Wind das schlanke Briggschiff von dannen.

Von Charles Arm umschlungen stand Maria auf dem Verdeck. Die Sonne stand hoch am Himmel, eine frische belebende Seeluft umspielte das Antlitz der jungen Frau, die schmerzlich bewegt zurückblickte nach Osten, nach dem Vaterlande voll Noth und Sklaverei. Dann lehnte sie sich fester an ihren Gatten und sagte: „Ich werde wieder

froh werden, Charles, in Deiner freien Heimath, in Deiner Liebe froh und glücklich, um Dir zu lohnen!"

Er zog sie fest an seine Brust und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

Wind und Wetter hielten Wort und geleiteten Maria glücklich hinüber in die neue Welt. Zwölf Jahre sind verflossen seitdem. Charles und Maria leben glücklich. Zwei kräftige Söhne spielen an ihrer Seite unter den Augen der Großeltern und singen aus voller Brust: „Noch ist Polen nicht verloren." — Und wenn die Königin der Luft den weißen Adler einst wieder hinabläßt auf die Erde, werden Maria's Söhne nicht die Letzten sein, die sich unter seinem Banner sammeln.

Der Kunstteufel.

(1842.)

Es war ein nordischer October-Abend. Der Sturm heulte, helle Blitze fuhren durch die tiefe Dunkelheit und prasselnd schlugen Hagel und Regen gegen die kleinen Fenster einer verfallenen Schifferhütte am Gestade der Nordsee. Drinnen saß der Schiffer, ein Mann mit wild-verworrenem Haare, den Kopf in die Hände gestützt und starrte düster vor sich hin. Das Zimmer war kalt und wüst, wie nur gänzliche Armuth es kennt. Kein Feuer brannte auf dem Heerde, und eine Kienfackel, die zwischen die Spalten der Bretterwand gesteckt war, verbreitete ein flackerndes, ungleiches Licht über den Raum, auf dem Margarethe, die junge Frau des Schiffers, mit ihren Kindern saß.

Damals, als der Schiffer Klaus sein junges Weib heimgeholt, war es anders gewesen. Aus der Fremde in das Dorf gekommen, in dem Margarethe mit ihrer Mutter wohnte, hatte er viel Geld mitgebracht, das er als Boots-

mann in fremden Diensten erworben, hatte Haus und Hof gekauft, und obgleich er alt war und rauh von Sitten, war Margarethe von vielen Dirnen beneidet worden um den reichen Freier. Gefallen hatte ihr der Bräutigam wohl eben nicht, doch da ihr Herz noch keine andere Wahl getroffen, war sie mit ihm zum Altar gegangen. Sie wollte ihn pflegen und ihm zu Diensten sein nach bestem Wissen; sie hoffte ihrer alten kranken Mutter einen Beistand zu schaffen durch den reichen Schwiegersohn und Schutz zu finden an ihrem Manne, wenn ihre Mutter einst sterben sollte.

Aber nur zu bald bereute Margarethe den Schritt, den sie gethan. Das Wohlgefallen an seiner jungen hübschen Frau ging bei dem alternden Manne schnell in Gleichgültigkeit über. Der wüste Mensch konnte das ruhige Einerlei des häuslichen Lebens nicht ertragen, er wollte Abwechselung haben und griff im Wirthshause, in dem er die ganzen Tage verlebte, zum Spiel, das er immer geliebt hatte. An ordentlichen Erwerb war bei solchem Leben nicht zu denken. Das mitgebrachte Geld wurde verspielt, Schulden zu Schulden gehäuft, und nach ein paar Jahren sah sich Margarethe mit den beiden Kindern, die sie geboren hatte, aus dem Häuschen vertrieben, das den Gläubigern ihres Mannes zufiel. Still fügte sich die arme Frau in das Unabänderliche. Sie hatte Nie-

mand, dem sie ihre Leiden klagen konnte; die Mutter hatte der Gram über Margarethens Elend getödtet, und ihr Mann war ihr ein Fremder, dem sie nur mit Furcht sich nahte. Nur zu oft hatte sie es erfahren, daß jede Vorstellung, jede Bitte an dem harten Sinne ihres Mannes scheiterte, der weder ihrer, noch der Kinder gedachte und durch Genuß geistiger Getränke sich zu betäuben suchte, wenn ihm doch bisweilen das Gefühl des Unrechtes kam, das er beging.

Natürlich versank seitdem die kleine Wirthschaft trotz Margarethens Fleiß und Sorgfalt immer tiefer in Armuth. Was sie mühsam erwarb, vergeudete ihr Mann schnell, und drückende Noth wohnte in ihrer Hütte, drückende Noth sprach aus den bleichen Zügen der einst so blühenden Margarethe, die sorgenvoll auf ihre Kinder blickte, wenn sie des langen, nahen Winters gedachte. Doch diese hatten keine Ahnung des Elends, das sie umgab. Der fünfjährige Hans blies lustige Weisen auf einer Pfeife von Weidenrinde, während die kleine Marie fröhlich in der dunkeln Ecke umhersprang.

„Still da!" rief plötzlich der Alte dazwischen und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Kinder ängstlich zur Mutter flüchteten. „Nimm dem Jungen die Pfeife fort, und laß die Rangen das Maul halten."

Margarethe that, wie ihr geheißen wurde; aber nur

zu bald hatte der kindliche Frohsinn den Befehl vergessen, und das Scherzen und Springen begann auf's Neue, trotz der Winke der Mutter. Da fuhr der Vater mit erhobener Hand von der Bank empor, und Margarethe zog angstvoll die Kinder an sich, weil sie die rohe Wuth des trunkenen Mannes kannte und fürchtete.

„Nur nicht die Kinder!“ rief sie flehend und schob den Mann auf seinen Sitz zurück.

„Ich wollte, der Teufel holte sie und Dich!“ brummte Klaus. „Aber die Welt ist so lumpig geworden, daß der Teufel selbst Nichts mit ihr zu thun haben mag. Sonst, wenn man nur den Augenblick recht abzupassen wußte, hatte man ein sorgenfreies Leben, Geld und Gut vollauf, und der alte Satan war ein geduldiger Gläubiger. Das ist nun auch vorbei!“

„Um Jesu willen, Mann, sprich nicht so gottlos, und noch dazu in solchem Wetter!“ bat Margarethe. „Es ist eine gräßliche Nacht, und jeder Mensch weiß es, daß der Böse umgeht, wenn es im Herbst und Winter donnert und blitzt, wie heute. Wenn er erschiene!“

„Laß ihn kommen!“ hohnlachte Klaus und schauerte doch zusammen, als wieder ein heller Blitz durch das Fenster leuchtete und es in demselben Augenblicke an die Thür klopfte. Der Schiffer rief mit etwas unsicherer Stimme „Herein!“ und ein großer Mann trat in die Stube. Er war mager, aber

wohlgewachsen, hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und kleine, rabenschwarze Augen; sein schwarzes Haar und der starke Bart machten ihn noch dunkler aussehen. Auch seine Kleidung war ganz schwarz, als ob er Trauer trüge; aber er sah vornehm aus und mitten auf seiner Brust funkelte in dem Jabot ein blutrother Stein so hell und blendend, daß man unwillkürlich den Blick abwendete, und Margarethe nicht wußte, was ihr schreckhafter an dem Eintretenden erscheine: der Stein auf seiner Brust, oder des Fremden eben so unheimlich leuchtende Augen.

„Habt Ihr Obdach für einen Reisenden?“ fragte der Fremde mit freundlicher, aber heiserer Stimme.

„Ja!“ antwortete Klaus, „Obdach ist da, aber weiter Nichts, die Stube ist leer, wie Sie sehen.“

„Thut Nichts! ich führe mit mir, was ich bedarf. Geht hinaus und laßt von meinen Dienern das Nöthige herbeischaffen. Mein Wagen steht vor der Thür, und ich wundere mich, daß Ihr weder die Ankunft desselben, noch das Klopfen meiner Leute gehört habt.“

„Bei diesem Wetter, bei dem Brausen des Meeres —“ wendete Margarethe ein.

„O! das Wetter ist schön. Ich liebe solche Nächte zum Reisen, und ich kehrte eigentlich nur aus Laune in Eurer Hütte ein, weil es mir vorkam, als ob mich eine Stimme riefe. Indeß bin ich auch wohl müde.“ Mit

diesen Worten ließ sich der Fremde auf die Bank nieder und befahl dem Schiffer nochmals, die Diener zu rufen.

Klaus ging hinaus und trat gleich darauf mit zwei Mohren in feuerfarbener Livree in die Stube, welche allerlei seltsames Geräth und Gepäck trugen. Scheu zog sich Margarethe vor ihnen zurück, denn sie hatte niemals solche schwarze Menschen gesehen, und die Kinder verbargen sich weinend hinter der Mutter; nur Klaus blieb ruhig, er war von seinen frühern Reisen an den Anblick gewöhnt.

Geschäftig gingen die schwarzen Diener hin und her, stellten Feldstühle auf, deckten ein schönes Tuch über den alten wurmstichigen Tisch, der in der Stube stand, setzten silberne Leuchter mit leuchtenden Kerzen darauf, und schickten sich auf einen Wink ihres Herrn an, ein Abendbrod zuzurichten, als sie bemerkten, daß kein Holz auf dem Heerde sei, um ein Feuer anzuzünden, und dies dem Herrn meldeten.

Da stand der Herr selbst auf, ging zu dem Heerde, fuhr mit der flachen Hand darüber hin, und plötzlich schlug knisternd eine helle Flamme empor, ohne daß Holz oder sonst etwas Brennbares dort vorhanden gewesen wäre. Es dauerte auch nicht lange, da stand der Tisch für fünf Personen gedeckt, mit köstlichen Speisen besetzt, und der Fremde forderte Klaus auf, mit Frau und Kindern an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen.

Klaus ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und auch die Kinder kamen herbei, gelockt von dem Geruch der ungekannten Leckerbissen.

„Kommt, meine Püppchen!“ sagte der Fremde und setzte sie neben sich. „Kommt, nehmt was Euch gelüstet, und laßt es Euch schmecken.“

Margarethe stand noch von fern. Ihr war die Verwandlung unheimlich, die plötzlich in ihrer Hütte vorgegangen war. Sie konnte kein Zutrauen zu dem Fremden fassen, sie fürchtete sich vor den Schwarzen und hätte es lieber gehabt, daß die Kinder auf ihrem Schooß an der trockenen Brodrinde genagt hätten, statt von dem vornehmen Manne mit Kuchen und Wein gespeist zu werden.

Aber Klaus und die Kinder wurden fröhlich und guter Dinge und ließen sich's wohl sein, während der Fremde gar nicht aß, sondern nur rothen Wein aus einer besonderen Flasche trank, und Klaus um sein früheres Leben befragte.

Der erzählte und sprach von dem lustigen Bootsmannsleben, von der jetzigen Noth, und wie schwer es ihm falle, Weib und Kind zu ernähren. Er klagte, daß die Kinder eine wahre Plage für den Armen wären, und daß er es gar oft bereut habe, nicht ledig geblieben zu sein. Als Margarethe diese Worte hörte, seufzte sie tief auf. Da wandte sich der Fremde, der ihrer über des Alten Erzählung

vergessen haben mochte, zu ihr, als er den Seufzer vernahm, und fragte: „Und machen Euch die Kinder denn wirklich solche Plage?"

„Plage? mir?" antwortete die junge Frau, und trat näher; „sie sind mein einziges Glück, und ich gräme mich nur, daß der Klaus sie nicht leiden kann. Mein Gott! die Kinder sind so hübsch, so gut und so klug! Alle Welt freut sich an ihnen, nur der eigene Vater nicht. Sie sollten nur hören, wie geschickt der Hans ist. Er bläst Alles nach, was der Leiermann spielt, und ist doch erst fünf Jahre alt. Und die kleine Marie, die gar erst drei Jahre ist, kann auch schon Alles singen."

„Ei! so macht mir doch Eure Künste vor, Ihr lieben Kleinen!" sagte der Fremde, und die Kinder, die schon ganz dreist geworden waren, ließen sich nicht lange bitten, ihr gewohntes Spiel zu treiben. Aufmerksam und überrascht hörte der Fremde zu, lobte die Kinder, als sie aufgehört hatten, gab ihnen noch mehr Naschwerk und Wein zu genießen, und hatte durch seine Güte für sie auch bald das Vertrauen der Mutter gewonnen. Sie setzte sich endlich am Tische nieder, genoß ein wenig von den Speisen, die man ihr reichte, und plauderte mit dem Fremden von ihren geliebten Kindern. Sie gestand, daß sie früher, als sie noch bei Mitteln gewesen, oft daran gedacht habe, den Hans dereinst zur Stadt in die Schule zu schicken, und ihn, wenn

Gott es gewollt hätte, wohl gar zum Prediger zu erziehen; nun sei das vorbei und es mache ihr Sorge, was aus dem Jungen werden solle. So ging es eine Weile fort, bis Margarethe bemerkte, daß die Kinder eingeschlafen waren, die von dem ungewohnten Weine getrunken und weit über die Schlafstunde gewacht hatten. Deshalb stand sie auf, um die Kinder fortzutragen und sie auf das ärmliche Lager in der Nebenkammer zu betten.

„Hört, Klaus!" begann darauf der Fremde, als die Frau mit den Kindern hinausgegangen war, „hört, Klaus! Ihr thut mir leid und ich könnte Euch helfen. Ich möchte Euch eine hübsche Summe vorschießen; aber freilich, so lange Ihr die Kinder auf dem Halse habt, könnt Ihr immer nichts Rechtes anfangen. Doch auch dafür gäbe es Rath."

„Was soll ich denn mit ihnen machen? Sie sind einmal da, und abnehmen wird sie mir kein Mensch; es hat Jeder an den Seinen genug!" lachte Klaus wild, dem der Wein allmälig auch zu Kopfe stieg.

„Es kommt darauf an!" entgegnete der Fremde. „Ich habe ein Paar hübsche Kinder verloren und Eure Kleinen gefallen mir. Ich bin ein Maestro del Arte und bin fern von hier in dem schönen Lande Italien zu Hause, bin reich und hochgeehrt. Wollt Ihr Eure Kinder mir überlassen, daß Ihr nie nach ihnen fragt, daß sie ganz

mein Eigenthum werden, so nehme ich sie mit mir, und Ihr könnt verlangen, was Ihr zum Ersatz für sie begehrt."

Klaus traute seinen Ohren nicht. Er sollte fordern, so viel er wollte, er sollte der Sorge für die Kinder ledig werden und vielleicht ein Leben führen, wie in dieser Stunde; das war mehr, als er gehofft hatte. Er verlangte eine Summe, die ihm ausreichend schien, davon sein Leben hindurch in Freude und Ueppigkeit zu schwelgen; und als Margarethe zurückkehrte, hielt der Fremde die Hand hin, Klaus schlug ein und rief: „Topp! der Handel gilt, so wahr es draußen auf dem Kirchthurme zwölf Uhr schlägt!"

„Zwölf Uhr?" fragte der Frrmde, „da wird's bald Zeit an die Weiterreise zu denken. Darum Klaus! unterzeichnet schnell hier diesen Kaufkontrakt, und Ihr, liebe Frau, holt mir die Kinder, daß ich mich des neugewonnenen Besitzes versichere."

„Die Kinder schlafen, gnädiger Herr!" wandte Margarethe ein, die kein Wort von dem verstand, was sie hörte.

„So führt mich an ihr Lager!" befahl der Maestro, und Margarethe that bestürzt, wie er es verlangte. Mit brennenden Kerzen in den Händen folgten ihnen die Mohren.

Als sie in die Kammer kamen, beugte sich der Maestro

seltsam lächelnd zu den Kleinen hernieder, enthüllte ihre Brust und fuhr, ehe die Mutter es gewahr wurde oder es verhindern konnte, mit einem kleinen Messer über die Brust des Knaben, die er blutig aufritzte und dann mit einer Salbe überstrich, welche der Diener ihm präsentirte. Ein Blitz flog gerade durch die Fenster, dem ein furchtbarer Donner folgte, aber die Kinder schliefen ruhig fort, der Genuß des Weines mußte sie wohl betäubt haben.

Darauf wollte der Maestro sich eben der kleinen Marie mit seinem Messerchen nahen, als die Mutter ihm in den Arm fiel und erklärte, sie werde es nun und nimmermehr zugeben, daß auch das andere Kind so gezeichnet werde.

„Der Schreck allein," sagte sie, „hat mich starr gemacht, daß ich Euch willfahren mußte. Was soll das blutige Zeichen auf der Brust des armen Hans? Was bedeutet es? Was habt Ihr mit meinen Kindern vor?"

„Die Kinder sind mein!" antwortete der Maestro. „Ich habe sie erkauft mit sieben Säcken Goldes, die Ihr in der Stube finden werdet; und ich habe nichts Böses mit ihnen vor. Eine Lyra habe ich dem Knaben auf die Brust geätzt und will so auch dem Mädchen thun, denn ich weihe die Kinder der Musik, und werde sie berühmt machen in der Welt."

Vergebens waren Margarethens Bitten und Thränen, Klaus hielt sie mit starkem Arme fest. Auch der kleinen

Marie ward die Lyra auf die Brust geätzt, dann wickelten die Mohren beide Kinder in kostbare Pelze und trugen sie in den draußen harrenden Wagen, wohin der Maestro ihnen folgte. Margarethe aber fiel besinnungslos zu Boden.

Am anderen Morgen, als die Kinder erwachten, befanden sie sich schon weit von der väterlichen Hütte, in einer großen, volkreichen Stadt. Sie fragten nach der Mutter und verlangten weinend nach ihr, aber der Maestro wich ihren Fragen aus und gab ihnen Spielzeug, wie sie es nie gesehen, und schöne Kleider, wie sie deren nie gehabt hatten. Sie wohnten in einem großen Hause, sahen hinab in das bunte, geräuschvolle Treiben einer großen Stadt und vergaßen bald die Sehnsucht nach der Mutter über all' das Neue, das ihnen hier begegnete. So blieb es viele Tage. Dann fuhren sie weiter und immer weiter und gelangten endlich nach Italien in die Vaterstadt ihres neuen Vaters, denn so mußten sie den Maestro nennen, der gar zornig wurde, wenn sie ihrer guten Mutter oder des alten, strengen Vaters in seiner Gegenwart gedachten.

Als sie nun in der neuen Heimath waren, begann ein ganz anderes Leben. Das Haus des Maestro war groß und düster, und außer den beiden Mohren und einer alten

Haushälterin, die Fulvia hieß, betrat Niemand seine Schwelle. Schon am ersten Abend setzte der Maestro sich an ein Klavier, und spielte lange Zeit und mancherlei Weisen darauf. Neugierig betrachteten die Kinder den Kasten, aus dem so herrliche Töne erklangen, und die tollen Fingersprünge des Maestro. Endlich brach der Knabe, nachdem er lange in sprachloser Wonne den neuen Klängen gelauscht, in die Frage aus: wie der Maestro das mache? was das für ein Leierkasten sei?

Der Maestro sagte ihm, das sei kein Leierkasten, sondern ein Klavier, und Giovanni, so nannte man den kleinen Hans jetzt, möge versuchen, ob er es nachmachen könne, auf demselben zu spielen. Mehr verlangte der Knabe nicht, und kaum verließ der Maestro das Zimmer, so stellte Giovanni sich vor das Instrument und probirte immerfort, bis es ihm gelang, auch hier, wie sonst auf seiner Weidenflöte, das Gehörte wiederzugeben.

Wie der Maestro das bemerkte, nahm er den Knaben, lehrte ihn die Noten kennen und Tonleitern spielen, und befahl ihm, täglich zu bestimmter Stunde diese Uebungen zu machen und nicht eher damit aufzuhören, bis er selbst ihn davon abrufen würde. Giovanni gehorchte. Täglich setzte er sich mit Lust an die Arbeit, aber eine Stunde verging oft nach der andern, die kleinen Hände fingen dem Kinde an weh zu thun, und der Maestro kam nicht, ihn

abzuholen. Das Schwesterchen durfte nie im Zimmer bleiben; oft brach die Dunkelheit herein, und dem Knaben ward dann so bange, daß helle Thränen über seine Wangen liefen und die lebhafteste Sehnsucht in ihm erwachte. Matt und traurig saß er fast immer da, wenn der Maestro kam und ihn abrief, um ihn an die wohlbesetzte Tafel zu führen, an der auch Marie ihrer wartete. Gewöhnlich sprach der Maestro, der in der Heimath noch viel düsterer und sehr schweigsam geworden war, keine Sylbe während der Mahlzeiten. Die Mohren verrichteten still ihren Dienst, die alte Haushälterin schnitt den Kindern ihre Portionen vor, und sie bekamen, so oft sie wollten, von dem feurigen Wein zu trinken. Dann, wenn man von der Mahlzeit aufgestanden war, ging man in das finstere Nebenzimmer, und hier setzte sich der Maestro an den Kamin, in dem, wie einst in der Hütte am Meere, auf seinen bloßen Wink ein helles Feuer aufloderte. Dort schob die alte Fulvia den Kindern einen Schemel zurecht und hieß sie darauf niedersitzen und schweigen, um den Herrn nicht in seinen Gedanken zu stören.

Marie, die täglich nur eine kurze Zeit am Klavier zuzubringen brauchte, lief die übrige Zeit mit der guten Haushälterin, die ihr bald von Herzen zugethan war, durch Küche und Keller, lernte von ihr mancherlei nützliche Arbeit verrichten, ließ sich schöne Mährchen von

frommen Kindern und guten Engeln erzählen, und gedieh fröhlich und blühend in kindlicher Unschuld. Der Maestro, der es gleich gewahr worden, daß Mariens Anlagen denen ihres Bruders nicht im entferntesten zu vergleichen waren, kümmerte sich außer den Uebungsstunden nur wenig um sie, und schien es nicht zu beachten, daß sie fast jeden Abend einschlief und von Fulvia fortgeführt wurde, wenn die Abendstunde am Kamine kaum begonnen hatte. Sie war dann müde vom Laufen und Springen, das ihr Fulvia am Tage verstattete, und schlief ruhig bis zum Morgen, von Engeln und Heiligen träumend.

So glücklich war Giovanni nicht. Wenn er fast Tag über allein am Klavier saß, suchte sein reger Geist nach Nahrung, seine Phantasie bevölkerte die Einsamkeit mit tausendfachen Gestalten, und wenn die Schauerstunde am Kamin sich nahte, schlug sein Herz in angstvollen Schlägen. Der Maestro, den er fürchtete, saß ihm stumm gegenüber, blickte bald den Knaben, bald das Feuer an, und wie dieses bei jedem Blick des Maestro heller aufknisterte, so traten in der Seele des Knaben immer wilder verworrene Gestalten hervor, so oft jener ihn mit den kleinen stechenden Augen ansah.

Was aber dem Knaben besonders entsetzlich schien, das war ein großer schwarzer Kater, der Liebling des Maestro, den derselbe Abends immer auf den Knieen hielt, und dem

helle Funken entsprühten, sobald der Herr nur streichelnd sein Fell berührte. Oft, wenn Giovanni im Laufe des Tages besonders fleißig gewesen war, oft brach dann nach langer Stille der Maestro das Schweigen, und erzählte dem Schüler Märchen, bei denen das Haar des Knaben sich vor Entsetzen in die Höhe sträubte, und wieder trat dann tiefes Schweigen ein, aber die Seele des Knaben arbeitete rüstig fort.

Kein Mensch kann die Qualen nachempfinden, die dabei in Giovanni tobten. Er sah die Schreckgespenster, von denen der Maestro wie von lieben Freunden erzählt hatte, an den Wänden auf und niedersteigen, sie näherten sich ihm, griffen nach ihm und drohten ihn zu erdrücken. Dann hätte er aufschreien mögen vor Todesangst, aber ihm war zu schweigen befohlen und er wußte, wie hart jede Uebertretung der Befehle gestraft wurde. So litt er schweigend fort, bis der Maestro sich erhob und den Knaben selbst zu Bett geleitete, wo seine absichtlich erregte Phantasie ihn immer noch lange wach erhielt.

Tage reihten sich an Tage, und Monate an Monate in immer gleicher Weise. Die Zeit, welche Giovanni übend am Klavier zubringen mußte, stieg je länger je mehr, und der Maestro schien entzückt über die Fortschritte seines Schülers. Giovanni selbst spielte gar gern jene süßen Weisen, die vor seiner Seele schwebten, wenn er

der fernen Mutter gedachte. Dann versuchte er es, ihre Stimme und das Brausen des Meeres nachzuahmen, das wie ein zauberisches Wiegenlied aus der Vergangenheit zu ihm herüberklang. Kam aber der Maestro dazu und hörte die Töne, so verwies er dem Knaben das thörichte Treiben, befahl ihm, fleißig seine Passagen und Etüden zu üben, und schilderte in den glänzendsten Farben die Freuden und das Glück, das Giovanni genießen würde, wenn er durch fleißiges Studium einst ein Meister in der Musik geworden sein würde.

So war Giovanni zwölf Jahre alt geworden und Marie stand im zehnten Jahre. Auch sie hatte der Maestro in der Musik unterwiesen, auch sie hatte täglich viele Stunden übend zugebracht und eine gewisse Fertigkeit erlangt. Aber es war ihr nur eine lästige mechanische Beschäftigung geblieben, an der ihr Geist keinen Theil hatte, und der sie sich entzog, sobald sie konnte.

Dem Giovanni hingegen war Musik das Element, in dem seine Seele lebte; sie war seine eigentliche Sprache, und jeder Ton, der sein Ohr berührte, regte eine Welt von unklaren Ahnungen in ihm an, deren Gewalt er fast erlag. Er war groß über seine Jahre, und sein langes dunkles Haar, das in natürlichen Locken herabfiel, gab den bleichen, aber regelmäßig schönen Zügen des Knaben eine seltene Bedeutsamkeit. Giovanni war mit einem feurigen

Geiste und mit dem regsten Gefühle geboren. Die unaufhörliche Beschäftigung mit der Kunst, die seine Nerven erregte, das einsame Leben in dem unheimlichen Hause und die furchtbaren Märchen des Maestro, das Alles hatte ihn noch empfindlicher gemacht und seine Phantasie geweckt und überreizt. Das war es aber gerade, was der Maestro beabsichtigt hatte, und mit Freuden sah er, wie Giovanni erbebte und zugleich vor Wonne leuchtete bei der Nachricht, daß er und Marie an einem der nächsten Abende in den Sälen des Marchese San Severino erscheinen und dort spielen sollten.

Der Marchese war ein Kenner der Kunst, ein Beschützer der Künstler, und der Maestro hatte es erlangt, daß seine Kinder, denn dafür galten Giovanni und Marie jetzt allgemein, dort zuerst Proben ihres Talentes ablegen durften, ehe sie dem großem Publikum vorgestellt wurden. Die beiden Tage, welche dem wichtigen Ereignisse vorangingen, mußte Giovanni fast ganz am Klaviere zubringen, und todtmüde und erschöpft legte er, als der Abend herankam, seine neue Kleidung an und stieg mit dem Maestro und Marie in den Wagen, der ihn in die Wohnung des Marchese führen sollte.

Eine große Versammlung erwartete die Kinder dort. Helle Girandolen strahlten ihr Licht von den Marmorwänden wider, schöne Frauen im glänzendsten Schmucke

saßen im Kreise umher, und ganz betäubt von der ungewohnten Umgebung setzte sich Giovanni an das Instrument.

Gleich die erste Piece, die er spielte, rief stürmischen Beifall hervor, der in der Seele des Knaben ein ungekanntes, belebendes Gefühl erweckte. Man verlangte dringend ihn gleich noch ein Mal zu hören, und die Furcht vor dem Maestro und die ganze Versammlung vergessend, berauscht von dem Glanze, der ihn umgab, von dem Beifall der Zuhörer begeistert, berührte der Knabe abermals die Tasten und strömte in freien Phantasien die Gefühle aus, die ihn bewegten. Da kannte der Enthusiasmus der Versammlung keine Grenzen. Man pries den Vater glücklich, diesen Sohn zu besitzen; man weissagte dem Knaben die glänzendste Zukunft; die schönsten Frauen küßten die Augen und den Mund des Knaben, der glühend dem Zimmer enteilte und hinaus flüchtete in den Garten, als der Maestro nun auch Marie an das Instrument rief.

Eine Weile ging Giovanni in der warmen Sommernacht umher. Wenig nur war er in das Freie gekommen, seit er die Heimath am Meeresstrande verlassen, wo er vom Morgen bis zum Abend unter Gottes freiem Himmel gelebt. Wohl hatte der Maestro oder die alte Fulvia die Kinder zuweilen hinausgeführt auf die Straße, aber man hatte sie ängstlich bewacht, daß sie nicht Schaden nähmen, und nach kurzer Zeit sie zurückgeführt in das enge Haus,

welches Giovanni dann immer wie ein Kerker erschienen war.

Wie sehnsüchtig hatte er oft aus seinem Fenster emporgeblickt zu dem leuchtenden Sternenhimmel, wie durstig den duftigen Hauch des Abendwindes eingesogen, der süße, fremde Gerüche zu ihm herüber führte. Jetzt war er endlich in der schönen Natur allein, und weinend vor Glück und Freude warf er sich auf eine Rasenbank nieder und drückte das brennende Gesicht in das thaubefeuchtete Gras.

Da fühlte er sich leise von zwei kleinen Händchen berührt, und eine kindlich süße Mädchenstimme fragte: „Warum weinst Du, schöner Giovanni?"

„Ich weine nicht, ich freue mich nur, weil es hier gar so schön ist," antwortete der Knabe, während doch helle Thränen aus seinen Augen fielen.

„So bleibe hier," bat das Mädchen. „Bleibe bei mir, Giovanni; die Rasenbank ist mein und all' die Blumen sind mein und ich will Dir Alles geben, wenn es Dir gefällt."

„Wer bist Du?" fragte Giovanni und ergriff des Mädchens Hände.

„Ich bin Cornelia und der Marchese ist mein Vater. Weißt Du das nicht? Mein Vater wird Dich auch lieb haben, wenn ich ihn bitte; also bleibe nur bei uns."

Und Giovanni versprach es. Er erzählte dem kleinen Mädchen von dem traurigen Leben in dem Hause seines Vaters, von der guten alten Fulvia, bei der er fast niemals bleiben dürfe. Er klagte über den garstigen Kater und die häßlichen Mohren; er sagte, wie er gar so einsam sei und viel lieber hinaus möchte, mit andern Knaben zu spielen im Freien, statt am Kamine die schreckhaften Märchen des Maestro zu hören. Und Cornelia, um ihn zu trösten, schloß ihn, vor ihm niedergekniet, in ihre Arme und drückte zärtlich ihren Mund auf seine bleichen Lippen. — Plötzlich leuchteten Fackeln durch die Nacht und die Gesellschaft stand vor der kindlichen Gruppe.

„Bei Gott!" rief der Marchese lachend, „Cornelia ist meine rechte Tochter! Sehen Sie, meine Freunde, wie sie die Kunst in dem jungen Künstler anbetet. Ich hätte das dem achtjährigen Kinde nicht zugetraut."

Die Andern stimmten in das Lachen ein, man neckte Cornelia damit, daß nach Jahren mancher Nobile den kleinen Giovanni um diesen Augenblick beneiden werde, und beschämt, sie wußten nicht weshalb, trennten sich die Kinder und schlichen davon.

Wie mit einem Zauberschlage drang jetzt die Nachricht von den Wunderkindern des Maestro durch Italien. Schon

nach wenigen Tagen traten sie auf dem größten Theater der Stadt auf, und erregten auch hier die größte Bewunderung. In jeder Zeitung erscholl das Lob von Giovanni's und Maria's seltenem Talent; denn der Enthusiasmus für den Knaben war so groß, daß er die Leute auch für Maria's mittelmäßige Leistungen bestach. Alle Welt sprach von den Wunderkindern, die von der Natur gleichsam für die Kunst prädestinirt worden, da Beide mit dem Zeichen der Lyra auf der Brust geboren waren; überall wollte man sie sehen und hören.

Das machte den zweiten Abschnitt in dem Leben der Geschwister. Von jetzt ab zog der Maestro mit ihnen von Stadt zu Stadt; wie im Fluge wurden die schönsten Gegenden Italiens durcheilt. An jedem größeren Orte wurde ein Instrument aufgestellt, und Tag über mußten die Kinder üben, bis sie am Abend irgend einer glänzenden Versammlung vorgeführt und mit Beifall überschüttet wurden. Der Maestro häufte Schätze auf, aber für diejenigen, die diese Schätze erwarben, erwuchs keine Freude daraus.

Giovanni's scharfem Auge konnte es, als er heranwuchs, nicht verborgen bleiben, daß andere Knaben seines Alters Kenntnisse besaßen, die ihm fehlten, daß sie Vergnügungen kannten, die man ihm vorenthielt. Er verlangte die wachsende Körperkraft zu üben, den Strom zu

durchschneiden mit seinen Armen, die Gipfel der Bäume zu erklimmen und in tüchtiger Uebung den Drang nach Bewegung auszutoben, den er in sich fühlte. Davon aber wollte der Maestro Nichts wissen. Die kleinste Verletzung eines Fingers, die kein Anderer beachtet hätte, wurde für Giovanni gefürchtet, weil sie ihn abhalten konnte, sich hören zu lassen, und der Maestro betrachtete ihn wie ein Kapital, das er ängstlich hütete, um damit zu wuchern. Auch die ernsteren Studien, die Giovanni machen wollte und so oft er nur Anleitung fand, wirklich machte, waren dem Maestro nicht lieb. Sie hielten Giovanni von den Klavierübungen zurück und entwickelten den Verstand auf Kosten der Phantasie, die der Maestro mit zu den Eigenschaften zählte, aus denen er den größten Vortheil zog. Geschickt wandte er deshalb Alles an, diese gefährliche Göttergabe zu nähren und zu erhalten, und nur zu bald hatte er durch seine Erzählungen die Sinne des Knaben erregt und die Unschuld seines Geistes zerstört.

Je länger dieses Treiben dauerte, je mehr Giovanni heranwuchs, je qualvoller schien ihm das Leben, das er führen mußte. Er war es müde, von jedem Neugierigen die Wunderlyra auf seiner Brust betrachten zu lassen; er erinnerte sich deutlich des Abends, an dem man ihn von seiner Mutter fortgerissen, er glaubte zu wissen, daß man ihm damals die Lyra auf die Brust geätzt, denn er er-

innerte sich, daß er sie einst als etwas Fremdes an sich betrachtet hatte. Aber von seiner Mutter sollte er nicht sprechen, und schweigen mußte er zu dem Betrug, den der Maestro mit der angeborenen Kunstweihe der Kinder verübte. Er liebte die Kunst, doch die Weise, in der er sie ausüben mußte, war ihm verhaßt. Kaum sechszehn Jahre alt, hatte er halb Europa durchreist, und kannte doch Nichts von der Welt, als die Zimmer einiger Kunstliebhaber, die Concertsäle und die Theater, in denen er gespielt hatte.

Oft sehnte er sich in das Leben hinaus und in die kältere Heimath, wenn sein junges Blut wild durch die Adern zu rollen begann und der Maestro ihn an die kleine Cornelia erinnerte, die ihn einst in ihre Arme geschlossen. Wie eine Himmelserscheinung hatte sie damals in sein Leben geleuchtet und die erste unverstandene Liebesahnung in der Seele des jungen Künstlers geweckt. Zu seinen Eltern wollte er fliehen oder zu ihr; und allmächtig erwachte in ihm der Wunsch, sich zu befreien.

Mit dem Muthe eines Mannes trat er vor den Maestro und erklärte ihm, wie er das ganze Lügengewebe zerreißen, es aufdecken werde, daß er nicht der Sohn des Maestro, nicht mit der Lyra geweiht, nicht mit ihr geboren sei, und daß er fort wolle zu der Heimath seiner lieben Eltern.

Da flammte der Zorn des Maestro empor, doch er bezwang ihn und sprach mit höhnender Freundlichkeit: „Gemach, gemach, mein Söhnchen! Weißt Du denn auch, daß Deine zärtlichen Eltern Dich und Marie verkauft, daß sie Euch um sieben Säcke Goldes für ewig zu meinem Eigenthum gegeben haben?"

Giovanni erbebte, aber sein Muth verließ ihn nicht. „So werde ich durch meine Kunst die Mittel mir erwerben, mich und Marie loszukaufen von Eurer Tyrannei," sagte er fest.

„Deine Kunst? Mein Söhnchen, die Kunst ist mein, weil ich sie Dich lehrte. Deinen Körper hat man mir verkauft, sieh selbst hier den Contract, den Dein Vater unterzeichnet — und was Du jetzt bist, das ist mein Werk, und darum bist Du mein. Auch wird Dir Niemand glauben, daß Du nicht mein Sohn bist; denn noch in diesem Moment verbrenne ich den Contract, den einzigen Beweis des Gegentheils. Und Marie wird Dir nicht folgen; sie ist zufrieden mit ihrem Geschick und hat die Eltern vergessen, weil Fulvia ihr Mutter ist."

„So führt mich wenigstens in die Heimath, laßt mich nur einmal die theure Mutter umarmen," flehte der Jüngling.

„Deine Mutter starb aus Gram über Eure Entfernung; Dein Vater hat sich selbst den Tod geholt, Dank

dem fröhlichen Leben, das die sieben Säcke Goldes ihm bereiteten; Du wirst also schon ferner bei mir bleiben müssen, denn Deine Heimath ist weit von hier und ich bin Dein Herr und Deine Welt."

Giovanni starrte vor sich nieder. Ein tiefer Schmerz zuckte durch seine Brust. Es war, wie der Maestro gesagt. Seine Eltern waren todt und er war verkauft, das Eigenthum, der Sklave eines Andern. Dieser Gedanke drückte ihn fast zu Boden und verleidete ihm Alles, besonders die Ausübung der Kunst, weil der Maestro sie ihn gelehrt, den er haßte.

Weder die Vorstellungen, noch die Drohungen desselben konnten ihn nun bewegen, seine musikalischen Studien fortzusetzen, sich vor dem Publikum hören zu lassen, und der Maestro mußte sich begnügen, Maria zu produciren. Freilich war sie im Vergleich zu Giovanni nur eine mittelmäßige Künstlerin, aber ihre jugendlich erblühende Schönheit, die Naivetät, mit der sie die Galanterien der jungen Männer aufnahm, und die sichtliche Freude, mit der sie der Beifall der Menge erfüllte, sicherte ihr diesen ein für alle Mal. Wenn sie in dem neuen Putz, den ihr Fulvia sorgfältig bereitete, vor dem sie begrüßenden Publikum erschien, war sie ein Bild der vollsten Zufriedenheit und Freude.

Auch war sie es, die der Maestro fast täglich absen=

dete, um Giovanni's Starrsinn, wie er es nannte, zu überwinden. Aber vergebens. Der Jüngling blieb bei dem Gedanken, er sei ein gekaufter Sklave, und ein solcher sei nicht würdig, die freie Kunst zu üben, selbst wenn er sie leidenschaftlich liebe.

Da beschloß der Maestro einen anderen Weg einzuschlagen. Er ließ Giovanni zu sich rufen und sprach also zu ihm: „Du weißt, Giovanni, daß Du mein bist, und doch gelüstet Dich noch nach Freiheit, so sollst Du frei sein von heute ab. Was Du erwirbst, soll Dein sein; was Dich lockt, das sollst Du genießen, gehen und kommen sollst Du, wie Du willst; nur der Kunst mußt Du treu bleiben und mir Dein Leben lang. Das schwöre mir, und ich will statt Deines Herrn Dein Sklave sein und Dich nach einigen Jahren auch nach der Heimath begleiten, wenn Du es dann noch willst."

Giovanni traute seinen Sinnen nicht, aber der Maestro wiederholte den Vorschlag nochmals und forderte Giovanni auf, den Eid zu leisten oder lieber ein Schreiben zu unterzeichnen, das er ihm zu dem Zwecke vorhielt. Giovanni durchflog es und es enthielt Nichts, als was der Maestro gesagt hatte. Freudig eilte der Jüngling, seine Unterschrift zu machen, der Maestro aber sagte: „Gilt es Dir gleich, mein Freund, so ritze ich Dir den Finger und Du unterzeichnest mit Deinem Blute."

Giovanni sah ihn betroffen an, aber Jener wußte einen Scherz daraus zu machen und stand von dem Verlangten ab. Er begnügte sich mit der gewöhnlichen Unterschrift. Der Vertrag ward geschlossen, und um sich von der Wahrheit desselben zu überzeugen, verlangte Giovanni, noch heute den Ort zu verlassen, an dem sie lebten.

„Und wohin willst Du gehen?" fragte der Maestro.

„Nach Italien zurück."

„Cornelia ist im Kloster, wie ich zufällig weiß, um ihre Erziehung zu vollenden," warf der Maestro hin, und lockte damit eine glühende Röthe auf seines Schülers Wangen hervor, der sich abwendete und befangen sagte: „So möchte ich nach Paris."

Im Moment befahl der Maestro zu packen, und noch an demselben Tage waren sie auf dem Wege nach Frankreichs Hauptstadt. Dort wollte der Jüngling sich seiner neuen Freiheit bewußt, dort mußte seinem erwachten Ehrgeiz neue Nahrung werden.

Kaum in Paris angelangt, ward Giovanni der Held des Tages. Man strömte herbei, um ihn zu hören, die ersten Zirkel rangen nach der Gunst, ihn zu besitzen, und die schönsten Frauen erstrebten die Liebe des genialen Jünglings. Da fing das Bild der Heimath und der

todten Mutter zu verbleichen an, und auch die Erinnerung an die kleine Cornelia kam seltener und immer farbloser in seinen Sinn.

Giovanni fühlte sich frei, er glaubte sich auf der Höhe des Lebens. Ruhm, Ehre und Reichthum krönten seine schöne Stirn, die Liebe kam ihm auf allen Wegen entgegen und er stürzte sich glühend in das Meer von Genuß. Das sah der Maestro mit sichtlichem Vergnügen. Er spielte fast den Diener des Jünglings, so oft es dessen bedurfte, und wußte jede Schwierigkeit zu heben, die sich zwischen Giovanni und dessen Wünsche stellte. Gab es irgend einen Genuß, den Giovanni nicht kannte, so war es der Maestro, der ihn darauf hinwies und ihn antrieb, nur an sich zu denken, ohne Rücksicht auf Gott und Menschen, die Giovanni in solcher Schule bald vergessen und gering schätzen lernte. Er hatte den Glauben an Gott längst verloren, und die einzige Gottheit, die er verehrte, war die Kunst.

So gingen einige Jahre im wilden Rausche dahin. Das Publikum, das seine Vorliebe für den genialen Künstler, für den excentrischen Jüngling fast bis zur Anbetung trieb, verlangte immer auf's Neue ihn zu hören.

Und wieder einmal hatte sich ein glänzender Kreis um ihn versammelt. Man harrte des jungen Künstlers, der freudig und sieggewohnt eintrat und sich unter dem lauten

Beifallklatschen der Menge an dem Instrumente niederließ. Eine freie Phantasie sollte das Publikum entzücken.

Und Giovanni gedachte des schönen Mädchens, das er liebte; wie von Geistern belebt flogen seine Finger über die Tasten. Athemlos hörte die Menge ihm zu. Süßes Liebesgeflüster und leidenschaftliche Sehnsucht klangen aus den Tönen. Da, mitten in dem Rausche der wogenden Töne, mitten in den bacchantischen Klängen, die er hervorrief, war es ihm plötzlich, als ob eine unsichtbare Gewalt seine Hände leite, und unwillkürlich spielten seine Finger ein einfaches Lied, wie die Schiffer es an den nordischen Gestaden zu singen pflegen. Giovanni hielt überrascht inne. Die plötzliche Pause wirkte wunderbar auf seine Zuhörer. Ihm war, als kenne er den Ton, als habe er das Lied gehört. Er fühlte sich verwirrt, er wollte zurückkehren zu der früheren Gedankenreihe, aber wieder und immer wieder klang jene einfache Melodie an sein Ohr. Und nochmals hielt er inne, Thränen perlten in seinen Augen, er hatte, ohne es zu wollen, das Lied wieder gefunden, mit dem die Mutter ihn in den Schlaf zu singen pflegte, in der kleinen Hütte am Meere. Er hatte ihrer lange nicht gedacht. Jetzt stand sie verklärt an seiner Seite, sie selbst hatte ihm das Lied gesungen. Flüsternd bat sie den Sohn, ihrer zu gedenken, sie beschwor ihn, abzulassen von dem Pfade, den er betreten. Sie

sprach ihm von den fröhlichen Spielen seiner schuldlosen Kindheit, und immer wilder wurden die Töne unter seinen Händen. Er hörte wieder das Brausen des Wassers, er griff nach dem flüchtigen Schaume der Wellen, die Unendlichkeit des Meeres bewegte sich vor seinen Augen, er blickte aufwärts vom Meere zu dem Sternenhimmel und laut rief es in seiner Seele: Es lebt ein Gott, wir leben jenseits der Sterne! — Und seine Mutter faltete fromm die Hände und legte sie wie segnend auf das Haupt ihres Sohnes.

Wahre Himmelsmelodien klangen aus den Saiten, kein fremder Laut unterbrach die wundervollen Töne. Die Versammlung, die ganze Gegenwart war vor Giovanni versunken; er war selig im Anschauen der geliebten Mutter. Er wollte noch einmal zu ihr emporsehen — doch wehe!

Der Maestro hatte sich seinem Stuhle genähert und flüsterte leise in Giovanni's Ohr: „Die schöne Rosa hat Dich zu sich laden lassen, und wenn Du von ihr kommst, erwartet man Dich zum Spiele bei Frascati."

Eine grelle Dissonanz zerriß die süßen Töne, die Mutter und die schuldlose Jugend verschwanden vor seinen Blicken. Ruhm und Genuß winkten ihm lockend, er sah Haufen Gold durch die Hände der Spieler gleiten, die Liebe bot ihm blühende Kränze, der Becher des Lebens

schäumte vor seinen Lippen — da mußte freilich die Kindheitserinnerung erbleichen. Wild wogend rauschten die Töne noch einmal empor, ein leidenschaftlicher Schluß krönte den Vortrag. Giovanni sank erschöpft in den Stuhl zurück und das Auditorium erklärte ihn für den ersten Musiker der Welt.

Als Giovanni tief in der Nacht von dem wilden Gelage heimkehrte, das der Zusammenkunft mit Rosa und dem Spiele bei Frascati gefolgt war, fand er, gegen die Gewohnheit, noch reges Leben im Hause.

„Was geht hier vor?“ fragte er einen der Mohren.

„Eure Schwester, Signor, ist verunglückt, sie hat die Hand gebrochen,“ antwortete dieser.

Giovanni eilte auf Maria's Zimmer. Sie lag bleich in den Kissen ihres Lagers, ihre stete Begleiterin, die treue Fulvia, und der Maestro gingen geschäftig umher, dies und jenes anzuordnen, und der Letztere vor Allen schien besorgt. Da erspähte Maria einen Augenblick, in dem sie unbemerkt war, und bat den Bruder, die Nacht mit Fulvia bei ihr zu wachen, denn sie habe ihnen Wichtiges anzuvertrauen. Es geschah, wie sie es verlangte, und nachdem der Maestro sich entfernt hatte, hob sie also an:

„Fulvia weiß es schon lange, und Dir, mein Bruder, will ich es jetzt gestehen, daß ich seit langer Zeit die tiefste Neigung für den jungen Advokaten hege, der früher in unserm Hause wohnte und jetzt seinem Berufe nach einer Stadt des Südens gefolgt ist. Er verlangte von mir, als einen Beweis meiner Liebe, daß ich nicht mehr mich öffentlich hören lasse, bis er komme, meine Hand von dem Maestro zu fordern. Fulvia war es, die alle möglichen Versuche machte, von dem Maestro die Erlaubniß dazu zu erlangen, aber es war vergebens. Da fragte ich Dich eines Tages scherzend, was der Maestro wohl dazu sagen würde, wenn ich darauf bestände, die Frau eines Mannes zu werden, den ich liebte. Das sind unnütze Grillen, sagtest Du mir, der Marstro wird Dich niemals von sich lassen, denke daran nicht. — Der Ausspruch nahm mir den Muth, Dir mein Geheimniß zu vertrauen, und ich betete nur täglich, daß Gott den Sinn des Maestro zu meinen Gunsten lenken möge.

„So that ich auch heute, während Du im Salon des Grafen B.... spieltest. Ich hatte in der nahen Kirche die Messe gehört und betete zur Madonna, sie möge den Geliebten beschützen und mich bald in seine Arme führen. Als ich nun knieend zu der Gottesmutter emporblickte, sah ich statt ihrer eine schöne junge Frau. Die neigte sich zu mir herab und sprach: Maria! ich bin Deine Mutter.

Den Giovanni kann ich nicht erretten aus der Macht des Bösen, denn sein Sinn ist gefangen in den Netzen der Welt und ihm fehlt der Glaube. Dich aber will ich erlösen und Dir soll geschehen, wie Du begehrst. Gehe heute nicht den gewohnten Weg, wenn Du die Kirche verläßt, sondern kehre durch die kleine Hinterthür, über die alte verfallene Treppe heim und vertraue auf Gottes Schutz. Dann breitete sie segnend ihre Hände über mich aus und verschwand.

„Noch ganz verwirrt und geblendet von der süßen Erscheinung, that ich, wie sie mir geboten; und kaum stand ich auf der Treppe, als die Stufen unter mir zu wanken schienen. Es mochte wohl Täuschung sein, denn Fulvia ward es nicht gewahr. Mir aber schwindelte, angstvoll klammerte ich mich mit beiden Händen an das Eisengitter und wollte mich daran halten; die Kraft verließ mich, ich fiel hinab und mir schwanden die Sinne. Fulvia hat mich nach Hause bringen und den Arzt rufen lassen. Er hat erklärt, daß ich die Hand sehr schlimm gebrochen hätte und nie wieder im Stande sein würde, das Klavier zu spielen."

„Unglückliches Mädchen!" rief Giovanni, der diesen Gedanken nicht ertragen konnte.

„Nicht doch!" antwortete Maria. „Ich leide wohl sehr, Giovanni, aber ich brauche mich doch nicht mehr hören zu

lassen, was mein Geliebter nicht will. Die Erscheinung hat mir ja Schutz und Glück verheißen, und ich weiß, ich werde gesund und die Gattin meines Alfred werden. Was soll ich dem Maestro, wenn ich nicht mehr Klavier zu spielen vermag? Er wird froh sein, sich meiner zu entledigen und mich ziehen lassen mit dem Geliebten. Diese Gewißheit lindert meine Schmerzen."

Und so geschah es. Sie genas bald; aber alle Mittel, die der Maestro anwendete, waren nicht im Stande, ihrer Hand die frühere Gelenkigkeit wiederzugeben. Da, als der junge Advokat zurückkehrte und um Maria bei dem vermeinten Vater warb, gab er fluchend seine Einwilligung zu ihrer Verbindung. Bald darauf zogen die Glücklichen davon, und Maria, durch Liebe und Glauben aus der Knechtschaft des Maestro erlöst, lebte künftig nur ihrem Gatten und der Anbetung der Madonna, die ihr beigestanden in Gnaden.

Giovanni hatte Maria lieb gehabt, aber nie hatte er geahnt, so lange sie zusammen lebten, welch' mächtigen und wohlthätigen Einfluß das schlichte, sanfte Gemüth des Mädchens auf seine Seele geübt. Wie sie sein leidenschaftliches Wesen besänftigt, wie ihre freundliche Bitte ihn von Handlungen abgehalten, die er hätte bereuen

müssen, das fühlte er jetzt plötzlich, und so sehr ihr Glück ihn freute, so vermißte er sie doch gar schwer.

Es litt ihn nicht in den Räumen, die Maria nicht mehr bewohnte, und um ihnen zu entfliehen, um sich zu zerstreuen, besuchte er mehr als je die Orte, an denen die schöne Welt der glänzenden Hauptstadt sich zu versammeln pflegte. Aber auch hier fand er die Zerstreuung nicht, die er erwartete. Er hatte den Becher der Freuden so oft bis auf die Hefe geleert, daß er ihm weder Genuß, noch Erquickung bot.

Uebersättigt, gelangweilt sah er eines Abends auf das rauschende Treiben eines Balles, als eine prächtige Frauengestalt seine Blicke an sich zog und festhielt. Ihre volle, königliche Gestalt, ihr scharf ausgeprägtes Gesicht und die dunkeln Augen verriethen die Italienerin. Sie war in der Blüthe der ersten Jugend und erschien um so strahlender, da sie an dem Arme eines Greises umherwandelte. Giovanni's Herz klopfte schneller, als er sie erblickte. Er glaubte sich ihrer Züge, wie eines süßen Märchens seiner Kindheit zu erinnern. Diese Göttergestalt ist Cornelia, rief es in ihm; und nachdem er entzückt ihr Stunden lang mit seinen Augen gefolgt war, wendete er sich fast zagend an den Herrn des Hauses, mit der Frage, wer die seltene Schönheit sei.

„Es ist die Gräfin Cornelia Bastiani, die Neuver-

mählte des ... schen Gesandten, der sie führt," antwortete der Gefragte.

Giovanni stand einen Moment wie vernichtet. Cornelia sehen, sie erkennen und lieben, war für ihn das Werk einer Minute gewesen. Während der Zeit, die er in sprachloser Wonne an ihrer Schönheit gehangen, war eine lange Vergangenheit in seiner Seele verschwunden. Nur der Stunde gedachte er noch, da Cornelia, ein Kind, ihn mit ihren Armen umschlungen, da der erste Ruhm und die erste Liebe zugleich, beseligend in seine traurige Kindheit geleuchtet hatten. Vergessen war alles Andere, vergessen die Frauen, die ihm Liebe gegeben, deren Gunst ihn beglückt und die seinem Herzen so theuer gewesen. Nur flüchtige Neigung, sagte er sich, habe ihn an diese gekettet. Cornelia war die einzige Liebe seines Lebens, der Genius seiner Kunst gewesen von Anfang an. Sie mußte er gewinnen oder untergehen.

Da klangen die Worte: Die Gräfin Cornelia Bastiani ist die Neuvermählte des Mannes, der sie begleitet, mit Eiseskälte in sein Herz; doch bald gedachte er des Gehörten nicht mehr. Junge Liebe vergißt so gern und leicht, was ihr hemmend entgegensteht, um Nichts zu denken, als sich selbst.

Er ließ sich der Gräfin vorstellen und auch sie erkannte mit leichtem Erröthen den jungen Künstler wieder, dem

sie einst knieend ihre Huldigung dargebracht hatte. Oft noch waren später ihre Gedanken zu dem schönen Knaben zurückgekehrt, sein Ruhm hatte sie stolz und froh gemacht; und vielleicht war es das Andenken an ihn gewesen, das ihr Herz jeder anderen Liebe verschlossen. Ohne Widerstreben war sie auf den Wunsch ihres Vaters die Gemahlin des edlen alten Grafen Bastiani geworden, der sie in treuer Ergebenheit verehrte.

Von der Stunde des Wiedersehens an beseelte nur ein Gefühl die Brust des jungen Künstlers — Liebe zu Cornelia. Er vermied die Gesellschaft seiner Freunde und die lärmenden Gelage, um der Gräfin wie ihr Schatten zu folgen. Jeder Gedanke, jedes Gefühl seiner Seele bezog sich auf sie, ward durch ihr reines Bild geläutert und geheiligt. Mit Widerwillen sah er auf sein bisheriges Treiben zurück, er wollte umkehren und besser werden, um sich der Geliebten werth zu machen.

Solche tiefe Liebe konnte dem Blick der Gräfin nicht verborgen bleiben. Sie liebte die Musik mit Begeisterung, Giovanni's theures Bild zog auf den Wogen der Töne in ihr Herz, und sie glaubte den Künstler zu bewundern, während sie mit der Leidenschaft der ersten Liebe an dem Manne hing. Doch nicht lange konnte diese Täuschung währen. Giovanni gestand ihr seine Liebe, und Nichts kann das Glück wiedergeben, das er empfand, als die

Gräfin ihm weinend bekannte, daß auch sie ihn nicht vergessen habe, daß auch sie ihn liebe. Aber sie sagte ihm, daß nie eine ähnliche Stunde wiederkehren dürfe, daß sie, sich besiegend, nur ihrem Gatten und ihrer Pflicht leben wolle, weil sie sich freiwillig dem Grafen Bastiani verlobt habe, und ihr Wort halten werde, und wenn es ihr Leben koste.

Liebe und Eifersucht durchtobten Giovanni's Brust. Die Wonne der einen, die Qual der andern spiegelten sich in seinen Schöpfungen wieder. Sein Genie schuf in jener Zeit Meisterwerke, in denen sich die höchste Erregung einer Menschenseele verrieth. Aber dieser Erregung folgte eine tiefe Abspannung bei der wachsenden Ueberzeugung, daß Cornelia trotz ihrer Liebe standhaft beharre bei dem Vorsatz, ihrem Gatten das Versprechen der Treue zu halten, das sie ihm am Altare gegeben.

Es war, als hätte der Genius der Töne Giovanni verlassen, seit er die Hoffnung verloren, die Geliebte sein zu nennen. Seine Phantasie, seine Begeisterung schienen erstorben und belebten sich nur in Cornelia's Nähe, die ihn zu neuem Schaffen erhob. Hörte die Geliebte ihm zu, dann fand er die frühere Begeisterung wieder, die ihn verließ, sobald sie sich seinen Blicken entzog.

In dieser Zeit der tiefsten Verzagtheit, als Giovanni den Glauben an sich, an sein Genie und jede Hoffnung

auf Glück verloren hatte, näherte sich ihm der Maestro wieder, der sich auf lange in einer gewissen Entfernung von ihm gehalten.

Mit erheuchelter Güte fragte er nach der Ursache von Giovanni's Leiden, nahm Theil an seinem Schmerz, bot ihm seine treuen Dienste an und entlockte ihm so das Geheimniß seiner unglücklichen Liebe. Ruhig hörte der Maestro seine leidenschaftlichen Klagen an, und als Jener am Ende verzweifelnd ausrief: „Es giebt kein Glück für mich, keine Hoffnung!“ sagte der Maestro mit feinem Lächeln:

„Hoffnungslos ist kein Zustand auf der Welt. Wenn Bastiani einst stirbt, kann sein Weib die Deine werden, und Bastiani ist alt.“

„O! die Zeit des Entbehrens wird mich tödten; zu warten habe ich nicht gelernt! Ich will gleich besitzen, was mein Herz so heiß begehrt!“

„So nimm Dir, was Du nicht erwarten kannst. Jeder hat nur ein Leben, nimmt man ihm das, so ist er todt.“

Mit diesen kalten, fast scherzend hingeworfenen Worten hatte der Maestro Giovanni verlassen. Wie ein Blitz hatten sie das Gehirn des Liebenden durchzuckt, er erschrak vor ihnen, aber der Gedanke an den Tod Bastiani's kam nicht mehr aus seinem Sinne. Er wünschte den Tod desselben, er hoffte auf ihn, und wenn er sich dieses Wunsches

deutlich bewußt ward, erfüllte Grimm gegen sich selbst, tiefer Haß gegen den Grafen seine ganze Brust. Den Grafen zu ermorden, davor schauderte ihm zurück, aber eine Wollust dünkte es ihm, ihn zu tödten im rechtlichen Kampf.

Er hatte, als der Maestro ihn verlassen, einen Dolch in seinem Zimmer gefunden, den Jener immer bei sich zu tragen pflegte und den er vergessen zu haben schien. Mechanisch hatte Giovanni diese Waffe zu sich genommen, die er, er wußte nicht, weshalb, seitdem nicht zurückgab und nicht von sich legte.

Sein ganzes Innere war verwandelt. Die heilige Anbetung, mit der er sich früher der Gräfin genaht, war in die dringendste, rücksichtsloseste Bewerbung übergegangen, die eben so beleidigend für den Ruf derselben, als verletzend für die Ehre des Grafen erschien. Vergebens waren Cornelia's Bitten und Vorstellungen. Er zürnte ihr, weil sie ihr Wort höher anschlug, als seine Liebe; er wollte den Grafen, den er tödtlich haßte, zwingen, sich von seiner Gattin zu trennen.

In den Armen des Grafen selbst suchte Cornelia Schutz vor Giovanni's wilder Leidenschaft, die ihr in ihrer jetzigen Gestalt Entsetzen einflößte. Sie leugnete es nicht, daß sie diese Liebe getheilt, aber sie beschwor den Grafen, sie vor der Bewerbung Giovanni's, vor dem Spott der

Gesellschaft zu retten und mit ihr die Stadt zu verlassen. Der milde, edle Bastiani hatte Mitleid mit der Unglücklichen und er wäre gern bereit gewesen, ihre Wünsche zu erfüllen, wenn die Aufträge seines Monarchen ihn nicht an Paris gefesselt hätten. Cornelia's Vorschlag, sie allein reisen und zu ihrem Vater gehen zu lassen, setzte der Graf den Einwand entgegen, daß Giovanni ihr auch dorthin folgen werde, wo der Schutz ihres Gatten ihr fehle. Er verwies sie auf ihre eigene Kraft, auf sein Vertrauen in ihre Treue, und beschloß, Giovanni zur Rede zu stellen und wo möglich ihn in die Grenzen der Sitte und der Vernunft zurückzuführen.

Auf seine Einladung erschien Giovanni. Mit der Nachsicht eines Vaters, mit dem edlen Vertrauen eines Ehrenmannes nahte der Graf dem jungen Künstler, der ihn so schwer beleidigte. Der Graf hatte mit allen Anderen das Genie Giovanni's bewundert, er hatte Wohlgefallen an ihm gefunden, seit er ihn kannte, und er wollte die Kränkung, die ihm widerfahren, gern der Jugend und der lebhaften Phantasie des Künstlers verzeihen. Er stellte ihm das Leiden Cornelia's vor, er verwies ihn an seine Ehre und beschwor ihn, Paris für einige Zeit zu verlassen, um sich zu beruhigen und um die Ehre einer Frau zu schonen, die er zu lieben behaupte.

Aber bei diesem Vorschlag des Grafen brach der lang

verhaltene Haß Giovanni's wie ein Flammenstrom sich Bahn. Auch den Grafen verließ die Mäßigung, die er anfangs gezeigt. Giovanni, der ihm heftig entgegentrat, war in seinen Augen nicht mehr der Jüngling, dem er verzeihen wollte um seiner Jugend willen, es war der Mann, der ihm seine höchsten Güter zu rauben strebte, die Liebe seiner Gattin und seine Ehre. Der Streit ward lebhaft. Cornelia, die sich zufällig in das Zimmer des Grafen verfügen wollte, hört die bekannten Stimmen in heftigem Wortwechsel. Sie erbebt, stürzt in das Zimmer und sieht einen Dolch blinken in der Hand Giovanni's. Mit Todesangst wirft sie sich an die Brust ihres Gatten — und der Dolchstoß, der den Grafen treffen sollte, trifft sie. Lautlos sank sie zu Giovanni's Füßen, um nie zu erwachen.

Jahre waren verschwunden seitdem. Ein bleicher, schwermüthiger Künstler hatte Europa in allen Richtungen durchreist und mit wonnevollem Schauer hatte die Menge, hatten vor Allem die Frauen seinen bezaubernden Tönen gelauscht und die Räthsel zu enthüllen gestrebt, die sich hinter seiner düstern Stirn verbargen.

Was in jener Schreckensstunde in Paris vorgegangen, war ein tiefes Geheimniß geblieben. Der Graf hatte

geschwiegen, um das Andenken seiner verstorbenen Gattin nicht dem Zweifel der Menge preiszugeben. Er überließ den Mörder der Strafe seines Gewissens, und noch an demselben Tage hatte Giovanni, wie von Furien verfolgt, Paris verlassen.

Nicht Ruhmsucht oder Geldgier waren es, die ihn seitdem durch die Welt führten. Er hatte nirgends Ruhe und eilte unstät vorwärts, um wo möglich den Qualen seiner Seele zu entfliehen. Die Bewunderung der Menge ließ ihn kalt, es gab keine Freude für ihn auf Erden, und nie sah man ein Lächeln über seine stillen Lippen gleiten. Der Maestro, der auch jetzt noch bei ihm geblieben, — denn Alles, selbst die Gegenwart des Verhaßten, war ihm gleichgültig, — der Maestro besorgte seine Geschäfte und erntete wieder die Schätze, die Giovanni ihm sorglos überließ, wenn er sie nicht selbst verwendete um Noth zu lindern und zu helfen.

Sein Körper begann dem langen geistigen Leiden zu unterliegen und keine ärztliche Hülfe vermochte dem Hinsterben desselben Einhalt zu thun. In England hatte man behauptet, die dicke Luft erzeuge bei Giovanni den Spleen, und hatte ihm gerathen, ein milderes Klima in Italien zu suchen; die italienischen Aerzte hatten behauptet, er erliege einem Nervenleiden und nur die Seeluft des Nordens könne ihn kräftigen.

Dieser Ausspruch war es, der ihn aus dem südlichen Deutschland wieder gen Norden führte, um die Wirkung des Meeres zu erproben. Der Maestro hatte schleunig den Rath der Aerzte ausgeführt und Giovanni ihn theilnahmlos gewähren lassen. So hatten sie sich im Frühjahr den Küsten der Nordsee genähert, als der Name eines Fischerdorfes, durch das sie am Abend fuhren, Giovanni aus seinem tiefen Brüten weckte.

Er kannte diesen Namen, er kannte diesen Ort. Aber wann hatte er ihn gesehen? wann verlassen? Unter einer alten Weide, die der Sturm auf die Seite geneigt, stand eine verfallene Hütte. Netze hingen an hohen Stangen zum Trocknen da und in ihrem Schatten saßen fröhliche Kinder, mit Steinen und Muscheln spielend.

Giovanni verließ den Wagen. Er kannte auch die Hütte! Seine Eltern hatten in derselben gelebt. Er war in der Heimath! — Aber Fremde bewohnten das kleine Haus, es kannte ihn Niemand. Bereitwillig ließen die jetzigen Besitzer ihn eintreten und verließen auf seinen Wunsch das Gemach.

Lange saß er schweigend in dem engen düstern Raum. Er stellte sich vor, wie Muttersorge hier über seine ersten Jahre gewacht; er gedachte Maria's, die hier mit ihm jene Sorgfalt getheilt, und die jetzt mit gleicher Treue für ihre eignen Kinder sorgte. Mit Freuden dachte er an das

Glück, das der Schwester geworden, aber um so greller trat ihm sein eigenes Elend vor die Seele. Einsam, schuldbeladen, ohne Hoffnung und müde vom Leben stand er in der Welt.

Da trat der Maestro ein, den er ausgesendet hatte, um zu erfahren, ob noch irgend Jemand von den Seinen lebe.

Er brachte den alten Küster des Dörfchens mit sich und dieser berichtete, was Giovanni bereits wußte. Der Vater war mit dem erhaltenen Gelde wieder in fremde Lande gegangen, wo er gestorben sein sollte; die Mutter hatte er zurückgelassen in Kummer und Sorge, krank vor Gram über den Verlust der Kinder. Der Küster hatte sie wohl gekannt, sagte er, er hatte oft sie zu trösten versucht und sie in ihren letzten Tagen gesehen, wo sie, schon sterbend, noch mit unauslöschlicher Sehnsucht nach ihren Kindern verlangt, und sie im Fieberwahn in ihre Arme zu schließen geglaubt hatte.

Zum ersten Mal seit Jahren flossen Giovanni's Thränen wieder. Ach, er wußte, was ungestillte Sehnsucht sei! Wehmüthig rief er, gegen den Maestro gewendet: „O! hättest Du mich hier gelassen! Deine Habsucht hat die Mutter getödtet und mich vernichtet! Ein Leben voll ungestilltem Sehnen und glänzendem Jammer hast Du

mir bereitet, statt mich in Ruhe schuldlos leben und sterben zu lassen auf der Scholle, die mich werden sah.

Der Maestro lächelte. „Recht idyllisch, mein Freund!" sagte er, „aber die Freuden, die jener glänzende Jammer Dir bot, waren auch nicht zu verachten. Ruhm und Ehre, die Dir geworden, der Reichthum, den Du schon gering achtest, weil Du ihn besitzest, die Liebe, die man Dir weihte — das Alles dankst Du mir. Den plumpen Schiffer von den Ufern der Nordsee hätte schwerlich die Liebe der stolzen Cornelia Bastiani beglückt."

Mit einem Schrei des Schmerzes sprang Giovanni empor und packte den Maestro an der Brust. Der aber schleuderte ihn mit starker Hand von sich, und Giovanni fiel erschöpft von der Aufregung nieder auf die Bank, auf der er vorhin gesessen. Eine bange Pause entstand. Der Maestro rauchte, als ob Nichts vorgefallen wäre, ruhig seine Cigarre. Der alte Küster stand an der Thür, ein bestürzter Zeuge dieser Scene, während in Giovanni's Seele die Folterqualen des Gewissens tobten, die der Maestro durch den Namen der gemordeten Cornelia mit erneuter Gewalt in ihm heraufbeschworen hatte.

Brütend starrte Giovanni vor sich nieder. Tiefes Schweigen war in der Hütte. Der Abend brach herein, es dunkelte in der Stube, deren kleine Scheiben nur sparsam das Licht der sinkenden Sonne eindringen ließen.

Da erhob sich Giovanni langsam und fragte den Küster: „Kennt man das Grab meiner Mutter noch?“

„Ja, lieber Herr!“ antwortete der Alte. „Der verstorbene Pfarrer, der sich Ihrer Mutter angenommen seit ihrer Kindheit, weil sie ein gar so liebes Gemüth gehabt, der hat ihr ein Kreuz errichten und ein paar Bäume an ihrem Hügel pflanzen lassen, als sie gestorben war.“

„So führt mich hin,“ bat Giovanni; und zum Maestro, der ihm folgen wollte, sprach er befehlend: „Du bleibst zurück! An dem Grabe meiner Mutter sollst Du nicht stehen, der ihren Sohn so elend gemacht hat. Du warst es, der die Phantasie des Kindes überreizt in Deinem spukhaften Hause, Du hast meine Jugend vergiftet und mich die Sünde kennen gelehrt in ihrer verlockendsten Gestalt. Du hast mich gezwungen, die Göttergaben, die mir die Natur verliehen, zu mißbrauchen; Deiner Habsucht mußten sie dienen und mir die Mittel geben zu schnöder Lust. Statt mich zur Tugend zu führen und zu Gott, hast Du all' meinen Leidenschaften schändlich gefröhnt, um mich an Dich zu ketten und mich taub zu machen gegen die innere Stimme, die mich immer von Dir scheiden hieß. Du warst es endlich, der den Mordgedanken in mir weckte, der den Dolch in meine Hände spielte! — Ich möchte Frieden machen mit Gott und mit mir selbst, ich sehne mich nach Ruhe und möchte Verzeihung erlangen und

verzeihen — nur Dir nicht! Dir! — nun und nimmermehr!“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und der Maestro sah ihm höhnisch und achselzuckend nach.

Auf dem Kirchhofe war es still und friedlich. Giovanni kniete an dem Grabe seiner Mutter. Ein einfaches Kreuz mit den Worten „Margarethe Klaus“ bezeichnete die Stelle. Grüner Rasen deckte den Hügel, auf dem die Schlüsselblumen blühten, und ein Fliederbusch senkte seine süßduftenden Stauden darauf hin.

Die Sonne neigte sich zum Untergang und goß ein dunkelrothes Flammenmeer über die Gegend. Feierlich läutete die Kirchenglocke den Abendgruß, eine selige Ruhe herrschte in der Natur und zog mit der tiefen Stille, die ihn umgab, auch in Giovanni's Seele ein. Ruhe war seit Jahren der einzige Wunsch seines Herzens gewesen, Friede und Ruhe hatte er gesucht durch die halbe Welt, hier hatte er sie gefunden.

Seine stillen Thränen fielen auf den Rasen nieder. Wie ein Kind, das nach langem Umherirren heimgekehrt zur Mutter, von seinem Leben erzählt und ihr keine seiner Thaten, ob gut oder böse, verschweigt, so vertraute Giovanni dem kleinen Hügel, was er gehofft, gelitten und

gethan; so klagte er sein Leid der Mutter, zu der er sich hingesehnt schon in den frühen Tagen der Kindheit. — Und wie einstmals, neigte sich ihr Geist nieder zu ihm, um seiner Reue Vergebung zu verkünden. Wie damals breitete sie ihre Hände segnend über ihn aus und verschwand, nachdem sie dem müden Sohne Ruhe verheißen am Mutterherzen.

Beseligt sah er der Erscheinung nach. Ein Frieden, wie er ihn nie gekannt, war in seinem Herzen und spiegelte sich in seinen Blicken, als er, den Schöpfer anbetend, die heilige Schönheit der Natur betrachtete, die ihm nicht schön gewesen seit der Schreckensthat. Sinnend sah er dem Scheiden des Tages zu, seine Thränen waren getrocknet, er wollte umkehren zum Pfade der Tugend, er wollte Cornelia's Schatten versöhnen. Aber bei dem Andenken an sie packten die Furien der Gewissensangst ihn auf's Neue, er fuhr auf und als der letzte Strahl der Sonne auf das Grabeskreuz fiel, als das schöne Gestirn des Tages untergegangen war, zog er tiefathmend wie Einer, der nach Freiheit dürstet, eine kleine blitzende Waffe aus seinem Busen, drückte sie fest in sein Herz und sank ohne Klage auf das Grab seiner Mutter.

Draußen an der Thür des Kirchhofes harrte der Küster lange vergebens des Fremden; endlich kam er, ihn zu holen, und gewahrte auf dem Grabe die Leiche desselben. Entsetzt eilte er davon, um den Maestro zu rufen, und trat bald mit diesem vor den Todten hin.

Und der Maestro sah mit seinem kältesten Lächeln auf Giovanni hinab, zog den Dolch, der einst auch Cornelia getödtet, aus des Gestorbenen Brust und sagte: „Der ist mein!"

Ob diese Worte der Waffe galten oder dem Todten, konnte man nicht errathen.

Giovanni war von der Menge, die ihn so oft bewundert hatte, schnell vergessen. Neue Wunderkinder wurden und werden erzogen, um ein unnatürliches Dasein mit Kometeneile zu durchjagen, um auf Kosten ihrer jungen Lebenskraft die übersättigten Sinne des vergnügungssüchtigen Publikums für ein paar Stunden zu ergötzen.

Den Maestro hat man seit dem Tode Giovanni's nicht gesehen. Nur zu möglich, daß er in neuer Gestalt der Lehrer und Tyrann eines Wunderkindes ist, das jetzt die Welt in Erstaunen setzt. Möge es nicht so elend werden, wie der arme Giovanni.

Der Nebel baut Nesterchen.

(1851.)

„Ueberall dieselbe Wirthschaft, nirgends mehr die alte Ordnung, nirgends mehr die rechte Ruhe, Alles drunter und drüber!“ brummte der alte Großvater, als er an einem der letzten Septembertage früh Morgens zum Hause hinaustrat und in das Feld gehen wollte. „Keiner kann mehr warten bis an ihn die Reihe kommt, Jeder drängt sich vor; nun macht Der sich auch schon wieder breit.“

Der kleine Johannes, der es gewohnt war, den Alten in verwunderlicher Weise mit sich selbst reden und dann auch wieder mit allerlei Wesen verkehren zu hören, das Niemand sah, schwieg dazu, guckte aber bald rechts, bald links, bald vor sich, bald hinter sich, um heraus zu bringen, was der Großvater wohl meinen könnte. Es war jedoch nichts Besonderes zu entdecken, im Gegentheil noch viel weniger zu sehen, als sonst, denn der erste Herbstnebel hing so tief und silbergrau in der Luft, daß die Berge, die das Thal umschlossen, ganz und gar ver-

schwunden waren. Der Kirchthurm, der sich sonst nur matt gegen die Berge hervorhob, zeichnete sich dunkel auf dem hellen Nebel ab, und dem Knaben, der sich immer von den festen Wänden seiner Berge eingefriedet gesehen hatte, wurde unheimlich zu Muthe, als er in die unendliche Ferne blickte, die das Nebelreich vor ihm aufzuthun schien. Es lockte ihn wohl zu gehen und immerfort zu gehen durch die Nebel, bis wieder irgend wo Berge ihm Schranken setzten, aber ihm graute auch davor. Er dachte, was wohl jetzt an der Stelle sein möchte, an der die Berge sonst gestanden, und unwillkürlich faßte er des Großvaters Hand, damit er ihm nicht auch etwa verschwinde, wie die Berge.

So gingen sie weiter, bis hinab in den Wiesengrund. Dort standen Erlen und Buchen am Rande des Flusses, der seine glänzend blauen Wellen schnell hinabschießen ließ zum Wehr, wo sie sich vor Lust überstürzten, und jubelnd und lärmend weiter schossen, ein neues Hinderniß zu suchen und zu überwinden, wie die Jugend das liebt.

„Stürme Du nur fort,“ sagte der Alte, „er wird Dich schon fangen, so sehr Du auch eilst!“ Und dann sah er immer wieder auf die Schlehdornhecken, die den Wiesengrund abtheilten, und auf denen die weiß schimmernden, blanken Gewebe der Herbstspinne von Zweig zu Zweig, von Busch zu Busch gebreitet waren. Durchsichtig und

leicht, daß man sie für gerinnende Luft halten konnte, lagen unzählige silbern glänzende Nebeltropfen in dem Gewebe verhüllt, wie Juwelen im durchsichtigen Schrein, wie beginnende Thränen im feuchtblauen Auge.

Der Knabe erblickte es mit Lust und sagte: „Das gibt einen schönen Tag, Großvater, denn der Nebel hat Nesterchen gebaut. Die Spinne war fleißig in der warmen Sternennacht und der Thau sank hernieder um Morgen. Sieh des Nebels Nesterchen nur an!"

„Schweig still!" rief der Alte unwirsch, „und rede den Unsinn nicht nach. Was weiß das dumme Volk vom Nebel und seinem Nest. Aber die armen Dinger da, die wissen was davon!" Damit zeigte er auf den Rasen hinab, aus dem viele Tausende von Herbstzeitlosen hervorgesprossen waren, die sich alle nach einem Sonnenstrahle umzusehen schienen und traurig zitternd in der Trübe dastanden. Ihre silbernen Schuhe und Strümpfchen waren mit feuchtem Thau genäßt, sie hatten die röthlichen Mäntelchen fest zugezogen, das Goldgeschmeide auf der Brust zu decken, und blickten nach der größten Schwester hin, die welk und entseelt am Boden lag, den Mantel der schützenden Blätter weit zurückgeschlagen, und all das Goldgeschmeide, die silbernen Ketten, an denen es gehangen, von schwarzem Rost zernagt.

„Mach fort!" sagte der Großvater, als der Knabe sich

bückte die Entseelte zu betrachten. „Mach fort, da kommen sie schon!" Und in dem Augenblick schoß ein feuchtkalter Strom durch die Luft, daß Baum und Strauch und Gras erschauerten. Von dem kalten Strom getragen senkten sich drei große Raben herab, die sich im weiten Dreieck um die bleiche Zeitlose aufstellten und mit düsterer Neugier nach ihr hinstarrten. Der Nebel fiel dazu immer tiefer, man konnte nicht fünfzig Schritte weit sehen, und die Raben fächelten mit den schwarzen Flügeln so wild und heftig, daß aus jeder Feder ein Feuerstrahl hervorquoll.

Der Großvater faßte des Knaben Hand fest in die seine. „Laß mich nicht los!" mahnte er und riß ihn mit sich fort, bis sie an die Stelle kamen, wo das Feuersprühen der Raben einen sinnverwirrenden Kreis von Licht und Wärme gezogen hatte. Das Geknister der Funken, das Spinnen und Weben der Lichtstrahlen, die gerade so luftig zusammenhingen, wie die silbernen Nestchen, die der Nebel sich in der Nacht gemacht, das Singen der allmälig aus dem Grase aufzuckenden Flammen, die mit heißen, gierigen Zungen die Stämme der Bäume beleckten, das alles wirbelte sich im tollen Durcheinander zu dem Knaben heran. Es schlang sich um seine Füße, es fesselte seinen Leib, er konnte kaum noch folgen, so angstvoll der Großvater ihn auch mit sich fortzog. Nun hatten sie fast den Kreis überschritten, der Großvater athmete auf — noch

einen Augenblick und es war gethan. Da fiel ein glühender Strahl aus dem Fittich des größten Raben auf die Hand des kleinen Johannes; in heftigem Schmerz zuckte er aufschreiend zusammen, ließ die Hand des Großvaters los, und als er dann zu sich kam, als er die Schmerzensthränen aus dem Auge trocknete und mit Blick und Stimme den Großvater suchte, war derselbe fort, — fort wie die Berge des Thales, fort wie die Blumen des Sommers, fort wie der junge Sommer selbst, den der Beherrscher des Herbstes, der graue Nebelkönig, von seinem Blumenthrone herabgestoßen hatte, noch ehe des Blumenkönigs Reich zu Ende war.

Johannes stand und stand und ging und ging und rief und rief. Er wußte nicht, wo er war, und Niemand kam es ihm zu sagen. Die Sonne trat nicht hervor, ihm den Weg zu zeigen, den Fluß und die Berge konnte er nicht finden, sich nach ihrem Zug zu richten, und unabsehbar lag sie vor ihm, die graue, feuchte Nebelwüste. Nirgends zeigte sich ein dickeres Gewölk, nirgends ein Zeichen, nirgends eine körperliche Form. Nur hier und da zog es einmal wie ein goldener Lichtstreif durch das unabsehbare feuchte Silberweiß einher, dann schlug ein Hoffnungsstrahl auf in dem Herzen des armen Johannes, aber das goldene Licht erlosch schnell und mit ihm auch die Hoffnung.

Wie lange er suchend umhergewandert, er wußte es nicht, als seine vom Spähen müden Augen eine Treppe

entdeckten, die er hinaufzusteigen begann. Sie war aus weißem Gewölk gebildet und von dem Thau so glatt, daß er sich kaum darauf zu halten vermochte. Dennoch klomm er eifrig heran, bis er endlich eine Mauer erreichte, eine graue, schwere Regenwolke. Als er daran klopfte, tönte es wie festes Gestein, und als er die Klingel zog, klang es, als ob der Sturmwind durch Fichten und Föhren pfeife.

Die Thür that sich auf, die ganze Wirthschaft war wüst. Man merkte wohl, daß der Nebel sich hier sein Nest gebaut hatte, doch war es in der Eile geschehen, wie von einem ungeduldigen Sinn, der Vieles zugleich thun will, und darum nichts Rechtes schafft. Er hatte sich Haus und Hof, Küche und Keller eingerichtet, aber weil er alles in seiner Weise ohne feste Form gemacht, so konnte Niemand es recht sehen, und Johannes wußte nicht, was er davon denken sollte. Hier brannten große Feuer, als ob es auf einem Heerde wäre, und Krammetsvögel und Hasen hingen darüber; indeß das Feuer brannte auf Wolken statt auf Steinen, und die Braten drehten sich gleichsam in der Luft um sich selbst herum, weil auch der Spieß nur verschwommenes Nebelgebilde war. Er hörte sprechen und Befehle geben, wie in einem großen Haushalt, er merkte am Zugwind, daß man Thüren auf- und zumachte, und fühlte ebenfalls, daß Jemand an ihm, wie

im Gedränge vorüberstrich, indessen mit den Augen wurde er Niemand gewahr.

„Gehen Sie nur hier herein!" rief es plötzlich, und dann wieder: „Majestät werden gleich erscheinen!" und nachher wieder: „Prinzessin Braut kleiden sich noch an!" Aber er sah weder, wo er hingehen sollte, denn es war kein Zimmer da, noch sah er Kammerherren oder Oberhofmeisterin.

Endlich schimmerte es dunkel und gleich wieder hell durch den Nebel, und Johannes gewahrte die drei Raben. Sie trugen große goldene Ringe mit dem Fledermausorden um den Hals, und jeder von ihnen balancirte eine große Kerze auf dem Schnabel, die sich wie eine vielstrahlige Gasflamme ausbreitete. Ueber jedem Raben flogen zwei Dohlen einher, die fächelten die Feuchtigkeit fort, damit die Beleuchtung nicht erlösche und die Wolken, die wie regenbogenfarbige Glaskuppeln sich um das Licht in schönen Zirkeln gebildet hatten, immer in der richtigen Entfernung blieben.

Johannes war wie neugeboren, als er jetzt plötzlich auch feste Gestalten vor und um sich sah, — denn der Erdgeborne kann die Körper nicht entbehren, und er hätte dem kleinen Mädchen um den Hals fallen mögen, das da vor der bleichen Zeitlose kniete und ihr warme, grüne Decken um die Füßchen breitete. Johannes erkannte die

Zeitlose gleich wieder und auch sie schaute ihn jetzt an, als wollte sie ihm sagen: „Du hast mich in bessern Tagen gesehen!" Indeß sie schwieg und wischte sich nur verstohlen eine Thräne aus den Augen, und das kleine Mädchen sagte französisch zu Johannes, daß er still sein solle. Er wunderte sich des Todes, daß er die fremde Sprache gleich verstand.

Der König auf dem Throne war unermeßlich groß. Man wußte nicht, wo er anfing oder wo er aufhörte. Es war alles voll von ihm und seine Augen leuchteten überall hin, wenn sie eine Weile auf der Zeitlosen geruht hatten. Er schien sie sehr lieb zu haben, denn er breitete seinen weißen Mantel hinter ihr aus und umgab und umkreiste sie von allen Seiten. Perlen hing er an ihren Hals und Juwelen um ihre Stirn, und das lila Gewand, das sie mitgebracht aus dem Wiesenthale und das sie ewig zum Andenken an ihre Heimath tragen wollte, das versilberte er von oben bis unten, ohne daß er aber dafür ein Lächeln der Freude, ein Wort des Dankes von der Zeitlose erhalten konnte. Sie ließ Alles geschehen und sah nur dann und wann zu dem Mädchen herab oder zu dem Knaben herüber. Vom König, der sie in sein Nest geholt, schien sie Nichts wissen zu wollen, so daß er plötzlich ergrimmt sich zusammenballte und sie mit rauher Stimme fragte: „Was willst Du denn, Du Undankbare? Habe

ich darum Dein ganzes Thal über Nacht mit silbernen Netzen umsponnen? Habe ich darum meine funkelnden Brillanten herabgestreut Dich zu gewinnen, damit Du hier sitzest und weinest? Hat Deine Mutter Erde Dich mir nicht überlassen und den Stengel zerbrochen, an dem sie Dich hielt? Hat sie sich nicht gelabt an meinen Gaben und sich satt getrunken an meinem Perlenthau? Was soll ich Dir geben, daß Du lächelst? denn froh sein sollst Du. Ich habe mein Nest gebaut mir zum Tempel der Freude, und Deine Trauer soll mich nicht stören. Fordere, was Dich gelüstet, aber lächle mich an!"

„Laß Menschen mit uns wohnen," rief die Zeitlose, „Menschen, wie sie wallen, wo ich heimisch bin."

Der König besann sich, wo er die Menschen hernehmen solle, und konnte es nicht finden. Da rief er ein paar alte Föhren heran, mit ihnen Rath zu pflegen. „Wo schaffe ich Menschen her?" fragte er sie.

Die Föhren zuckten mit den Aesten, steckten die Wipfel zusammen, flüsterten mit einander und sagten, die Sache sei schwer und bedenklich. Es scheue sich jeder Mensch vor dem Nebelreich und wisse sich so mit Pelzen und andern Talismanen zu versehen, daß man ihm Nichts anhaben könne. Der König wollte, wie ein rechter König, von keinem Bedenken wissen, wo es seinen Willen galt, und fuhr die Föhren mit solcher Heftigkeit an, daß sie

zitterten und bebten, und vor Angst endlich einen Einfall hatten.

„Halten zu Gnaden, Majestät,“ sagte die Eine, „es sind heute sieben mal sieben Jahre seit dem Tage der großen Schlacht in diesem Thale. Da haben wir die Todten und Sterbenden eingehüllt in die Wolken, die Ew. Majestät uns dazu mitgegeben, und sie bewahrt in den Höhlen unter dem Schlachtfeld. Nach sieben mal sieben Jahren stehen die Todten wieder auf, die Sieger und die Besiegten, die Franzosen und die Deutschen allesammt. — Wenn Fräulein Braut nicht erschrecken wollten —“

„Was erschrecken!“ polterte der König, „erschrecken, wenn ich bei ihr bin? Schafft mir die Todten her, damit sie Menschen habe und mich anlächle mit ihres sanften Auges Glanz.“

Und der Nebel that sich auf, und sie zogen heran, alt und jung, in Reihe und Glied, denn es waren lauter Soldaten. Voran Franzosen mit ihrer Musik, die Adler auf den Standarten. Aber sie waren bleich und sie lächelten nicht, und auf Zeitlosens Wange ward kein Lächeln geboren. Der Eine bedeckte seine Brust mit der Hand, der Andere preßte schmerzhaft seine Stirn — Blut floß hernieder und Seufzer ertönten, und nur der jubelnde Ruf: der Kaiser hoch! machte von Zeit zu Zeit die Klagen

verstummen. — „Soll mich das freuen?“ fragte die Zeitlose und wendete ihr Antlitz von dem Jammer dieser Sieger ab.

Der König fuhr zornig empor. „Habt Ihr nichts Besseres?“ donnerte er die Föhren an. „Zeitlose mag das nicht sehen, Zeitlose will nicht lächeln, und ich will Freude haben um mich her, denn ich hab' mir mein Nest gebaut und die Braut geholt, und ich will froh sein mit meinem jungen Weibe! Fort mit den Jammergestalten, die mein junges Weib nicht mag!“ Dabei schlug er mit geballter Faust in die Luft und mit lautem Aechzen versank das ganze Heer, mit greller Dissonanz verstummte die jubelnde Schlachtmusik, und auch das kleine Mädchen war verschwunden, an dem die Zeitlose und Johannes bis dahin ihren Trost gehabt hatten.

Und noch einmal thaten die Föhren sich zusammen und pflogen Rath, und wieder öffnete der Nebel sich und es kam ein neues Heer. Schlanke Deutsche mit blauen Augen und blondem Haar, stark gepudert und die langen Zöpfe fein geflochten und gebunden. Sie eilten still vorüber, traurig und verzagt, die alten Schnurrbärte sowohl als die jungen Burschen, denen noch kein Bart die Oberlippe zierte, und unter denen viel feine, bleiche Gesichter sich nach der Zeitlose und nach Johannes wendeten und ihnen zunickten, wie es ein Landsmann dem andern thut im

fremden Lande. Aber keiner hielt sich auf, alle hatten Sack und Pack von sich geworfen, und wer fort konnte, hastete sich, und Musik war gar nicht zu hören. Es war eine geschlagene Armee.

„Das ist auch keine Freude!“ sagte die Zeitlose, als gerade, wie sie das gesprochen hatte, ein schöner, junger Offizier an ihnen vorübereilte, und wie er die Zeitlose erblickte, mit einem lauten Aufschrei ihr die Arme entgegenbreitete. Zeitlose, als hätte sie ein Pfeil getroffen, sprang empor und warf sich dem schlanken Jüngling in die Arme.

„Herzblut Du!“ rief er jubelnd aus, und die Wunde auf seiner Brust schloß sich, und je fester sich Zeitlose an seinen Hals hing, je liebevoller sie seine bleichen Lippen küßte, je röther wurden sie und je schöner sah der Jüngling aus.

Johannes wußte nicht, wie ihm geschah, und verstand gar nicht, was vorging. Er sah noch ganz versteinert zu, wie die letzten Soldaten vorüberflohen, und wie der Offizier lebendig ward, und er und Zeitlose sich küßten. Da warf sich der graue Nebelkönig über sie, der Offizier verschwand, der König hing Zeitlose einen grauen Schleier über den Kopf, führte sie mit sich fort und stöhnte so laut, daß dem armen Johannes angst und bange wurde vor dem Orkan. Die Föhren schüttelten vor Entsetzen große kalte Tropfen von ihren Aesten herunter, die Flammen

der Raben erloschen, sie selbst schwangen sich krächzend und unheilverkündend in die Luft, und mit einem Male stand Johannes wieder seelenallein in der Nebelwüste.

Er tappte herum, bald rechts, bald links — es war nirgends ein Anfang oder ein Ende zu finden. Es war die wahrhaftige Unendlichkeit mit allen ihren Schrecken. Dazu wurde der weiße Nebel immer grauer und endlich so dunkel, daß Johannes merkte, es müsse wohl Nacht geworden sein im Nebelreich. Er konnte die eigene Hand nicht vor Augen sehen, und konnte auch kaum noch ein Glied rühren, denn es war kalt und die Luft hing voll eisiger Nässe. Sein Muth war lange dahin, und allmälig machte er sich, so jung er war und so wenig er vom Tode verstand, doch darauf gefaßt, daß er sterben würde. Er warf sich nieder und weinte bitterlich.

Da er aber zwischen lauter Wolken war und nicht auf harter Erde, so lag er gut, die Wolken umfingen ihn weich wie Kissen und schaukelten ihn hin und her, gar sanft und leise, bis er in einen ruhigen, tiefen Schlaf versank und bald zu träumen begann.

Er sah das kleine Mädchen, das am Morgen Zeitlosens Füße mit Decken erwärmt hatte, und das ganz reizend angezogen war. Es hatte einen kurzen blauen Rock an, mit einem rothen Streif besetzt, aus dem sahen in weißen Strümpfchen und schwarzen Stiefelchen ihre

kleinen Füßchen hervor, mit denen sie geschäftig herumtrippelte. Ueber der Brust hatte sie einen kleinen Soldatenrock mit zwei kecken Schößchen, und auf dem Kopf eine Soldatenmütze mit der lustigsten Feder von der Welt.

Johannes, ganz glücklich, ein bekanntes Gesicht zu sehen, lachte hell auf, wie er sie so vor sich herumgaukeln und alle Schwenkungen der Soldaten mit possenhafter Lustigkeit ausführen sah, und fragte: „Wo in aller Welt kommst Du denn her?"

„Von meiner Mutter," antwortete sie, und legte die Hand an die Mütze, wie die Soldaten thun, wenn sie grüßen.

„Wer ist denn Deine Mutter?"

„Wer meine Mutter ist? Erst ist sie die Marketenderin von des Kaisers Napoleon alter Garde, und nachher ist sie noch ganz was anders, ganz was anders, als was die Leute sagen und wissen. Nur der Trommler wußte es, der Tambour-Major, denn der Tambour-Major war mein Vater!" Mit den Worten drehte sich die Kleine lustig auf dem silberbeschlagenen Absatz herum und sang:

„Meine Mutter ist nicht hier
Und mein Vater ist fort,
Mein Haus hat kein Fenster,
Steht bald hier, steht bald dort;
Und denkst Du mich zu halten,
Bin ich längst wieder fort."

Dazu schlug sie ein Schnippchen mit den Händen, und so oft sie das that, fiel eine prächtige Südfrucht hernieder, die Johannes, hungrig und durstig wie er war, so schnell er konnte verzehrte.

Louison wollte sich halb todt darüber lachen, und rief mal auf mal neckend: „Nun, wie schmeckt Dir das flüssige Gold, Du lieber deutscher Michel?"

Das gefiel Johannes schlecht, das heißt das Necken, und daß sie ihn einen deutschen Michel schalt, denn die Südfrüchte gefielen ihm gut; und als er sich satt gegessen hatte, fragte er: „Wie hast Du's denn gemacht, aus des Nebels Hauptnest fortzukommen?"

„Wie ich's gemacht habe? Ich bin eben fortgegangen!"

„Aber der König, hat der's gelitten?"

„Narr Du! ich hab' ihn nicht gefragt. Als die Garde kam, die alte Garde, da hat meine Mutter mir gewinkt, die mich hierher geschickt zum Tage der großen Schlacht, und wie sie mir gewinkt hat und Louison gerufen, da bin ich gegangen."

„Kannst Du mich nicht mir Dir nehmen, Louison?" bat Johannes und streckte ihr die Hand entgegen.

„Dich mitnehmen, deutscher Michel?" spottete sie. „Wie soll ich das machen? Du wirst ja erst den nebligen, graubärtigen König fragen, ob's ihm auch recht ist, wenn Du gehst, denn ihr Deutschen seid gewissenhaft, und wer

viel fragt, der kriegt viel Antwort. Aber es ist schad' um Dich, denn ich habe Dich lieb!"

„Ich will nicht fragen!" betheuerte Johannes, „ich will Dir nachgehen auf Schritt und Tritt, und Alles thun, was Du willst."

„A la bonheur!" rief die Kleine, „so gefällst Du mir, so kann's was werden mit uns Beiden! Steh' auf aus dem feuchten Nebelbett, aber trockne Dich erst ein bischen ab, damit Du mir meine Uniform nicht naß machst, wenn Du zu mir kommst."

Johannes wollte ihr Folge leisten, bemerkte jedoch zu seinem Erschrecken, daß er kein Glied regen konnte. Als Louison das gewahr wurde, sagte sie: „Nun, nun, liege nur still. Es ist wohl noch nicht an der Zeit. Der Blonde wird sich noch nicht ganz erholt haben. Ich will Dir unterdessen erzählen, was Dir zu wissen noth thut." Damit setzte sie sich neben seinem Lager nieder, und nahm solch ernstes Gesicht an, daß Johannes sie gar nicht erkannte, als sie ihre Erzählung begann.

„Du mußt wissen, als Napoleon mit seinen Franzosen in Egypten war, hatten sie einen langen beschwerlichen Marsch gehabt, und rasteten in der Wüste am Fuße der großen Pyramide. Der Sternenhimmel funkelte, wie Du in Deinem kalten, finstern Norden Dir es gar nicht denken kannst, die Wachtfeuer brannten um die Zelte her, die

Schakals abzuhalten, und ganz nahe an der Pyramide da hatten sie das Zelt für die Marketenderin, für meine Mutter, die nicht weiter fort konnte und sich kaum niedergelegt hatte, als ich geboren wurde. Wie ich denn nun da war, trat ein Mann in's Zelt, mit großen, schräg geschlitzten Augen, mit langen Händen und Füßen, die steif und eckig an dem Körper saßen. Er hatte weiße, lange, faltenreiche Gewänder an, mit allerlei Gevögel und Gethier bemalt, eine spitze Mütze auf dem Kopfe, und einen pechschwarzen Bart. In der Hand hielt er drei Disteln und zwei Mohnköpfe und an der Seite hing ihm ein kleines kurzes Schwert.

„Meiner Mutter wurde ganz unheimlich zu Muth, obschon sie Courage gehabt in allen Schlachten vom Rhein bis zum Nil, und obschon sie sich nicht fürchtete, selbst wenn Napoleon vor ihr stand und mit ihr sprach. Der lange steife Mann sah ihr zu fremdartig aus, und sie wollte ihn eben fragen, wer er sei, und was er wolle, als er selbst zu reden anfing und sie der Mühe des Fragens überhob.

„Ich bin der Herr dieser Pyramide," sagte er, „die ich nun schon seit viertausend Jahren bewohne. Ich bin der Pharao, der den Joseph in Egypten bei sich aufgenommen hatte. Seit dem Tage, wo sie meinen balsamirten Leichnam, in köstliche Spezereien und Linnen ge-

wickelt, in dieser Pyramide niederlegten, hat kein Menschenwesen je auf dieser Stelle das Licht der Welt erblickt, und ich habe kein Neugeborenes gesehen, seit ich begraben bin. Zeige mir Dein Kind, damit ich's sehe und es segne."

„Dazu hatte meine Mutter gar keine Lust, und überlegte, wie sie, ohne unhöflich zu sein, dem Pharao dieses Verlangen abschlagen könnte, obschon er im Grunde ein honetter Mann sein mußte, da er sich gegen Joseph und die Juden so gastfreundlich benommen. Indeß er wartete ihre Antwort gar nicht ab, nahm mich von meiner Mutter Brust, hob mich zu sich empor, küßte mich, machte allerlei Zeichen über mir, verneigte sich nach allen Himmelsgegenden und gab mich meiner Mutter zurück, die herzlich froh war, als sie mich wieder heil und gesund auf ihrem Schooße hatte. Der Pharao aber sagte: „Zum Dank dafür, daß Du mir Dein Kind vertraut hast, will ich Dir Macht geben über Menschen und Geister. Merke wohl auf, wenn Du schläfst, auf alle Deine Träume. Sie sollen Dir die Weisheit meines Volkes verkünden, und Du sollst eine große und gewaltige Zauberin werden. Da nimm die drei Disteln und die beiden Mohnköpfe und lege sie unter Dein Haupt zur Nacht, und was sie Dir sagen, das wird Wahrheit sein." Damit verschwand er so räthselhaft wie er gekommen, und meine Mutter, die herzlich müde war, legte die Disteln und den Mohn unter meines Vaters Mantel,

aus dem er ihr ein Kissen gemacht hatte, und schlief sehr ruhig ein.

„Was sie in der Nacht und in allen folgenden Nächten erfahren, das hat sie keinem Menschen vertraut als meinem Vater, aber es müssen wunderbare Dinge gewesen sein, denn Erde und Meer, Feuer und Wasser, Thiere und Pflanzen und Menschen gehorchen ihrem Wink. Sie altert nicht und sie stirbt nicht und hat uns passabel jung erhalten, denn auch ich habe schon an die vierzig Sommer gesehen."

„Vierzig Sommer?" rief Johannes verwundert, der von der ganzen Erzählung nicht viel verstanden hatte, und nun froh war, endlich einen Gedanken festhalten zu können, weil Alles ihm wie toll und wirr durch sein armes Gehirn schwirrte. „Vierzig Sommer willst Du alt sein, Louison, und bist doch nicht größer und älter als ich, der ich zwölf Jahre zählen werde zu Michaelis?"

„Du zwölf Jahre?" lachte Louison, „Du mit dem Bart auf der Lippe, zwölf Jahre alt, langer Bursche? So guck doch einmal in diesen Spiegel."

Und als Johannes in den blanken Knopf von Louisons Jäckchen schaute, sah ihm daraus das Gesicht eines hübschen Jünglings entgegen, das er selbst kaum noch als sein eigenes erkennen konnte. All die Sommerflecken und die braune Farbe, die er gehabt, waren ausgeblichen in

der feuchten Nebelatmosphäre, in der er viel länger gelebt hatte, als er wußte. Er sah weiß und zart aus, wie ein vornehmer junger Herr, und war zu einem hübschen Jüngling erwachsen.

Louison hatte eine kindische Freude über sein Erstaunen. Sie klatschte in die Hände, schaute nach allen Seiten um, und als sie in weiter Ferne einen kleinen Stern aus dem Nebel hervorglitzern sah, rief sie: „Jetzt steh' auf, Johannes, jetzt ist's Zeit!"

Johannes that, wie sie ihm sagte, und wie er nun da stand in dem freudigen Gefühl seiner Kraft, wie er seine Glieder regte, und sie so gewachsen und stark fand, mußte er auch hell auflachen vor Vergnügen.

„Jetzt nur noch einen Zug aus der Flasche," rief die Kleine, „damit auch Geist und Leben in Dich kommt, und dann sollst Du das Ende hören und wirst stark genug sein, das Werk zu vollenden, zu dem meine Mutter Dich ausersehen hat."

Sie reichte ihm eine goldglänzende Flasche hin, die sie aus einer schlichten Blechbüchse hervorholte, welche über ihrer Schulter hing, und als Johannes daraus getrunken hatte und seine Augen strahlten, seine Lippen lächelten, da gab Louison ihm einen kleinen Schlag mit ihrer hübschen Hand und sagte wieder: „So gefällst Du mir, Monsieur Jo-

hannes! So kann etwas aus uns werden! Nun setze Dich aber nur wieder hin und höre mir zu."

„Als wir nach den egyptischen Kriegen die deutsche Campagne machten, kam es in dem Thale, in dem Du und Zeitlose zu Hause seid, zu einer großen Schlacht. Wir Franzosen siegten zwar wie immer, aber es fielen doch auch eine Menge von unsern Leuten, und da meine Mutter immer dicht hinter meinem Vater herzog, und mich auch nicht von sich lassen wollte, so gerieth sie mit mir in das dichteste Gefecht, wurde von einem Pferde niedergeworfen, und sie und ich wären schlecht davongekommen, hätte nicht ein junger deutscher Offizier Mitleid mit uns gehabt und uns mit seinem Leibe gedeckt, indem er sich vor uns hinstellte und meiner Mutter Zeit schaffte, sich aufzuraffen und mich wieder auf den Arm zu nehmen.

„Aber die Großmuth bekam dem jungen Deutschen schlecht. Eine Kugel von unsern Jägern traf ihn in die Brust, sein Blut floß nieder und meine Mutter sah ihn sterben, ohne daß sie ihm zu helfen vermochte, denn in dem Mordlärm der Schlacht konnten die guten Geister, die sie rief, ihre Stimme nicht hören, und sie kommen auch nicht dahin, wo die Menschen solch wahnsinniges Morden begehen.

„Als die Schlacht beendet war, machte meine Mutter sich daran, unsern Retter zu suchen, aber der lag todt und

lang ausgestreckt auf dem Rasen, und da der Nebel sich schwer herabgesenkt und Alles verhüllt hatte, konnte sie nichts weiter für ihn thun, als daß sie ein paar Mohnkörner in seinen Brustlatz steckte, um ihn wieder zu erkennen und ihm vielleicht später einmal vergelten zu können, was er an uns gethan hatte. An der Stelle aber, an der er gefallen war, machte sie ein Zeichen und eine kleine Höhlung, damit das Blut sich darin sammeln könnte, das er für uns vergossen hatte, und nichts davon verloren gehen sollte. Und alle Jahre, so gegen die Zeit der Schlacht, schickte sie mich hin, zu untersuchen, wie es an der Stelle aussehe und ob noch nichts zu merken sei.

„Wie ich denn nun wieder einmal dort angekommen bin, hat auf dem Fleck die schönste Zeitlose geblüht, die je ein Auge gesehen, und als ich das der Mutter gemeldet, hat sie mir gesagt: „Jetzt bleibe dort, und wohin die Zeitlose geht, da folge ihr nach, denn sie ist erblüht aus dem Herzblut des Offiziers, und ehe sie nicht sein eigen ist, ehe wird er nicht wieder lebendig."

„Darauf hat sie: vorwärts Marsch! kommandirt, und ich bin zurückgekehrt und habe unsichtbar bei der Zeitlose gesessen Tag und Nacht, und sie ist immer schöner geworden, daß ich eine ordentliche Liebe zu ihr gefaßt habe, und die Menschen, die vorüber gingen, sie zu lieblich fanden, als daß sie sie gebrochen hätten. Da ist aber

eines Nachts der Nebel gekommen, hat das ganze Thal umstricken lassen von der Herbstspinne, und wie er nun sicher war, daß sie ihm nicht entrinnen konnte, hat er sich tief herabgesenkt, hat die Zeitlose mit seiner kalten Hand ergriffen und fortgeschleppt in sein Nest.

„Ich folgte ihr mit Blitzesschnelligkeit, denn die Mutter rief mir zu, daß ich eilen und Zeitlose nur warm halten möchte im Nebelreich, damit sie lebendig bleibe bis der Jahrestag der Schlacht zum siebenmal siebentenmale wiederkehre.

„Nun hast Du gesehen, wie die Todten auferstanden und wie sie vorübergezogen sind als bleiche, flüchtige Schatten, die kein Leben mehr bekommen, bis sie ihr vergossenes Herzblut wieder erhalten haben. Dies geschieht unter Tausenden nicht Einem, weil sie es nicht wissen, daß sie damit lebendig werden können, und Niemand ihr Herzblut rein und unvermischt sammelt, wie meine Mutter es für den blonden Kunibert gethan."

Johannes, der seit er aus der goldglänzenden Flasche den lebendigen Geisteswein getrunken, viel gescheidter geworden war und Verstand hatte wie Einer, hatte aufmerksam der Erzählung Louisons zugehört und sagte, als sie einen Augenblick inne hielt: „Aber was kann das dem Kunibert helfen, da der Nebel ihm die Zeitlose wieder entführt hat?"

„Das ist's eben," entgegnete Louison, „und zu ihrer Befreiung sollst Du uns helfen; dazu haben wir Dich ausersehen, denn nur Einer, der in dem Thale geboren, in dem Kunibert gestorben und Zeitlose erblüht ist, kann das Werk vollbringen. Meiner Mutter gute Geister haben Dich genährt die sieben Jahre lang, während der Nebel Dich umfing, daß Du groß und schön und stark genug geworden bist, den Kampf zu bestehen und Kunibert und Zeitlose zu erlösen. Merke also jetzt wohl auf, was ich Dir sagen werde, und sei unverzagt, denn gelingt das Werk, so soll's Dein Schaden auch nicht sein!

„Hier hast Du eine Distel und einen Mohnkolben, Ableger der Pflanzen, welche der Pharao der großen Pyramide meiner Mutter einst gegeben. Die halte fest, was Dir auch begegnen mag, und fehlt Dir ein Weg, so bahne ihn Dir mit der Distel, naht Dir ein Feind, so sänftige ihn mit dem Mohn, nur halte sie fester, als die Hand Deines Großvaters an dem Morgen, da der Nebel sich sein Nest erbaute! Und nun geh und wende Dein Haupt nicht zurück, wenn ich von Dir geschieden sein werde."

Mit diesen Worten stellte die Kleine sich auf die Fußspitzen, legte die Arme auf Johannes Schulter, ward plötzlich so groß wie er selbst, gab ihm einen herzlichen Kuß und sagte so sanft und zärtlich: „Lebe wohl, lieber Johannes! Auf Wiedersehen!" daß es ihm wie ein warmer

Strom über das Herz schoß und ihm die hellen Thränen in die Augen traten, ohne daß er wußte weshalb, denn es war ihm plötzlich ganz glückselig zu Muthe. Der Laut ihrer Stimme klang ihm noch wundersüß in Ohr und Herzen, als Louison schon verschwunden war, und so gern er sich nach ihr umgesehen hätte, sein Auge noch einmal an der erwachsenen, jungfräulich schönen Louison zu weiden, er wagte es nicht, denn er wollte vor allen Dingen ihr gehorsam sein und ihren Willen vollführen.

Tief aufathmend blieb er noch einen Augenblick stehen, sich auf sich selbst und auf all die Wunderdinge zu besinnen, die er gehört hatte; dann schritt er vorwärts und war noch nicht weit zwischen dem Gewölk gegangen, als er etwas krächzen hörte und die drei Raben vor sich auf drei Föhrenbäumen sitzen sah. Die Raben aber, wie waren die in der Zeit, da er sie nicht gesehen hatte, gewachsen! Die Aeste, auf denen sie saßen, bogen sich tief zur Erde herab, und ihre Schwanzfedern hingen bis zum Boden nieder, so daß sie eine feste Thür bildeten, deren Fugen mit Feuer ausgegossen waren. Sie hatten große Stücke rohen Fleisches vor sich, schnalzten vor Behagen mit den schwarzen Zungen und warfen hier und da ein Knöchelchen herunter.

„Das ist Zeitlosens kleiner Finger,“ rief der Eine und nagte nach Herzenslust.

„Schmeckt lange nicht so gut, als Kuniberts Herz!“ krächzte der Andere mit solcher Lüsternheit, daß es Johannes vor Grauen durch Mark und Bein rieselte.

Und der Dritte sagte: „Ich warte und warte, bis der Johannes kommt, das frische Menschenkind, das ist der leckerste Bissen.“

„Da ist er schon,“ flüsterten unheimlich mit den Aesten wehend die Föhren, „wir fangen ihn, wir heben ihn auf, wir lassen ihn nieder, da kann er baumeln.“ Dabei schlangen sich ihm zwei Föhrenäste um die Füße, schnellten ihn empor bis fast zu den Gipfeln, in denen er hängen blieb, und nun ließen die Raben ihre Atzung fallen, flogen mit schwerfälligem Flügelschlag in die Höhe und umkreisten den unglücklichen Johannes näher und näher, bis sie seinen Leib berührten und er ihre scharfen Schnäbel schon dicht vor seinen Augen sah.

Sich vor ihnen zu schützen, hob er die Hände empor, aber die Raben bissen nach seinen Händen, daß er kaum im Stande war, vor Schmerz die Distel und den Mohnkolben zu halten, deren Berührung die Raben sehr geschickt zu vermeiden wußten. Endlich jedoch gelang es ihm, als er sich viele Zeit wacker gegen sie und ihre Schnäbel gewehrt hatte, den Arm recht hoch zu erheben und in einem langen Zuge an allen drei Raben mit dem Mohnkolben hinzustreichen, als sie gerade ganz nahe zusammengeflogen

waren, und sogleich ließen sie von ihm ab. Sie flatterten wie im Taumel mehrmals im Kreise herum, legten die Flügel ein und sanken am Fuße der Föhren, schwarz und leuchtend wie große Basaltstücke, leblos nieder.

Darüber erschraken die Föhren, schwiegen still und hielten sich ruhig, so daß Johannes hinabzuklettern beginnen konnte. Aber das war eine schlimme Arbeit, denn er hatte höchstens eine Hand dazu frei, weil er mit der andern die Distel und den Mohnkolben halten mußte. Mit großer Mühe und Noth half er sich mit der Rechten von Ast zu Ast, riß sich hier die Hand blutig und wagte dort den gewaltigsten Sprung, bis er endlich auf dem Boden stand und weiter vorwärts gehen konnte.

Nun dies erste Abenteuer überstanden war, fiel es ihm erst recht schwer auf das Herz, was die Raben gesprochen hatten. Wenn Zeitlose und Kunibert wirklich von den Raben getödtet und aufgefressen waren, so konnte Johannes sie ja nicht mehr erlösen, und der Lohn seiner Thaten war ihm verloren. Er seufzte tief auf und dachte an die schöne Louison, ohne recht eigentlich zu wissen, weshalb sie ihm einfiel, oder was sie mit seinem Lohne zu thun haben könnte.

Seine Hände und Arme, die von den Raben und von dem Klettern sehr verwundet waren, heilten, sobald er sie mit dem Mohnkolben berührte, und als er nun ausgeruht

hatte und weiter wanderte, ging es ihm eine Weile ganz gut, bis der Boden des Nebelreiches unter ihm zu wanken begann. Bald senkte sich eine Wolke auf die andere viele Klafter unter ihm hernieder, so daß er unwillkürlich versucht ward, die Hände auszubreiten, um sich an etwas zu halten; bald schoß aus der Tiefe ein Windstoß zu ihm empor, daß er erschreckt mit den Händen nach seinen Augen fuhr; bald trieb ihm ein Wirbelwind Hagel und Schneegestöber entgegen, die eisig an seinen Wimpern hängen blieben und ihm das Sehen fast unmöglich machten. Aber er widerstand allen Versuchungen, seine Hände zu seinem Schutz zu brauchen, sank ohne Beben in die Tiefe, ließ sich vom Sturmwind plagen und von Hagel und Schnee peitschen, denn er dachte, daß Louison mit ihm zufrieden sein würde, und deren Zufriedenheit ging ihm über Alles.

So gelangte er Abends an das große Wolkengebirge, in dem die Elektricität vergraben liegt. Nirgends war ein Durchgang zu sehen, und er merkte, daß er würde hinüberklettern oder sich mit der Distel einen Durchgang bahnen müssen. Mit dem Klettern wollte es jedoch nicht gehen, denn der Boden war siedend heiß, und so oft Johannes mit seinem Körper ihn berührte, erhielt er einen Schlag durch alle Glieder, daß er taumelte und ihm die Sinne fast vergingen. Er klopfte also mit der Distel an

und der Fels öffnete sogleich einen breiten Durchgang für ihn. Indeß damit schien nicht viel gewonnen zu sein, denn zu beiden Seiten des Weges lagen die Blitze in ihren Höhlen angeschlossen, große feurige Schlangen mit giftgeschwollenen Köpfen und langen blauen, feuersprühenden Zungen. Zwischen ihnen tanzten Millionen von Irrlichtern umher, die sich auf Johannes Schultern setzten und an der Distel und dem Mohnkolben herumleckten, während Sternschnuppen kreuz und quer umherflogen, so daß Johannes von Licht und Gluth und Hitze wahre Höllenqualen zu leiden hatte. Brennend heiß und gierig ringelten und züngelten alle Arten von Flammen und Feuerstrahlen um ihn her, reckten sich empor und schrumpften zusammen, indeß er ging mitten durch, unverzagt, und tröstete sich damit, daß der Mohnkolben ihm Balsam sein werde für alle seine Schmerzen.

Endlich, als Johannes das Ende des Berges erreicht hatte, der sich mit einem furchtbaren Donnerschlage schloß, sank er zusammen. Er drückte die Augenlider zu, sich ein wenig von dem Flammenschein zu erholen und Kraft für die weitere Reise zu sammeln, als er es neben sich langsam heranrauschen und dann lauter und lauter brausen hörte. Er blickte auf und befand sich vor den Seen, in denen der Regen aufbewahrt wird. Schneller und schneller schwoll der Regen an, und ehe er sich dessen versah, war

es bis an seinen Hals gestiegen, daß es ihm den Athem versetzte. Augenblicklich nahm er die Distel und den Mohnkolben in die Linke und fing nun an, so gut er es mit dem einen Arm konnte, sich schwimmend durch die Fluthen zu schlagen. Indessen nur zu bald erlahmte seine Kraft, denn der Regen schoß so prasselnd auf ihn hernieder, daß es seinen Kopf betäubte, während hier und da große Wassermassen sich säulenartig vor ihm aufthürmten und seinen Weg versperrten. Da half aber, als die Noth am größten war, die Distel wieder, das Wasser theilte sich, richtete sich in Wänden empor, und plötzlich stand Johannes auf festem, aber starr gefrorenem Boden.

Naß wie er war, fühlte er, wie erst seine Kleider, dann er selbst mit einer Eisrinde überzogen wurde, daß er kein Glied zu regen vermochte. Er konnte nicht sprechen, er konnte seine Hände nicht brauchen, die um die Distel und den Mohnkolben erstarrt waren, aber er konnte sehen und hören — zu seiner Pein.

Denn vor ihm saß im Eispalast der Nebelkönig im grauen Mantel, eine Krone von dreizehn funkelnden Eiszapfen auf seinem Kopfe, scharf beleuchtet von einem großen rothen Nordlicht, das in langen knisternden Strahlen über seinem Haupte hing. Der Polarstern glänzte goldig hell daraus hervor. Zwei große Eisbären hielten vor seinem Thron Wache, und weiße sibirische Schnee-

vögel flogen dienstthuend von allen Seiten hin und her. Zu Füßen des Thrones standen zwei Särge von Eis, in dem einen lag Kunibert bleich und todt, in dem andern die Zeitlose welk und fahl. Die Schneevögel spotteten mit schwirrendem Tone: „Zu spät, Johannes, zu spät, zu spät!“ und flogen an den Regungslosen heran, mit ihren Schnäbeln ihm die Distel und den Mohnkolben zu entreißen.

Johannes litt übermenschlich. Sein Herz, das ihm in der Brust ganz wie erstarrt war und fast nicht mehr ordentlich schlug, wollte ihm brechen vor Weh, als er sah, daß alle seine Anstrengungen, all sein Muth vergebens gewesen waren. Die Gedanken jagten sich in seinem Gehirn, bald wollte er dies, bald jenes Mittel versuchen, sich zu befreien und Kunibert und die Zeitlose zu erretten, aber was kann ein Mensch thun, der fast zu Eis erstarrt ist? Er dachte an Louison und wie sie an ihm zweifeln, wie sie ihn für feige halten würde, wenn er nicht wiederkehrte, und das schmerzte ihn so, daß er es wie eine Wohlthat empfunden hätte, die Thränen vergießen zu können, die kalt und steif in seinem Kopfe lagen.

Mitten in diesen Leiden sah er, daß der Nebelkönig mit seinem Schneescepter den Eisbären ein Zeichen gab, die sich verneigten und langsam auf Johannes zuschritten. Als sie dicht vor ihm standen, sagte der eine: „Louison ist

Eis wie Du, Louison liegt im Eisberge begraben und wird nicht mehr lebendig. Aber Du kannst lebendig werden, wenn Du die Distel dafür gibst und den Mohnkolben dazu. So wie Du es willst, kommt Leben in Deine Glieder."

Leben wenn Louison todt ist! dachte Johannes, die Distel opfern und den Mohnkolben, die sie mir anvertraut! wider ihre Gebote handeln! Nimmermehr! Lieber erstarrt bleiben bis an's Ende der Welt!

Die Eisbären verstanden seine Gedanken und der zweite Bär sprach: „Nun, wenn Du nicht hören willst, so sollst Du fühlen!" und damit warfen sich Beide über ihn her, und der erste schnappte nach seinem Arm und biß ihn über dem Handgelenk, daß der Mohn auf Johannes Fußspitze niederfiel, und kaum hatte sie diese berührt, als eine milde Wärme wie ein schneller Strom durch seine Adern floß und er mit dem Jubelruf zum Leben zurückkehrte.

Schnell schlug er mit der Distel in der noch gesunden Linken gegen die Bären, die in Wassermassen zerflossen, setzte sich mittels des Mohnkolbens die rechte Hand wieder an und eilte nun von der Hoffnung eines nahen Sieges beflügelt, dem Throne zu, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß er die Prüfung überstanden habe und am Ziele sei.

Vor dem Throne angelangt, schwang er die Distel um

sein Haupt, und wie er das zum siebenten Male that, flogen die Schneevögel davon. Der Nebelkönig aber fing an zu zittern und zu schwanken auf seinem Sitz, und als Johannes das bemerkte, schwang er die Distel immer schneller und muthiger, und plötzlich lösten sich die Glieder des Königs auseinander. Der eine Arm flog wie ein breiter Nebelstreif nach Osten, der andere nach Westen. Der Kopf wurde immer größer und immer undeutlicher je mehr er anschwoll, bis allmälig die ganze majestätisch furchtbare Gestalt zerfloß und nur leichte Wolkenmassen sichtbar blieben, durch die ein warmes Sonnenlicht zu zittern begann.

Heiße Freudenthränen stürzten aus den Augen des Jünglings. Er kniete nieder und betete. Er hatte die Sonne seit so vielen Jahren nicht gesehen, und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Erde durchzuckte seine Brust. Freudig erregt eilte er der Stelle zu, auf der die Särge gestanden hatten. Sie waren verschwunden und die beiden geliebten Leichen lagen nahe bei einander im Gewölk. Da nahm Johannes den Mohnkolben und berührte sanft und lind die Zeitlose, und wie sie sich aufrichtete und ihn mit ihrem sanften Glanze anlächelte, legte er sie behutsam an Kuniberts Brust.

Das war kaum geschehen, als Kunibert einen langen, tiefen Athemzug that. Dann dehnte er langsam die Glieder,



schlug die Augen auf, richtete sich schnellkräftig empor, wie ein gesunder Mensch, der recht ausgeschlafen hat, und drückte Zeitlosen fest an sein Herz. Da streckte sich an ihr zuerst ein Blättchen und dann das andere, und wurden zwei schöne röthliche Mädchenarme, und aus dem Kelche tauchte ein reizendes Köpfchen hervor, das barg sich an Kuniberts Schulter, als ob es das Licht noch nicht recht vertragen könnte, und zwei zierliche Füße und ein leichter, schlanker Leib, von lilaseidenem Gewande umflossen, wurden sichtbar, und endlich hing ein wunderholdes Mädchen in Kuniberts Armen, und der rief mal auf mal: „Mein Herzblut Du! mein anderes Ich! habe ich Dich wieder, meine süße Braut?“

Johannes war ganz gerührt von dem Glück der Beiden, aber es blieb doch eine Traurigkeit in seiner Seele zurück, weil sie sich gar nicht um ihn bekümmerten. Da klopfte ihm plötzlich Jemand auf die Schulter und sagte fröhlich: „Und Du hast Niemand, Du armer Johannes, und warst doch so folgsam und so brav!“

Die Stimme kannte er! Er wendete sich um, Louison stand vor ihm, heiterer, schöner, strahlender als je, und nicht mehr als Marketenderin, sondern als die allerprächtigste Dame angezogen, so daß er ganz bezaubert vor ihr auf die Knie sank. Sie aber lachte und rief: „Thor Du!

was knieest Du auf der nassen Wolke, wenn Du an mein Herz kommen könntest!"

Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und als denn auch er immer und immer wieder: „mein Herzblut Du! mein anderes Ich! meine süße Braut!" ausgerufen hatte, wie er es von Kunibert gelernt, da kam dieser mit der schönen Zeitlose, sich viel tausendmal bei Louison und Johannes für ihre Rettung zu bedanken, und die beiden glücklichen Bräute und Kunibert und Johannes waren sehr froh und sehr gerührt.

Und als die Rührung nun vorüber war, ließ Louison vor die Wolke, in der sie sich befanden, zwölf schneeweiße Schwäne spannen, die flogen mit ihnen hinunter in das Thal, in dem Johannes und die Zeitlose geboren und Kunibert gestorben war. Es war mitten im Frühling, der Rasen und die Bäume prächtig grün, das Thal voll Blüthen und voll Vogelsang, und an dem rauschenden blauen Strom stand unter stattlichen Buchen ein glänzend weißes Schloß, dessen Dienerschaft an der bekränzten Pforte den Einzug der Herrschaft erwartete.

„Das schickt Euch meine Mutter zum Hochzeitsgeschenk," sagte Louison. „Schloß und Acker und Wald und Wiese und Strom sind Euer. Und übers Jahr, wenn der Storch Euch was Liebes gebracht haben wird, dann sollt Ihr zu uns kommen, und mich und Johannes besuchen in unserm

Palaste in der schönen warmen Provence, am blauen mittelländischen Meere, wo meine Mutter und des Johannes Großvater uns heute Abend zu unserer Hochzeit erwarten. Nehmt's also nicht übel, wenn wir eilig sind und Euch jetzt verlassen." Sie küßte die Zeitlose, gab Kunibert zum Abschied die Hand, steckte die Distel und den Mohnkolben in den Gürtel, winkte dem Schwanenwagen und stieg mit Johannes ein, worauf sich der Wagen wie ein Luftballon erhob und sie nach schneller, schöner Fahrt am Abende sicher und wohlbehalten an dem Schlosse von Louisons Mutter niederließ.

Was da aber für Pracht und Herrlichkeit war, wie das abstach von dem Nest des Nebels, wie sich der uralte Großvater mit dem Johannes freute, und wie glückselig der Johannes mit seiner Louison war, das könnt Ihr Euch natürlich Alle denken.

Tante Renate.

(1841.)

In unserer Familie hatten wir eine alte unverheirathete Tante, die sehr schön gewesen sein und viele Bewerber gehabt haben sollte, wie alle Mütter in der Familie uns erzählten, und die alle Heirathsanträge ausgeschlagen hatte. Das schien uns jungen Mädchen ein unlösbares Räthsel, und wenn eine oder die andere Frau in der Familie hinzufügte: „Tante Renate hat aber auch merkwürdige Schicksale gehabt und ist außerdem ein Sonntagskind", so war die Neugier, mit der wir Tante Renate betrachteten, auf's Höchste gestiegen und nur der mysteriöse Ton, der in den Worten „ist ein Sonntagskind" lag, konnte uns abhalten, näher nach dem Geheimniß zu forschen.

Sollte ein Mädchen heirathen, so fragte man Tante Renate um Rath, und ihr Urtheil über den jungen Mann entschied stets die Verbindung. Das war mehr als genug, um uns ehrfurchtsvolle Schauer einzuflößen — man

konnte ja nicht wissen, wie bald man selbst in die Lage käme, vor Tante Renate's Richterworten zu zittern.

Ich war eins der jüngsten Kinder in der ganzen Familie und hatte wohl noch keine Sorge wegen des Heirathsvotums, und doch erregte mir die gute, freundliche Renate eben so viel Scheu als herzliche Zuneigung. Ihre schöne, hohe Gestalt, die feine, edel geformte Nase, das klare, ruhige Auge, und vor Allem der festgeschlossene, decidirte Mund mit den klassisch schönen Lippen, das Alles zog mich im höchsten Grade an. Die eigenthümliche, halb nonnenhafte Tracht und das kleine Spitzenhäubchen sahen bei ihr ebenso vornehm, als einfach aus, und ich konnte mir gar nicht anders denken, als daß Tante Renate ihr Leben lang fünfzig Jahre alt war und daß sie in dem schwarzen Kleide geboren sei. Dazu kam noch, daß ich selbst ein Sonntagskind bin, und ich wollte gar zu gern ergründen, was das eigentlich auf sich habe. Hundertmal wenn ich mit Tante Renate im Dämmerlicht allein saß, hatte mir die Frage auf den Lippen geschwebt: „Tante! was ist das eigentlich, ein Sonntagskind?" aber ich hatte nie den Muth finden können, das Wort auszusprechen.

So war ich ungefähr fünfzehn Jahre alt geworden, und man fing an, mich in die Gesellschaften mitzunehmen, obgleich ich noch die undankbare Rolle eines „Backfisches" spielte, wie man bei uns, unbegreiflicher Weise, die halb-

erwachsenen Mädchen im Scherze zu nennen pflegte. Einmal, es war im Anfange des Winters, hatte die ganze schöne Welt, die aus Bädern oder von ihren Landsitzen zurückgekehrt war, sich bei meiner Großmutter versammelt, und man sprach davon, daß heute einige Fremden vorgestellt werden würden, die hier in Berlin den Winter verleben wollten. Man machte Musik, spielte Karten und die junge Welt trieb sich in den Zimmern herum, wie es nur im Anfange des Winters möglich ist, wenn die verschiedenen Coterien und die kleinen Intriguen sich noch nicht gebildet haben. Da öffneten sich plötzlich die Thüren und Vetter Franz trat mit zwei sehr schönen Männern in's Zimmer. Der eine, in fremder, glänzender Uniform, wurde als Baron Salm, der andere, in eleganter Civilkleidung, als Assessor Hecht vorgestellt. Nach einer augenblicklichen Pause des gegenseitigen Begrüßens kam nun plötzlich Leben und Bewegung in die Gesellschaft. Locken wurden von schönen Fingern auf's neue geringelt, Fichü's zurechtgerückt und das ganze Manöver jener kleinen Koketterien, von denen kein Mädchen ganz frei ist, wurde rasch durchgemacht. Den früher anwesenden Herren entging das nicht, und nur die beiden Glücklichen, welchen diese Künste galten, schienen nichts davon gewahr zu werden. Sie gingen hin und her, kamen endlich in das kleine Boudoir, in das sich Tante Renate zurückgezogen hatte,

und waren bald mit ihr in eine Unterhaltung verwickelt. Ich stand fest an Tante Renate's Lehnstuhl geklemmt, denn ich hatte es noch nicht so weit gebracht, mich selbstständig und frei in der Gesellschaft zu bewegen, und war erst dann recht froh, wenn ich an einem Ofen, einer Fensternische oder hinter irgend einem Stuhle einen festen Standpunkt gewonnen hatte.

Die Unterhaltung hatte sich erst in den gewöhnlichen Kreisen bewegt; die Herren kamen von Reisen, man fragte sie nach befreundeten Personen, denen sie begegnet waren, Tante Renate pries ihnen die Herrlichkeiten Berlins, Baron Salm war begierig, die berühmten Männer kennen zu lernen, die Schriftsteller vor Allem, und bald sprach man über Literatur, besonders über ein Werk, das eine lange Abhandlung über die Seelenwanderung enthielt. Die Herren tadelten das Werk entschieden und meinten, dergleichen Thorheiten müßten auch im Scherze nicht mehr besprochen werden, und es sei längst nicht mehr Zeit, der Seelenwanderung anders als ein Mährchen zu gedenken.

Tante Renate sah aber ganz ernsthaft aus; ich dachte, sie nähme es übel, daß die beiden Fremden, während sie mit ihr sprachen, mich immerfort ansahen und ihre Rede an mich zu richten schienen, obgleich ich meinen Mund nicht aufgemacht hatte und auch auf eine entschiedene Frage nichts zu antworten wußte, so verlegen machte mich

die Aufmerksamkeit der beiden Fremden; böse war ich aber darüber nicht.

„Sie betrachten also die Seelenwanderung wie ein Mährchen, Baron Salm", sagte endlich Tante Renate, „und ich habe doch meine eignen Ansichten darüber. Auch ich bin fern davon, zu glauben, daß irgend ein galanter Cavalier oder eine schöne Prinzeß plötzlich in einen Löwen oder in ein Vögelchen verwandelt werde. Wozu sollte das auch? Ob es aber nicht umgekehrt möglich sei, ob das nicht oft vorkomme, das weiß ich nicht."

Dem Assessor Hecht schien das ganze Gespräch nicht zu behagen, seit von der Seelenwanderung die Rede war, denn er hatte mehrmals versucht, der Unterredung eine andere Wendung zu geben, als aber die Tante anfing, sich weitläufiger darüber zu erklären, schob er fast hastig seinen Stuhl fort und ging hinaus, was Baron Salm zn mißbilligen schien.

„Sie glauben doch nicht, meine Gnädige," sagte er, „daß es irgend einem Geschöpfe gegeben sei, seine Gestalt zu ändern, wenn es ihm beliebt?"

„Nicht wenn es ihm beliebt, wohl aber glaube ich, daß es oft in einem höhern Rathschlusse so gefügt wird."

„Aber halten Sie es denn für möglich, daß der Mensch zur Strafe in ein Thier verwandelt werde?"

„O bewahre! das wäre ein Rückschreiten in der Natur,

in der es keinen Rückschritt giebt. Ich glaube aber fest, daß die Thiere eine Seele haben, ähnlich der unseren, und daß es dieser Seele gegeben ist auf eine gewisse Zeit ihre äußere Gestalt zu verlassen, und eine andere, eine menschliche Gestalt einzunehmen.“

„Das wäre ja ein beneidenswerther Vorzug, mein verehrtes Fräulein, wenn man so nach Belieben jetzt seine Geliebte im Salon bewundern und eine Stunde später sie als Nachtigall mit den süßesten Klängen der Liebe in den Schlaf singen könnte, ein Vorzug, dem nichts im menschlichen Dasein gleich käme.“

„Nichts?“ entgegnete Tante Renate, „und ist nicht vielleicht der Sonambulismus, der unseren Geist der Erde entrückt, und während dessen unser Körper wie eine leere Hülle liegen bleibt, etwas Analoges? Wer weiß, ob unsere Seele nicht eben so gut in der Gestalt eines Seraphs in Wolken schweben und Himmelsglück genießen kann, als es der Seele der Thiere vergönnt ist, unter uns in menschlicher Gestalt zu erscheinen.“

Herr von Salm lachte verlegen, und mir wurde auch ganz verlegen zu Muthe, denn solche sonderbare Sachen hatte Tante Renate noch nie gesprochen; ich schämte mich ihrer fast und war doppelt froh, als der Walzer ertönte und Baron Salm mir die Hand zum Tanze bot. Das war die einzige Art von Unterhaltung, bei der ich in der Gesell-

schaft schon mitzählte, und der Baron tanzte ganz vortrefflich.

Ich dachte, er würde über der Tante Unterhaltung irgend eine satyrische Bemerkung machen und war ganz erstaunt, als er in einer Pause äußerte: „Fräulein Renate sei eine ungemein geistreiche und scharfsinnige Dame, an deren guter Meinung ihm sehr viel gelegen sei.“ Mir war nun freilich vorgekommen, sie habe lauter dummes Zeug geschwatzt und ich es gar nicht mehr lange anhören können ohne laut zu lachen.

Kaum war der Walzer mit Herrn von Salm zu Ende, als mich der Assessor zur Galoppade aufforderte und nun tanzte ich fast den ganzen Abend mit den Beiden, und war sehr froh, daß man mir endlich auch einmal die Cour machte, wie den älteren Cousinen. Ich kam mir plötzlich völlig erwachsen vor, und ging ganz unbefangen quer durch das Zimmer, ohne mich an die verschiedenen Stühle auf dem Wege hinzuschlängeln, ja ich ärgerte mich nicht einmal, als ich Vetter Franz zu den Fremden sagen hörte: „Aber sagt mir nur, was Ihr an der Bertha findet, das ist ja noch ein kompletter Backfisch!“ Ich ärgerte mich gar nicht, hatte ich doch des Barons Antwort gehört, daß er diesen Backfisch gerade sehr reizend fände, und daß der Assessor seiner Meinung sei. Ich war wie umgewandelt und hatte mir fest vorgenommen, mich nicht mehr in

die Winkel drängen zu lassen, denn ich . . . ja was denn? — das wußte ich selbst nicht recht. Hätte man damals schon das schöne Wort gekannt, ich würde gesagt haben, denn ich — fühlte mich heute ganz emancipirt.

Was soll ich nun lange erzählen? Dem Balle folgte ein Morgen, an dem die Fremden meinen Eltern ihren Besuch machten; dann wurden sie zu uns eingeladen, kamen öfter und beschäftigten sich auch, wenn wir am dritten Orte zusammentrafen, fast nur mit mir, und bald hieß es überall, „daß Baron Salm und Assessor Hecht der kleinen Eikstädt ganz gewaltig den Hof machten", und die jungen Damen nannten mich nun absichtlich „die kleine Eikstädt", obgleich ich gewiß nicht klein war. Sie wollten nur zeigen, daß sie mich keineswegs anerkannt hätten, und behandelten mich jetzt erst recht, als wäre ich noch ein kleines Kind.

Hatte ich mit den Fremden getanzt, so fragten sie nicht: „wovon habt Ihr Euch unterhalten?" sondern es hieß nur: „nun, was hat er Dir erzählt?" als ob ich gar nichts zu antworten verstünde. Ich rächte mich aber dafür und sagte gar nichts von den schönen Reden, die ich hörte; nur eines konnte ich nicht verschweigen: daß die Herren so kalte Hände hätten, daß man es durch die Handschuhe empfände.

„Ja," lachte eine von den Cousinen, „die Adorateure

eines Backfisches müssen auch Amphibien oder Fische sein und kaltes Blut haben, und es ist Sympathie, Berthachen, die sie zu Dir zieht."

Mein Blut wurde dabei etwas heiß und trat mir voll in die Wangen; was sollte ich aber machen? Muth hatte ich nur im Umgang mit Männern, gegen Damen war ich doch noch sehr verlegen.

Meine Eltern sahen das so mit an, wie Eltern die ersten Eroberungen eines einzigen Kindes immer ansehen, mit einer Art von geschmeicheltem Stolze. — Nur Tante Renate schien besorgt und machte oft ganz sonderbare Bemerkungen über meine beiden Verehrer. In der Zeit mußte ich wöchentlich einmal im Hause meiner Großeltern, bei denen Tante Renate lebte, vorlesen kommen. Einst brachte ich den „grünen Domino" mit und konnte mich nicht genug über das hübsche Stück freuen; auch meine Zuhörer lachten, bis ich an die Stelle kam:

„Es ist ein Fischgeschlecht, in Menschenhaut gebannt,
Liebhaber so brutal und Männer so galant."

Ich jubelte auf vor Lachen, die Großmutter aber sah Tante Renate an, und diese sagte mit einem Seufzer: „Körner ist ein wahrer Dichter, denn er ahnte, was kein Verstand der Verständigen sieht, und er hat oft die frappantesten Wahrheiten ausgesprochen, ohne es selbst zu wissen. Ich war ganz verwundert über den Ernst und

die Bemerkung, und als Tante Renate bald darauf gar zu weinen anfing, wurde auch Großmutter verstimmt und bat mich, nicht weiter zu lesen. Alles war still im Zimmer, mir wurde sehr bange, ich fühlte, daß hier irgend ein Geheimniß obwalte und beschloß, heute den Zusammenhang um jeden Preis zu erfahren. Mit klopfendem Herzen schlich ich Tante Renaten auf ihr Zimmer nach. Es war kein Licht darin, die Tante stand im Fenster, hell vom Monde beschienen. Ich trat zu ihr, küßte ihre Hände und beschwor sie, mir doch endlich zu sagen, was ihr denn eigentlich fehle.

Sie streichelte mich und sagte: „An Dich dachte ich eben, mein Kind, und es ist mir lieb, daß Du kommst, ich habe mit Dir zu sprechen. Setze Dich zu mir und höre mir zu.“

Ich that, was sie mir sagte und sie begann: „Wir beide, meine liebe Bertha, sind Leidensgefährten, wenn ich so sagen kann, wir sind Beide Sonntagskinder, und ich halte es für meine Pflicht, Dir Aufschluß über meine Vergangenheit zu geben, und Dir meine Erfahrungen mitzutheilen, damit Dir die Leiden womöglich erspart werden, die mein Leben verbittert haben. Du wirst bemerkt haben, wie ich in meinen Ansichten über den Zusammenhang der Menschen und der Geisterwelt oft von allen anderen abweiche und hast mich selbst wohl manchmal des Aber-

glaubens beschuldigt. Ein Sonntagskind, dessen Augen geöffnet sind, sieht aber Alles anders und richtiger und verliert dadurch in gewisser Beziehung den Zusammenhang mit den übrigen Menschen. Du hast vielleicht schon gehört, daß ein tiefdenkender Philosoph, der erhabene Spinoza, uns das Geheimniß der Schöpfung so erklärt hat, daß eine geheimnißvolle Kraft, die Gottheit, das ganze Universum erfülle, daß sich aber ihr Dasein und Wirken verschieden offenbare, je nach der mehr oder minder vollkommenen Form des Gegenstandes, in dem sie wirke. So blüht Gott in der Blume, so spielt der Strahl der Gottheit in den Goldfischchen in jenem Glase, so steigt ein göttlicher Jubel aus der Kehle der Lerche, und noch schöner und reiner offenbart er sich im Lächeln des schuldlosen Kindes, auf der klaren Stirn der Jungfrau und in den stolzen Zügen wahrer Männlichkeit. Ueberall und in jeder Form, die die Gottheit gewählt hat, kommen Momente vor, in denen sie fast die Form zu durchbrechen scheint und in denen das Gefühl dieser durchleuchtenden Göttlichkeit plötzlich in einem anderen Geschöpfe anklingt und Wiederhall findet. Das ist das Geheimniß der Sympathie, die uns oft so wunderbar zu Fremden zieht, das ist der treue Blick des Hundes, der unsere Schmerzen versteht und theilt, und dessen Theilnahme uns Genuß ist. Glaube mir, nur dadurch wird die Liebe der Menschen

für Pflanzen und Thiere begreiflich. Jahrhunderte lang hat man in dunkler Ahnung dieser Wahrheiten geglaubt, daß die Seele des Menschen in die Thiere gebannt werden könne, das aber ist unmöglich, denn in der Welt ist Alles fortschreitend, Alles kann sich nur in aufsteigender Linie entwickeln, bis es seinen Höhepunkt erreicht hat und wieder völlig aufgelöst wird in das All, um auf's Neue den Kreislauf des Lebens zu beginnen. Finden sich im Erdenwallen nun harmonisch entwickelte Wesen zusammen, Geschöpfe, die auf gleicher Stufe ihrer Entwickelung stehen, so verschmelzen sie in gewissem Sinne in einander, fördern einander, und wir nennen das Glück. Kommen Geschöpfe von ungleicher Entwickelungsstufe zusammen, so hindern sie einander und wir nennen das Unglück. Das höchste Unglück aber ist es, wenn ein Geschöpf, das eben erst von seiner Thierbildung in die Menschengestalt übergetreten ist, und unter derselben noch die Eigenschaften und Neigungen seiner bisherigen Entwickelungsstufe beibehalten hat, in Liebe zu einem schuldlosen Mädchen aus einem alten Menschengeschlechte entbrennt, und — dies Schicksal ist das meine gewesen.

„Als ich achtzehn Jahre alt war, zur Zeit der französischen Kriege, kam Obrist Belaigle in unser Haus. Seine anerkannte Tapferkeit, sein stolzes, schmeichelndes Wesen gewannen ihm meine Gunst, um die er seit der

ersten Stunde warb. Ich war jung und gut und liebte den stattlichen Mann bald von Herzen; jede Falte meines Gemüthes lag offen vor ihm, und er schien sich mit Entzücken an dem Reichthum zu weiden, den meine Seele bei dem ersten Erwachen ihm bot. Freilich fiel es mir auf, daß Obrist Belaigle alle diese Gefühle bewunderte, daß er sie aber nicht theilte. Ich dachte jedoch darüber nicht nach, ich war so selig im Liebe-Geben, daß ich nichts entbehrte. So dauerte unser Verhältniß eine ganze Weile fort, bis Belaigle um meine Hand warb, die ihm von den Eltern zugesagt wurde. Mit der Ruhe, die nach unserer förmlichen Verlobung eintrat, fand sich aber bei mir auch ein ernsteres Nachdenken über unser Verhältniß ein. Ich wurde traurig, denn ich hatte meine ganze Seele hingegeben und keinen Anklang für das gefunden, was mich erfüllte. Religion war meinem Verlobten ein Ammenmährchen, von dem die französische Revolution uns befreit habe, und Sitte und Zucht hielt er für Thorheiten, von denen wir selber uns frei machen müßten. In der Noth meines Herzens wandte ich mich zu Gott und bat ihn, mir beizustehen und mir, wenn es möglich sei, einen Ausweg zu weisen. Nach diesem Gebete schlief ich ein und träumte, daß meine alte verstorbene Amme zu mir käme, mich in ihre Stiftswohnung holte und mich dort, wie ich es als Kind oft gethan, in ihren alten Koffern und

Schränken herumkramen ließ. Da fand ich bald ein altes Gesangbuch, in dem der liebe Gott als alter Mann mit einer Krone abgebildet war, bald kleine verblichene Schuhe und Kleidchen, die ich als Kind getragen, kurz, Alles lag noch so, wie ich es gesehen hatte, als ich das letzte Mal bei ihr gewesen war. Sie zeigte mir auch ein altes Traum- und Wunderbuch und rieth mir, in allen schwierigen Lagen meines Lebens darin Rath zu suchen. Dann spielte ich mit fremden Kindern und pflückte Perlblumen im Gärtchen am Stifte, und als eins der Kinder mir meine Blumen fortnehmen wollte, kam mein Bräutigam mit seinem Regiment und eroberte die Blume, nahm mich in seine Arme und flog rasch mit mir davon, und das Regiment spielte die Oginsky-Polonaise. Mitten in dem Fluge wachte ich auf, lachte über meinen Traum nach so ernstem Abendgebet, und wurde doch plötzlich betroffen bei dem Gedanken an das alte Wunderbuch, das ich in der That von der Amme geschenkt bekommen und weggelegt hatte, ohne es je angesehen zu haben. Ich schalt mich selbst eine Thörin, daß ich in diesem Augenblicke wirklich mit Vertrauen an das alberne Buch dachte, hatte mich aber kaum angekleidet, als ich schon eifrig danach suchte und es endlich glücklich auffand. Ganz verstohlen setzte ich mich hin und las: Mittel gegen Sommerflecken, gegen böse Augen, gegen Hexen und gegen das Berrufen. —

Horoskope für alle Tage im Jahre. — Endlich finde ich etwas, das mich überrascht: „Ein Mägdlein, geboren in der Tag- und Nachtgleichen im Frühjahr, so diese auf einen Sonntag fällt, kann Wundersames erfahren, wenn das Aequinoctium und somit des Mägdleins Geburtstag an einem Sonntage wiederkehrt. Ist sie dann in Liebe entbrannt und nicht glücklich, so stelle sie sich um Mittag an einen Kreuzweg und merke auf, was sie sieht, schweige aber vom Gesehenen, so ihr Leben lieb ist, es sei denn in ganz gleichem Falle."

„Erst klang mir das Alles wie dummes Zeug, dann aber dachte ich: und wenn es dennoch Dinge zwischen Himmel und Erde gäbe, von denen unsere Philosophen sich nichts träumen lassen? Zudem war in den nächsten Tagen der zweiundzwanzigste März, und also mein Geburtstag an einem Sonntage. Was konnte es also schaden, wenn ich zufällig die Friedrichs-Straße entlang ging und die zwölf Glockenschläge an einer Stelle abwartete, an welcher zwei Straßen sich kreuzten? — Neugier, Lust am Abenteuerlichen und vor Allem inneres Unbehagen trieben mich zu dem Versuch, denn ich fühlte mich sehr unglücklich. Genug, ich ging. Das Wetter war schön und ich durchkreuzte eine Menge Straßen mit gewaltigem Herzklopfen, weil ich mich mehr und mehr überzeugt hielt, es müsse mir Etwas begegnen. Da schlug es zwölf Uhr,

und noch waren die ersten sechs Schläge nicht verklungen, als ich plötzlich dachte, ich sei verzaubert, denn bald sah ich eine Dame mit einem Vogelkopf, bald ging ein Mann vorbei, in dem der Kater nicht zu verkennen war, dann sah ich Jemand, der rasch und blühend daherschritt und über dem der Engel des Todes schwebte. Mir vergingen die Sinne, und wie von Furien gepeitscht, eilte ich nach Hause, innerlich bebend bei dem Gedanken, die Meinen wiederzusehen. Todtenbleich trat ich in das Wohnzimmer und war ganz glücklich, als mir meine lieben Eltern und meine guten Geschwister in ihrer schönen unveränderten Gestalt entgegen traten.

„Aber das furchtbare Geheimniß war zu plötzlich meinen Augen enthüllt, mein Körper erlag der entsetzlichen Entzauberung, und als ein paar Stunden darauf Belaigle zu uns kam, lag ich in den heftigsten Phantasien, und der Arzt erklärte, daß ein Nervenfieber im Entstehen sei. Belaigle, von dem ich unaufhörlich gesprochen, verlangte zu mir geführt zu werden, und man willfahrte ihm, weil man hoffte, daß sein Anblick mich beruhigen würde.

„Kaum aber hatte ich ihn erblickt, als ich wild aufschrie, denn mein Bräutigam war ein großer Steinadler, dessen Augen fürchterlich funkelten und mich zu verschlingen schienen.

„Rettet mich, rettet mich!“ schrie ich, „schafft den Adler

hinaus, oder ich sterbe!“ Meine Mutter hielt es für ein neues Fieberbild, das mein krankes Gehirn hervorgerufen, Belaigle aber wendete sich erbleichend von mir ab und verließ das Zimmer.

„Nun folgte für mich eine lange Zeit, von der ich gar nichts weiß, weil ich sie abwechselnd in zügellosen Fieberphantasien oder in bewußtlosem Zustande zubrachte. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, stand mir das Bild Belaigle's immer vor, wie es sich plötzlich in den gewaltigen Adler verwandelt hatte, und um keinen Preis konnte ich mich entschließen, nach meinem Verlobten zu fragen, obgleich mein Herz eine Lücke fühlte, die mich sehr unglücklich machte. Meine Eltern vermieden es ebenfalls, der Vergangenheit zu erwähnen, bis ich fast genesen war und man mir sagte, Belaigle habe an dem Abend, als ich erkrankte, ein flüchtiges Billet geschrieben, in dem er gemeldet, daß unaufschiebliche Verhältnisse ihn zu einer Reise zwängen, deren Dauer er nicht bestimmen könne. Er hatte keinen Gruß für mich, kein Andenken für die Vergangenheit, keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft ausgesprochen. Die Meinigen begriffen es nicht und forschten vergebens bei des Obristen Vorgesetzten, die eben so bestürzt über sein plötzliches Verschwinden waren, und es irgend einem räthselhaften Unglücksfall zuschrieben. Ich allein begriff und wußte Alles; freilich aber hatte ich

meine Ueberzeugung mit dem Frieden und der Heiterkeit meines Lebens erkauft."

Tante Renate schwieg und ich schauerte vor Angst, denn die Ahnung eines Unheils, das mir bevorstände, tauchte plötzlich in mir auf. Die Tante zog mich zu sich empor, küßte mich und seufzte tief, dann behielt sie mich, wie man ein Kind hält, auf ihren Knieen und fuhr fort: „Erinnerst Du Dich noch, liebe Bertha, des Abends, als der Baron und der Assessor bei Deinen Eltern eingeführt wurden, und erinnerst Du Dich meiner Unterhaltung mit ihnen, so wirst Du auch verstehen, was ich damals sah, was ich dabei empfand, und wie ich bestrebt war, es den beiden Fremden begreiflich zu machen, daß ein Wesen in ihrer Nähe war, welches sie erkannte, welches sie bewachte und im Nothfalle berechtigt wäre, ihre bösen Anschläge zu Schanden zu machen.

„Ich sah mit Sorge ihre Aufmerksamkeit für Dich und Deine vollkommene Arglosigkeit, und schon lange hat es mich getrieben, Dir die Mittheilungen zu machen, doch es war ja möglich, beide Männer blieben Dir gleichgültig, und ich wollte Deine Unbefangenheit nicht unnütz zerstören.

„Seit einigen Tagen, vergieb mir, mein gutes Kind, wenn ich vielleicht Dein Herzensgeheimniß berühre, scheint es mir aber, als ob der glänzende Baron Dir nicht gleich-

gültig sei, und jetzt war es mir also Gewissenssache und Pflicht Dich zu warnen und Dich vor den Leiden zu bewahren, die meine Jugend verbittert haben. Du, mein armes Sonntagskind, Du sollst nicht einem jener Halbmenschen zur Beute werden, Du sollst niemals die Welt in jener nackten eisigen Wirklichkeit kennen lernen, vor der das arme Herz erstarrt."

Und abermals schwieg Tante Renate. — Ich weinte bitterlich, denn obgleich ich den Baron nicht liebte, so fehlte doch nur wenig dazu, das lebhafte Wohlgefallen, das er mir einflößte, in Liebe zu verwandeln. Ich schlang meine beiden Arme um der Tante Hals, und beschwor sie, mich zu retten und es mit meiner Mutter so einzurichten, daß ich die Herren nicht wiederzusehen brauchte. Die Tante versprach mir Alles und schrieb meinen Eltern, daß die Großmutter mich über Nacht bei sich behalten und schwerlich vor morgen Abend zurücksenden würde. Sie aber würde morgen Mittag statt meiner die Honneurs bei unserm kleinen Diner machen helfen, und sie hoffe, meine Mutter würde mit dem Tausche nicht unzufrieden sein.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß ich so Tage lang bei meiner Großmutter blieb, es fiel also auch Niemandem auf, aber ich hatte noch niemals die Zeit bei der Großmutter so langsam vorüberziehen gefühlt, als eben damals.

Ich war eigentlich beständig wie in einem Traume, ich

wußte nicht, ob ich wache oder schlafe, ob ich gesund sei oder ob ich im Fieber liege. Ich stand am Fenster und sah die Menschen vorübergehen und dachte: Seid Ihr denn Menschen? Ich dachte an meine jungen Freunde und Freundinnen, und fragte mich: was liebst Du denn an ihnen? Und wie ich irre geworden war an Allem um mich her, so wurde ich auch irre an mir selbst. Ich kam mir freilich wie gerettet vor, aber ich war fröhlicher gewesen, als ich mich noch unbefangen keiner Rettung bedürftig geglaubt hatte, und mir lagen beständig die Worte im Sinn: denn das Wissen ist der Tod!

Am Abend, als die Tante nach Hause kam, sah sie behaglich und heiter aus. Sie gab ihrer Kammerjungfer Shawl, Handschuhe und Fächer zum Fortlegen und setzte sich auf den Sopha so bequem hin, als wüßte sie, daß sie ein gut Stück Arbeit gethan.

„Nun, Bertha?" sagte sie nach einer Weile, da ich ihr zaghaft gegenüber gestanden hatte.

„Nun, Tante?" fragte ich.

„Die Herren reisen," entgegnete sie, „sie reisen morgen ab."

Ich forschte nicht, wie sie das bewerkstelligt habe, und sie theilte es mir nicht mit; ich konnte mir nicht helfen, ich mußte weinen. Das war nicht Gram über die Entfernung des Barons, ich that mir nur so leid, weil ich er-

leben müssen, was so manchen Anderen erspart blieb, und traurig und doch mit einem angenehmen Gefühle von Wichtigkeit sagte ich: „Ach Tante! wie unglücklich sind wir! Das Wissen ist der Tod!“

„Ja,“ versetzte sie, „aber die Liebe ist das Leben. Daran halte Dich, mein Kind. Die Liebe wird Dich erlösen, denn sie ist allmächtig und kann Alles — selbst böse Erinnerungen vergessen machen.“

Es gefiel mir sehr, daß die Tante mich auf die Liebe vertröstete, nnd ihre Vertröstung war eine Prophezeihung; die Tante war und blieb damals und durch manche Jahre meine Helferin und meine Stütze. Schon am folgenden Tage erbot sie sich, mich mit auf Reisen zu nehmen, und die Anstalten zu denselben, das Besorgen, Einpacken, Abschiednehmen und das Erwarten der merkwürdigen Erlebnisse, die man bei einem ersten Ausfluge stets zu haben meint, ließen mir gar wenig Zeit, an den entfernten Baron zu denken.

Die Reise und der Aufenthalt im Bade zerstreuten mich dann vollends, da der Eindruck, welchen der Baron auf mich gemacht hatte, wirklich nur ein sehr flüchtiger gewesen war; und als ich ein Jahr nach meiner Rückkehr die Bekanntschaft meines Mannes machte, an dem ich einen wahren und vortrefflichen Menschen besitze, und an dem

selbst Tante Renate keinen Makel findet, da trat die Vergangenheit für mich so völlig in den Hintergrund, daß mir selbst die Begegnung mit dem Baron jetzt beinahe wie ein Traum oder wie ein Mährchen erscheint.

Eine alte Firma.

(1860.)

Der Sommer war gar kein Sommer gewesen; wer eine Reise unternommen, hatte keine große Freude davon gehabt. Statt des Sonnenscheins hatte es überall nur Nebel und graue Tage gegeben, und in den Kurorten hatten die Leute trübselig in ihren Wohnungen gesessen und waren froh gewesen, wenn sich mit ihren Hausgenossen eine Art von Verkehr gebildet hatte, der über die langen Abende mit ihren vielen leeren Stunden hinweghalf. Mit solcher zufälligen Gesellschaft erschöpft sich aber die Unterhaltung leicht. Man hat mir ihr keine gemeinsamen Erinnerungen, man hat auch keine gleichen Ansichten, seine eigenen Verhältnisse kann man den fremden Leuten nicht preisgeben, und recht aus seiner tiefsten, innern Ueberzeugung heraus mag man mit Personen, die man nicht kennt, doch auch nicht sprechen. Es bleibt also gar nichts übrig, als von den Tagesereignissen zu reden, die in solch' kleiner Gemeinschaft keinen großen Stoff für die Unterhaltung bieten,

oder das Gespräch auf die Vorgänge in der Politik, auf das Allgemeine zu richten, wobei die Meinungsverschiedenheit auch oft ein Hinderniß für die Freiheit des Gedankenaustausches wird. Ehe man es sich also versieht, wird man zum Erzählen von Dingen genöthigt, die man Andere einmal erleben oder Dritten geschehen sah, und es ist dann ein wahres Glück, wenn sich in dem Kreise Jemand findet, der so gut zu erzählen weiß, wie die alte Frau Arenthaler, die den Mittelpunkt unserer ganzen Gesellschaft bildete, und uns eines Nachmittags, an dem es ganz unmöglich war, das Haus zu verlassen, mit folgender Geschichte die Stunden verkürzte.

„Ich habe mir nie etwas aus den Romanen gemacht," sagte sie, „in denen die allerwunderbarsten Ereignisse zusammengetragen werden, um die Leute damit in Erstaunen zu setzen. Sie sind mir immer wie Pasteten erschienen, in denen alle Ingredienzien von der Welt zusammengemischt werden, damit etwas ganz Besonderes zu Stande komme. Etwas Besonderes wird's denn freilich auch, und man sieht's den Leuten, wenn sie es essen, deutlich an, daß sie sich darüber wundern, wie diese Dinge, diese Erzeugnisse aller vier Welttheile, sich in der einen Schüssel zusammenfinden konnten. Es schmeckt Jeder davon, und wer einen abgestumpften Gaumen hat, findet auch sein Vergnügen daran. Die Mehrzahl hat aber doch ein ehr=

lich Stück Braten lieber, und wie ich meinen Gästen bei mir zu Hause immer nur einen ordentlichen Braten und ein Gericht Gerngesehen vorsetze, so ist's auch nur eine ganz gewöhnliche Hausmannskost, eine ganz alltägliche Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe. Es ist gar nichts dabei zum Verwundern, und es hat wohl Jeder von Ihnen Aehnliches erlebt, nur daß er sich nicht im Zusammenhange daran erinnert."

Sie rückte dabei die Haube mit dem weißen Bande zurecht, die ihr freundliches, altes Gesicht umgab, nahm die Brille ab, weil sie nicht weiter an der Wiegendecke für ihre Tochter häkeln wollte, und begann dann in ihrer ruhigen Weise also zu berichten:

„Es war im Herbste des Jahres achtzehnhundertsiebenundvierzig, als bei uns im Hamburg das Haus von Gotthard James Brooke das hundertjährige Bestehen der Firma feierte. Der erste Brooke war ein armer Markthelfer gewesen, der sich durch Fleiß und Beharrlichkeit, durch Klugheit und Entschlossenheit heraufgearbeitet hatte. Aus einer kleinen Bude, in der er unten am Hafen allerlei Kleinkram für die Schiffer feil geboten, war er mit seinem Geschäfte in die Stadt hinaufgezogen, und hatte endlich das Haus am Jungfernstiege gekauft, das jetzt dem Schwager meiner Tochter gehört.

„Zur Zeit des Jubiläums war der Urenkel von Gott-

hard Brooke, William Brooke, Inhaber des Geschäftes, und wie er einer der ersten Männer an der Börse war, so nahm er auch in unserer Kaufmanns-Aristokratie eine der ersten Stellen ein. Er beherrschte den ganzen Getreidemarkt, hatte eigene Schiffe in allen Häfen, sein Haus war voll von Fremden, und das muß man ihm nachsagen, er verstand es, einen guten Gebrauch von seinem Gelde zu machen. Galt es ein allgemeines Unternehmen, irgend eine Anstalt der Wohlthätigkeit, so stand sicher William Brooke mit einer Summe auf der Subskriptionsliste, deren kein Fürst sich schämen durfte; schickte ein Künstler ein bedeutendes Kunstwerk nach Hamburg, so kaufte es William Brooke, und da er seine Kunstsammlung bereitwillig jedem Besucher öffnete, so leistete er durch seine Ankäufe zugleich immer etwas für die ganze Stadt. Sein Haus war Fremden und Einheimischen ein angenehmer Versammlungsort. Seine Frau — er hatte eine Engländerin aus einer verarmten Adelsfamilie geheirathet, die er auf einer seiner Reisen kennen lernte — wußte die Honneurs desselben vortrefflich zu machen, und wenn sie auch für hochmüthig galt, so verzieh man ihr das, weil man sich wohl bei ihr befand, und weil man wußte, daß sie den Armen im Stillen viel Gutes that.

„Die Brooke's hatten viel Glück, und dazu noch das ganz besondere Glück, daß man es ihnen nicht beneidete.

Sie waren beliebt; man nahm also an dem Jubiläum den größten Antheil, Fremde und Freunde sprachen davon, und wo man davon sprach, konnte man auch das Bedauern ausdrücken hören, daß Herrn Brooke das Einzige fehle, was dieses Jubiläum erst zu einem rechten Feste machen würde: ein Sohn und Erbe seines Namens und damit der angeborene Fortführer des Geschäftes; denn William Brooke hatte nur ein einziges Kind, und das war eine Tochter.

„Aber Helene Brooke, oder vielmehr Ellen, wie man sie nannte, — denn es wurde der Mutter wegen meist Englisch in der Familie gesprochen, und das ganze Familienleben und Hauswesen war nach englischem Muster eingerichtet — Ellen war ein Mädchen, das über die Entbehrung eines Sohnes trösten konnte. Sie war damals achtzehn Jahre alt und wirklich eine Schönheit zu nennen. Dabei hatte sie viel Verstand, es war bei ihrem Unterricht Alles geschehen, was Voraussicht und Reichthum einem Menschen in dieser Beziehung zuwenden konnten, und da beide Eltern ehrenwerthe Charactere waren, so hatte auch Ellens ganzes Wesen einen Zug von sittlichem Ernst und von innerer Tüchtigkeit, die ihrer Anmuth und ihrer Fröhlichkeit noch eine höhern Reiz gaben. Sie war einfach, wie alle diejenigen, die im Reichthum geboren sind, und denen Pracht und Luxus eben deshalb keinen

besonderen Werth haben, aber sie wußte nichtsdestoweniger einen reichen Schmuck vortrefflich zu tragen, und die Mutter gefiel sich in der Behauptung, daß Ellen, wohin man sie auch immer stellen möge, überall an ihrem Platze sein würde. Sie mochte dabei in ihrem Innern freilich weniger an eine einfache Haushaltung denken, als an ein Fürstenschloß, aber es lag in jener Behauptung wirklich etwas Wahres, und Ellens Leben hatte dies bethätigt.

„Daß ein solches Mädchen viel umworben war, versteht sich von selbst. Alle unsere reichen Kaufmannssöhne beeiferten sich ihr zu gefallen, der mecklenburgische und hannöversche Adel, der sich viel in Hamburg aufhielt und natürlich das Brooke'sche Haus vor allen andern Häusern frequentirte, wetteiferte in Ellens Huldigung. Man wußte, daß sie bereits sehr glänzende Bewerbungen ausgeschlagen habe; man sah, daß sie Niemand bevorzugte, und man fragte sich oftmals, wen sie einmal wählen würde oder was die Eltern für Absichten mit ihr haben möchten. In der Familie selbst war aber das Heirathskapitel bisher immer nur sehr oberflächlich zur Sprache gekommen. So oft sich eine Bewerbung um Ellen geltend gemacht, hatte man sie davon benachrichtigt, um ihr, deren Glück die wirkliche Sorge der Eltern war, die freie Wahl zu lassen, und man war im Grunde jedesmal sehr zufrieden gewesen, wenn sie den Antrag zurückgewiesen hatte; denn eine ver=

heirathete Tochter gehört den Eltern nicht mehr, und Herr Brooke und die Frau verlangten nichts Besseres, als das Mädchen noch eine Weile ihr eigen zu nennen.

„Am Morgen des Jubiläums aber mochte der Gedanke, daß ihm ein Erbe seines Namens und ein Fortführer seines Geschäftes fehle, Herrn Brooke wohl besonders fühlbar geworden sein, und er mußte sich wohl mehr als sonst damit beschäftigt haben, denn kaum war Ellen mit der Mutter bei ihm eingetreten, ihm seine Glückwünsche zu bringen, kaum hatte er ihnen seinen Dank ausgedrückt, und sie mit Freude und Rührung umarmt, als sein Gesicht ernsthaft wurde und eine Traurigkeit über ihn kam, die sonst ganz außer seiner Art lag. Madame Brooke fragte ihn, was ihm fehle, was ihn eben heute verstimme.

„‚Ich habe,‘ sagte er, ‚so häufig von der Melancholie des Glückes, von der Furcht reden hören, die den Glücklichen im Hinblick auf sein Glück beschleicht, und habe das eigentlich immer für eine Thorheit gehalten oder doch nie eine solche Empfindung gekannt. Alles was wir besitzen ist die Frucht der Arbeit und des Talentes, ist Folge richtiger Berechnung und schneller Benutzung des günstigen Augenblickes, ist also wohl verdient, und ich darf sagen, so gut benutzt worden, als es wohl verdient ist. Heute jedoch ist es mir plötzlich eingefallen, wie oft der Zufall, oder nennt es das Schicksal, unsere Unternehmungen be-

schützte, wie Manches uns ganz unerwartet gelang, ja gegen alles Erwarten gelungen ist, und ich habe mir zum erstenmale eingestehen müssen, daß wir ein ganz ungewöhnliches Glück gehabt haben, daß es wirklich ein Glück gibt, welches reine, zufällige Gunst des Schicksals ist. Wenn man diesen Gedanken aber in sich aufkommen läßt, gibt man damit zugleich die Möglichkeit eines eben solchen, von jedem eigenen Thun unabhängigen Unglücks zu. — Darin liegt etwas Unheimliches, etwas Dämonisches! Ich konnte mich diesem Eindruck heute nicht entziehen, und es war mir neben demselben fast eine Genugthuung, daß mir der Himmel den Sohn versagt hat, den ich mir so oft gewünscht habe, den nicht zu besitzen, für einen Mann in meinen Verhältnissen, an einem Tage wie dies Jubiläum, wirklich ein Mißgeschick ist.'

„Aussprechen dessen, was uns drückt, heißt oftmals, es auf fremde Schultern laden. Herrn Brooke's Stirn erheiterte sich, aber Frau und Tochter waren schmerzlich berührt. Es thut weh zu erfahren, daß einem Menschen sein höchster Wunsch unerfüllt geblieben ist, dem man Alles zu sein und Alles zu leisten glaubte, was er begehrte. Herr Brooke wurde den Mißgriff, den er gemacht hatte, auch augenblicklich inne, und um zu begütigen, was er gefehlt, sprach er, sich gegen die Tochter wendend: ‚Da du nun bisher mein Glück gemacht hast, Ellen, so wird

es auch an dir sein, mir das Einzige zu bringen, was mir fehlt. Du mußt dich verheirathen, und mir den Sohn in das Haus schaffen, der mir die Firma von Gotthard William Brooke fortführt — denn fortgeführt muß sie werden, darauf halte ich.‘

„Ellen nahm das für eine jener gelegentlichen Aeußerungen; sie legte kein großes Gewicht darauf, weil sie keinen bestimmten Gedanken damit verband. Madame Brooke indessen war sichtlich beunruhigt durch die Worte, und als ihr Mann die Frage that: ‚Weißt du denn noch Niemand, der für uns Beide passen könnte, Mädchen?‘ — fiel die Mutter ihm mit der Bemerkung in die Rede, daß dies kein Tag sei, dergleichen Dinge zu verhandeln.

„‚Gerade umgekehrt!‘ rief Herr Brooke. ‚Ein Festtag ist's für uns, für alle meine Freunde, für alle meine Leute, und ich habe durch die gestern gemachte Stiftung dafür gesorgt, daß es auch ein dauernder Festtag für Hamburg bleiben solle. Unsere Freunde erwarten heute etwas Besonderes für den Abend. Wir haben ihnen Bälle und Soupers genug geboten, damit überraschen wir sie nicht, und eine Ueberraschung möchte ich unsern Gästen doch bereiten. Ellens Verlobung z. B. würde eine solche sein.‘

„Ellen sah ihn verwundert an. ‚Wie kommst du darauf, Papa?‘ fragte sie erröthend.

„‚Mich dünkt,‘ versetzte er, ‚das liegt nahe genug, denn alle Welt wundert sich, daß du dich noch für keinen deiner Bewerber entschieden hast. Fasse heute einen Entschluß, und zwar einen, den man nicht erwartet, und der mir der erfreulichste wäre.‘ Er hielt inne, und sagte darauf: ‚Wenn heute Abend Ellens Verlobung mit Graf Schönthal oder mit dem Erben von Christian Bertram publizirt würde, so würde dies für Niemand eine Ueberraschung sein, und Jedermann das als etwas ganz Gewöhnliches betrachten. Ich hätte aber mein Vergnügen daran, Mädchen, wenn du eine Wahl träfest, die den Leuten etwas zu reden gäbe, wenn du eine Wahl träfest, wie eben nur du sie thun kannst, die auf Geld und Gut nicht zu achten braucht, weil es seit hundert Jahren für dich erworben ist —‘

„‚Ich bitte dich, bester William,‘ fiel die Mutter ihm, mehr und mehr verstimmt, abermals in das Wort, ‚nähre doch solche Ideen nicht in dem Kopf des Kindes. Was in dir republikanischer Bürgerstolz ist, ja, was geradezu eine Seltenheit an einem Manne ist, dessen Geschlecht sich so den eigenen Weg gebahnt, wie das deine, das würde in Ellens Kopf zu einer sehr thörichten Romantik werden, der wir entgegen treten müßten. Und ich bin gewiß, Ellen ist sehr fern von solchen Grillen! Sie weiß,

was sie sich schuldig ist, und was wir von ihr hoffen dürfen!'

„Die arme Ellen wurde bald roth, bald blaß. Die Wahl ihres einstigen Gatten war der Streitpunkt zwischen ihren Eltern, und die Mutter vermied es daher sonst geflissentlich, das Thema in Gegenwart der Tochter aufkommen zu lassen, von deren Gehorsam sie sich überzeugt hielt, und für welche sie ganz andere Pläne hegte, als der Vater; denn Madame Brooke hatte alle Vorurtheile einer Engländerin und den ganzen Stolz einer armen Adligen. Sie war in der Verehrung von Rang und Reichthum auferzogen, weil Beides ihr gefehlt hatte. So lange sie auch mit William Brooke verheirathet war, in ihrem Herzen war sie immer eine Windham geblieben, und da sie früher durch ihre Verbindung mit Brooke ein fürstliches Vermögen in die Windham'sche Familie gebracht hatte, so war es nun an Ellen eine neue Grafenkrone für dieselbe zu erwerben. Madame Brooke hatte auch bereits eine Wahl getroffen, und sie zweifelte nicht, Ellen für dieselbe geneigt zu machen, sofern der Vater ihr nicht hindernd in den Weg trat. Ellen sollte den Grafen Schönthal heirathen, den Attaché des österreichischen Gesandten, den Sohn und Schwager einer Fürstin, dem die fürstlichen Titel seines Mutterbruders in naher Aussicht standen, und mit ihrer Tochter, der Fürstin Ellen, wollte Madame

Brooke dann einmal ihre Verwandten in England besuchen, um durch Pracht, Reichthum und Namen jene Baronets und Viscounts zu überstrahlen, die einst mit vornehmer Nichtachtung auf die arme Miß Windham herabgesehen hatten.

„Niemand, weder Mann noch Tochter, kannten diese letzten geheimen Gedanken der Mutter, denn sie verstand zu schweigen. Aber Herr Broke sowohl, als Ellen wußten, daß sie vorzugsweise auf eine vornehme Heirath mit Ellen sehen würde, und diese selbst hatte sich den Galanterien und der Bewerbung des jungen Grafen immer freundlich hingegeben. Nicht daß sie etwa eine besondere Liebe für ihn gefühlt hätte — sie liebte weder ihn, noch einen Andern — aber der Graf war jung, schön, lebhaft, die Frauen und Mädchen zeichneten ihn aus, und heirathen mußte sie doch einmal.

„Aber auch der Vater hatte seinen heimlichen Stolz und seine heimlichen Wünsche, und Madame Brooke fürchtete diese so sehr, daß sie sich niemals merken ließ, wie gut sie dieselben errathen habe. Ellen sollte keinen Edelmann, sie sollte überhaupt Niemand heirathen, der es nicht als ein großes Glück ansehen mußte, sie zur Frau zu bekommen; und er wollte, da er nun einmal keinen Sohn besaß, sich einen Schwiegersohn verschaffen, der ihm ganz zu eigen werden konnte, der ganz in seine An-

sichten einging, der sein Geschäft nicht nur übernehmen, sondern nach der eingeführten Weise fortsetzen, und vor Allem nicht daran denken sollte, ihm jemals die Tochter aus dem Hause zu führen. Da aber bei einem Charakter wie Herr Brooke solche Gedanken nicht blos fromme Wünsche bleiben, so hatte er auch bereits den Mann gefunden, dem er die Tochter und ihr Erbe und sein Handlungshaus bestimmte, und dieser Mann war Emanuel Sievert, der einzige Sohn seines einzigen Jugendfreundes.

„Emanuel war sechs, sieben Jahre älter als Ellen. Sein Vater war in den Colonieen gestorben, und Herr Brooke hatte seit Emanuels drittem Lebensjahre Sorge für ihn getragen. Ein Fünfzehnjähriger war er als Lehrling in das Brooke'sche Geschäft eingetreten, und galt nun für die rechte Hand seines Prinzipals und Beschützers. Er nahm seit Kurzem die Stelle eines Disponenten ein, Ellen wußte, wie gern der Vater ihn hatte, wie bequem er ihm war, sie selbst hatte eine gute Meinung von ihm, rühmte ihn oftmals, und Herr Brooke, dem im Leben Alles wohl gelungen war, konnte sich nicht denken, daß Ellen sich weigern würde, die Frau des Mannes zu werden, den er sich zu seinem Nachfolger erkoren hatte.

„Ohne also auf die Aeußerung seiner Frau zu achten, sagte er: ‚Wie wäre es, Ellen, wenn wir heute herunterschickten und Emanuel rufen ließen?‘

„‚Emanuel?‘ fragte Ellen mit wirklicher Verwunderung. ‚Wozu das, lieber Vater?‘

„‚Um ihm zu verkünden, was wir mit ihm vorhaben!‘ antwortete Herr Brooke, und er sah dabei so heiter aus, daß man ihm anmerken konnte, wie angenehm die Vorstellung ihm war.

„Aber statt der Zustimmung, die er zu hören wünschte, schlug das helle Lachen der Tochter an sein Ohr. ‚Den Emanuel soll ich heirathen, den Emanuel? Nein, Papa! Das ist zu komisch! Das hast du doch nicht gemeint. Und so ganz mit einem Male willst du das abmachen, so ohne Weiteres soll ich ihm übertragen werden, wie du ihm erst das Hauptbuch und dann die Procura übertragen hast? Das ist zu komisch, Väterchen!‘ — Sie lachte, auch die Mutter, der nichts erwünschter kommen konnte, als die Art, in welcher Ellen die Sache auffaßte, stimmte in das Lachen ein, und von ihrer guten Laune fortgerissen, fügte Ellen hinzu: ‚Stelle dir nur vor, Papa, wenn der ernsthafte Emanuel jetzt käme, und du sagtest ihm, was du ihm für eine neue Ehre zugedacht, und daß er mein Mann werden solle, und feierlich und ernsthaft wie er ist, gestände er dir unumwunden, daß er dafür danken müsse, weil eine Andere ihm besser gefalle als ich! Das wäre doch außer allem Spaße, das könnte doch möglich sein, und was würde dann aus mir bei solcher Scene!‘

„Sie konnte des Lachens kein Ende finden. Madame Brooke sagte scherzend, das käme davon heraus, wenn ein Geschäftsmann romantisch würde; indeß die Heiterkeit der Frauen blieb ohne allen Einfluß auf den Vater, und strenger als der Anlaß es rechtfertigte, sprach er: ‚Ziere dich nicht, Helene, und scherze nicht, wenn ich ernsthaft mit dir rede. Da ich es weiß, daß Emanuel dich liebt, wirst auch du darüber nicht in Zweifel sein, und daß dieser Mann sein Leben für die Frau läßt, die er einmal in sein Herz geschlossen hat, dessen seid ihr Beide so gewiß als ich. Ich wiederhole es: ich wünsche mir Emanuel zum Schwiegersohn; willst du mir durch deine Zustimmung diesen Wunsch erfüllen?‘

„‚Lieber Vater! Du setzest mich wirklich in Erstaunen, in Verwirrung,‘ wendete Ellen ausweichend ein, die aus Erfahrung wußte, daß mit ihm nicht zu scherzen war, wenn er sie nicht Ellen, sondern auf gut Deutsch Helene nannte. Auch die Mutter bat ihn, die Sache nicht in solcher Weise und an solchem Tage zur Entscheidung zu bringen; aber er achtete ihrer Einwendungen nicht.

„‚Ich überrasche Ellen gar nicht, sie kann auch gar nicht verwirrt sein,‘ erklärte er; ‚denn sie und du, ihr müßt meine Absichten schon längst erkannt haben. Kurz und gut! Convenirt Emanuel dir zum Manne? Ja oder nein?‘

„Der Ton des Vaters verdroß das durch Liebe und Nachgiebigkeit verwöhnte Mädchen, die Verstimmung der Mutter reizte es noch mehr auf, und ohne zu zögern, antwortete Ellen kalt und trocken: ‚Nein! durchaus nicht!‘

„‚Also nein!‘ wiederholte Herr Brooke, indem er sich erhob und in das Nebenzimmer ging. Die Frauen blieben erschrocken zurück. Auf nichts weniger waren sie gefaßt gewesen, als auf solch' eine Unterredung, auf solch' einen Vorgang an eben diesem Morgen. Ellen traten die Thränen in die Augen, sie war nahe daran, dem Vater nachzugehen und ihm zu sagen, daß sie gehorchen wolle; es kam ihr auch der Gedanke, welch' ein tüchtiger und liebenswürdiger Mann Emanuel sei; und daß der Vater sie, sein einziges und so überaus geliebtes Kind, sicherlich nur demjenigen anvertrauen würde, zu dem er sich des Allerbesten versah, davon war sie fest und sicher überzeugt. Daß Emanuel sie liebe, daß seine ganze Seele an ihr hänge, das hatte sie fast von Kindheit an gewußt, aber die Frau Emanuels, die Frau eines jungen Mannes ohne Namen, ohne Stellung zu werden, den Disponenten ihres Vaters zu heirathen, das war ihr niemals in den Sinn gekommen. Sie stellte sich vor, welche Einwendungen die Mutter dagegen machen würde; sie dachte, was man in ihrem Umgangskreise dazu sagen, wie man sich darüber

wundern würde; sie erinnerte sich all' der Aussichten, die sich mit ihren Vorzügen, mit ihrem Vermögen ihr in der großen Welt eröffnen mußten, wenn sie einen Aristokraten, einen Mann aus den Kreisen der Diplomatie und der Höfe wählte, und sie räumte es sich zuletzt ein, daß sie eine unverantwortliche Thorheit begehen würde, wenn sie nur um ihrem Vater nachzugeben, eine Heirath schlösse, von der sie in keiner Weise irgend eine besondere Befriedigung zu erwarten hätte.

„Niedergeschlagen und die Augen voll Thränen saß sie im Sessel neben dem Sopha, Madame Brooke stand noch unmuthiger an dem Fenster. Der Vater war aus dem Nebenzimmer zurückgekommen und ging schweigend auf und nieder. Die drei Menschen bildeten einen schneidenden Gegensatz zu den heiter geschmückten Räumen, zu den Blumen, die in sommerlicher Pracht die Vasen und Blumentische füllten, obschon der Schnee durch die Straßen wirbelte und seine kleinen Sterne an die Fenster klebte. Auf den Tischen lagen die Gaben der Liebe für den Vater ausgebreitet, die silbernen Schalen trugen glückwünschende Karten und Briefe in Menge, in allen war von dem schönen, ungetrübten Familienleben, von der Liebe die Rede, welche die Gatten und ihr Kind verband — und zum ersten Male fühlten sie sich entzweit, zum ersten Male ohne Frieden und ohne Freude.

„Das lastete auf Jedem von ihnen, und als fühle der Eine die Gedanken des Andern, so erhoben sich Mutter und Tochter plötzlich, als der Vater sich ihnen wieder näherte, und warfen sich an seine Brust. Er umarmte und küßte Beide. ‚Sei wieder gut!‘ baten sie ihn.

„‚Ich bin nicht böse!‘ entgegnete er; ‚indeß von einem Lieblingswunsche trennt man sich nicht so im Augenblick, nicht ohne Bedauern. Jetzt ist es abgethan, und damit gut. Für Emanuel, den ich liebe wie einen Sohn, werde ich zu sorgen wissen, aber auch deine Zukunft, Ellen, will ich festgestellt sehen. Graf Schönthal wartet noch immer auf deine Entscheidung. Die Mutter ist seiner Bewerbung vorzugsweise geneigt; ich habe gegen ihn nicht mehr als gegen jeden andern Aristokraten einzuwenden, der dir in seinem Innern doch letztlich eine Ehre mit seiner Wahl zu erzeigen meint, und du selbst scheinst ja auch dem Leben in unserm Kreise abgeneigt. Soll ich dem Grafen Schönthal sagen, daß du die Seine werden willst? — Es würde der Mutter heute eine doppelte Freude machen; wir vergessen dann Alle, was uns heute trennte und verstimmte, und — für Emanuel wird es gut sein, wenn er es auf diese Weise erfährt, daß er Nichts zu hoffen hat.‘

„Ellen hatte, als der Vater ihr Emanuel zum Manne vorgeschlagen, in ihrem Innern an den Grafen gedacht. Jetzt, da sie sich für diesen erklären sollte, regte sich keine

Freude in ihrem Herzen, indeß es sträubte sich auch nichts in ihr gegen diese Aussicht. Sie hatte sich den Augenblick, in dem sie sich und ihr Herz für immer verschenken sollte, nur anders vorgestellt. Aber sie sah das freudestrahlende Gesicht der Mutter, sie sah das Auge des Vaters auf sie gerichtet, sie wollte ihn nicht zum zweiten Male an diesem Tage erzürnen, und ohne alles Widerstreben, aber auch ohne die freudige Aufregung der Liebe, gab sie ihre Einwilligung dazu, die Frau des Grafen zu werden.

„Damit kehrten der Einklang und die Heiterkeit in die Familie zurück. Madame Brooke war so glücklich, als ihre Tochter es hätte sein müssen, der Vater fand sein Gleichgewicht immer wieder, sobald er vor einer festen Thatsache stand, und Ellen war erfreut darüber, wieder helle Gesichter um sich zu sehen. Man benachrichtigte den Grafen von der für ihn günstigen Entscheidung, freudestrahlend eilte er herbei, und der Graf war jung, schön, liebenswürdig und der Liebe kundig. Seine Aufregung, seine Lebhaftigkeit rissen das unschuldige Herz des jungen Mädchens mit sich fort, die Glückwünsche, die Freudenbezeugungen der Verwandten und Freunde des Hauses ließen Ellen kaum zur Besinnung kommen. Man sprach mit Ellen von ihrer Hochzeit, von dem Wiener Hofe; am Mittag trafen zufällig die Schwester und der Schwager

des Grafen ein, und die Anwesenheit des fürstlichen Paares brachte neue Zerstreuung, neue Gedanken, neue Aussichten an die junge Braut heran. Ihre Ideen wirbelten wie Phantasmagorien durch einander, tausend wechselnde und glänzende Bilder zogen an ihrer Seele vorüber, und doch lag hinter ihnen allen ein dunkler Punkt, doch lag über allen ein nicht zu bannender Schatten. Sie wußte nicht, woher es kam, sie konnte nicht aufhören, an Emanuel zu denken. Wo sie auch war, wovon man mit ihr sprach, immer sah sie ihn vor sich stehen, immer sah sie, wie bleich er geworden war, als man ihm am Morgen ihre Verlobung mitgetheilt hatte. Sie konnte den Blick nicht vergessen, den er auf sie gerichtet, als er ihr glückwünschend die Hand gegeben hatte, und sie hätte weinen können, wenn sie an den Ton seiner Stimme dachte.

„Mittags bei dem Familien-Diner erschien er wie immer. Er hatte seit seinem fünfzehnten Jahre als Hausgenosse im Brooke'schen Hause gelebt. Aber man war nicht mehr zu Vieren beisammen wie sonst, er saß nicht mehr neben Ellen. Der Graf, der Fürst und die Fürstin waren als Familienglieder anwesend, Ellen hatte zwischen dem Grafen und dem Fürsten Platz genommen, aber sie mußte es sich eingestehen, daß Emanuels Erscheinung etwas sehr Edles habe, und daß er sich, ohne es besonders zu wollen, die Beachtung erzwang, welche ihm zu

gewähren die neuen vornehmen Verwandten nicht eben gewillt gewesen waren.

„Am Abend war ein Ball im Hause. Die Gesellschaft war sehr groß, die Säle schimmerten im Lichtglanz, die Frauen im Glanze ihrer Schönheit und ihres Schmuckes. Die Ehrenbezeugungen, welche die Kaufmannschaft, welche seine Mitbürger Herrn Brooke dargebracht, hatten ihm wohlgethan; er fühlte sich so selbstherrlich, daß die aristokratische Verwandtschaft ihm nicht mehr lästig dünkte, er war vortrefflich aufgelegt. Auch Ellen war heiter geworden. Sie tanzte gern, der Graf war ein vortrefflicher Tänzer, sie war jetzt seine Braut, er durfte sie fester in seine Arme ziehen, er durfte unbemerkt ihre schöne Stirn küssen. Sie sah zu ihm empor, sie war sicher, daß sie ihn liebte, daß sie ihn schon lange geliebt habe.

„Emanuel tanzte auch, aber er hatte Ellen nicht zum Tanze aufgefordert wie sonst, er vermied es sogar, ihr zu begegnen, das that ihr leid. Sie wählte ihn, als die Anordnung des Tanzes dies gestattete; er konnte es nicht abweisen, und trat mit ihr in die Reihe. Aber als könne er es nicht unterdrücken, sagte er: ‚Was soll das, Fräulein Ellen?‘

„Sie schrak zusammen, er sah finster aus und war sehr blaß. ‚Ich kann es nicht ertragen, daß sie mich so meiden! Sind wir denn nicht Freunde? Sollen wir es

nicht bleiben? Warum mißgönnen Sie mir mein Glück?‘ stieß sie hervor.

„‚Ich war Ihr Freund niemals! Ich liebe Sie, Ellen, liebe Sie mehr als Alles — und wir sehen uns nicht wieder!‘ entgegnete er mit einer Leidenschaft, die ihr das Herz erzittern machte. Sie mußte sich niedersetzen, als er sie zu ihrem Platz geleitete, es schwamm ihr wie Nebel vor den Augen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Ihr Verlobter, die Mutter kamen herzu, man geleitete sie in ein anderes Zimmer. Als sie in den Saal zurückkehrte, suchte ihr Auge vergebens nach Emanuel; er hatte das Fest verlassen.

„Am folgenden Tage kam er nicht zu Tische, Niemand sprach von ihm, Ellen wagte nicht nach ihm zu fragen. Der Graf war beständig in ihrer Nähe, es gab Briefe an auswärtige Verwandte zu schreiben, Visiten waren zu machen und zu empfangen; Alles im Hause war voll Heiterkeit, auf Ellens Seele lastete ein dumpfes, drückendes Gefühl von Schuld und Reue. Sie hätte es aussprechen mögen, aber gegen wen konnte sie dies zu thun sich entschließen?

„Eine Woche nach ihrer Verlobung machte der Graf bei Tische die Bemerkung, daß er den jungen Mann, den Disponenten des Vaters, so lange nicht gesehen habe. ‚Den werden Sie auch sobald nicht wieder sehen, lieber

Graf!‘ entgegnete Herr Brooke gelassen. ‚Er hat schon lange eine Neigung gehabt, sich weiter auszubreiten, die Welt zu sehen und selbstständig zu werden. Da hat er die Gelegenheit ergriffen, für eine unserer exportirenden Firmen eine Commandite in Australien, in Melbourne, zu übernehmen. Er hat sich gestern eingeschifft.‘

„‚Und das haben Sie mir nicht erzählt, liebe Ellen?‘ fragte der Graf verwundert.

„‚Ich wußte es ja nicht!" sagte sie leise, und die Thränen traten ihr in die Augen und schnürten ihr den Hals zu.

„‚Wir wollten Ellen in ihrer Freude nicht stören,‘ fiel die Mutter ihr schnell in die Rede. ‚Sie hat so viel Gemüth, und Emanuel selbst war zartfühlend genug, ihr den Schmerz zu ersparen, den die Trennung von einem Jugendfreunde uns immer bereitet.‘

„Madame Brooke hätte sich die Mühe dieser Erörterung sparen können. Es lag dem Grafen sehr fern zu glauben, daß Ellen an seiner Seite den Verlust eines Andern beweinen könne; und weinen konnte sie auch nicht, denn das Herz war ihr dazu viel zu sehr zusammengedrückt, der Sinn zu sehr verstört. Was sie an sich, an Emanuel gesündigt, was sie gegen den Grafen zu thun im Begriffe stand, das sah sie jetzt deutlicher ein, als es ihr gut war; aber wie sie es ändern, wie sie es ungeschehen machen und sich davor bewahren könne mit all' der Frei-

heit, welche ihre Lebensverhältnisse gerade ihr geboten hatten, eine Heirath ohne alle Neigung zu schließen, das vermochte sie nicht zu denken, weil sie von jeher in der Scheu vor dem Urtheil der Menschen, in der gänzlichen Abhängigkeit von der Meinung ihres Gesellschaftskreises erzogen war. Es marterte sie, es sich sagen zu müssen, wie sie den Geliebten verzweifelnd hinausgetrieben in die Welt; es graute ihr vor dem Betruge, den sie an dem Grafen auszuüben im Begriff stand, und mehr noch vor der Entwürdigung, der sie selbst dadurch entgegen ging. Die ganze Schwere ihrer Handlungsweise lastete auf ihr, indeß die Vorstellung dessen, was geschehen mußte, um aus diesen unwahren und unsittlichen Verhältnissen herauszutreten, nahm ihr den Muth des Wollens, und wie alle verzagten Herzen entschloß sie sich zum Dulden, wo es ihre Pflicht gewesen wäre, offen und ehrlich zu handeln. In solchen Fällen kommt dem Menschen die Sophistik des Selbstbetruges immer schnell zu Hülfe. Sie sagte sich, daß sie zu büßen habe, daß sie leiden müsse, weil sie den Geliebten leiden mache, und sie suchte sich mit dem Troste zu beruhigen, daß sie noch unglücklicher sein werde als er, weil sie die Stärkung und Erhebung entbehre, welche ein gutes Gewissen dem Unglücklichen bereite.

„Damit ging der Winter hin. Ellens Ausstattung wurde mit fürstlichem Luxus vorbereitet, des Grafen Er=

nennung zu einem anderen und vortheilhafteren Posten stand in Aussicht, sobald er verheirathet und durch das Vermögen seiner Frau in den Stand gesetzt war, eine seiner Stellung angemessene Figur zu machen. Ellens innere Verfassung schwankte hin und her. Sie gewann die Vorstellung lieb, bald Gräfin Schönthal zu sein und bald Fürstin Schönthal zu werden; sie schrieb bisweilen mit Wohlgefallen Madame la Princesse de Schönthal auf irgend ein Blättchen, aber eben so oft kam ihr der Name Emanuel in die Hand, und allmälig fand sie sich darin, nicht glücklicher zu sein, als so viele andere ihres Geschlechtes, die gezwungen sind, ihren Verhältnissen eine Jugendliebe aufzuopfern. Das Schlimme dabei war allein, daß ihr Verstand und ihr Herz es ihr beständig vorhielten, wie solch' ein Zwang für sie in keiner Weise obgewaltet, und wie sie vielmehr gegen die Wünsche ihres Vaters, aus Laune und aus Eigensinn über ihre Zukunft entschieden habe.

„Im Mai sollte Ellens Hochzeit sein, aber gleich die ersten Monate des Jahres achtundvierzig brachten mit dem Ausbruch der französischen Revolution mancherlei kleine Störungen in den Frieden ihres Brautstandes. Der Graf, sonst nicht vorurtheilsvoller als die Mehrzahl seiner Standesgenossen, nahm gegenüber der demokratischen Bewegung, welche durch 'ie Welt ging, plötzlich eine an=

dere Position. Er sah die Vorrechte der Kaste, welcher er angehörte, bedroht, das erbitterte ihn gegen diejenigen, von denen die Bedrohung ausging. Herr Brooke, wie die Reichen in der Regel, kein Freund revolutionärer Bewegungen, hatte aber dennoch den Stolz des Bürgerstandes und einen Widerwillen gegen die Anmaßungen der herrschenden Adelkaste. Sein Freiheitssinn charakterisirte sich in dem Spruch: „Stehe auf, damit ich mich setze!" und mit diesem meinte er es ernsthaft. Er verfocht die Vorzüge einer bürgerlichen Republik, er nannte sich mit Stolz einen Bürger seiner republikanischen Vaterstadt. Der Graf belächelte das, wenn er es nicht verspottete, es gab oftmals Streit über die Politik, es gab Streit über Ansichten, und wenn Madame Brooke das auch auszugleichen suchte, wenn Ellens Bitten diesen Zwistigkeiten manchmal auch vorbeugen konnten, so hielt Herr Brooke es ihr doch häufig vor, daß er sich, eben weil er den Adel kenne, niemals einen Edelmann zum Eidam gewünscht habe, und der Graf verbarg es seiner Verlobten nicht, wie froh er sein werde, mit ihr endlich allein in jenen ruhigen Kreisen der Gesellschaft zu leben, in denen er geboren und erzogen, und in denen man vor so peinlichen Erörterungen und so unberechtigten Anmaßungen sicher sei. Selbst Ellen fing an, sich aus dem Hause fortzusehnen, sie vor Allen verlangte darnach verheirathet, das

heißt gebunden zu sein, um, wie sie hoffte, durch ihr Pflichtgefühl vor ihrer Reue und vor ihrer Sehnsucht bewahrt zu werden.

„Je weiter die Revolution aber in Europa um sich griff, desto mehr verdüsterte sich auch das Leben in dem Brooke'schen Hause. Die Kaufleute sahen ihre Angelegenheiten durch den Lauf der Dinge vielfach gefährdet, der und jener fand sich von schweren Verlusten getroffen, die Fallissemente in Paris wirkten auf Deutschland zurück, der Schrecken lähmte alle Bewegungen der Börse. Herr Brooke war nicht mehr jung, er hatte den Kopf voll Sorgen; Emanuel, dessen jugendliche Lebhaftigkeit und Entschlossenheit solchen Stürmen mehr Gegengewicht geboten haben würde, fehlte ihm an allen Ecken und Enden. Er war verdrießlich, wie die Seinen ihn niemals gesehen hatten, jede abweichende Meinung reizte ihn zum Zorne auf, und der Graf war nicht geneigt ihn zu schonen, denn die Vorgänge in Oesterreich wurden immer bedenklicher, und sein Zorn war nicht geringer, wenn schon anderer Art, als der seines künftigen Schwiegervaters.

„An einem Morgen, als er Ellen besuchte, brachte er das Wappen seiner Familie mit. Die Fürstin hatte es in Wien auf's beste ausführen lassen, damit Ellens Taschentücher in Hamburg darnach gestickt werden könnten. Ellen bewunderte die kunstvolle Arbeit, Madame Brooke entzückte

sich an der Grafenkrone, und der Graf gefiel sich darin, seiner Braut die ersten Grundzüge der Heraldik beizubringen und ihr die Bedeutung des Wappens zu erklären, als der Vater eintrat. Frau und Tochter sahen es ihm an, daß er irgend einen sehr unangenehmen Eindruck gehabt haben müsse, und um ihn in bequemer Weise in das Gespräch zu ziehen, zeigte Madame Brooke ihm das Wappen, mit dem Zusatz, daß die Fürstin so gut gewesen sei, es ihnen zu senden.

„‚Und wozu das?‘ fragte Herr Brooke.

„‚Um meine Taschentücher darnach zu sticken und unser Silber darnach zu graviren, lieber Vater,‘ fiel Ellen ein, als verstünde sich das von selbst.

„Herrn Brooke's Mienen wurden noch düsterer, und mit einem kalten und scharfen Ton, der den Grafen entschieden verletzen mußte, sagte er: ‚Die Frau Fürstin ist sehr gütig! Aber die Taschentücher und das Silber, das William Brooke seiner Tochter zu ihrer Ausstattung mitgiebt, werden mit ihrem und seinem Namen, Helene Brooke gezeichnet werden. Ueber die Anschaffungen, welche der Graf später für seine Frau und sein Haus etwa machen wird, mögen er und die Frau Fürstin dann nach Belieben schalten.‘

„Er ging hinaus, der Graf sprang auf und that eine Aeußerung gegen ihren Vater, die Helene und die Mutter

nicht ohne Abwehr lassen konnten, obschon der Graf sie augenblicklich zu beschönigen versuchte. Helene weinte, die Mutter vermittelte, man trennte sich anscheinend beruhigt, aber ohne rechte innere Versöhnung.

„Niemand sprach im Laufe des Tages von dem Begegniß, der Graf kam am Mittag nicht zu Tisch, er entschuldigte sich schriftlich damit, daß Arbeiten in der Gesandtschaft ihm zurückhielten. Abends, als er um die gewohnte Stunde zum Thee erschien, wartete man vergebens auf Brooke, dessen Pünktlichkeit zum Sprüchwort unter seinen Freunden geworden war. Als seine Frau in sein Zimmer schickte, um ihn rufen zu lassen, erhielt sie den Bescheid: Doktor Heerbrand, einer seiner Freunde und zugleich sein Rechtskonsulent, wäre bei ihm, und die Herren würden dort den Thee einnehmen.

„Das war gegen alle Erfahrung. Madame Brooke und Ellen waren besorgt, der Graf schien es auch zu sein. Er that verschiedene Fragen, die sich, wenn auch versteckt, auf die geschäftlichen Verbindungen des Vaters bezogen, und der Abend war noch unbehaglicher, als der Morgen es gewesen war.

„Als der Graf sich entfernt hatte, sagte Madame Brooke: ‚Des Vaters Verschlossenheit hat in Zeiten, wie die jetzige, wirklich etwas Quälendes. Der Bankerott des Onkels hat ihn schwer getroffen, ich weiß, daß er in

Sorgen ist. Er schläft die Nächte nicht, ich höre ihn oftmals seufzen — er ist nicht mehr der Alte. In früheren Jahren war er so unverzagt. Ich wollte, wir hätten Emanuel zu seiner Stütze hier, und ich wollte auch der Graf ginge auf einige Tage fort, damit sich der Vater erst wieder beruhigte.'

„Es war das erste Mal, daß die Mutter den Entfernten zurückwünschte, das erste Mal, daß sie des Grafen nicht mit der gewohnten Vorliebe gedachte und sich seiner Nähe freute. Auch Ellen hatte heute schon zu wiederholten Malen die beiden Wünsche der Mutter gehegt, und wenigstens der Eine sollte sich erfüllen.

„Am andern Morgen brachten die Zeitungen die Nachricht von der Revolution in Wien. Eine Stunde später meldete ein Billet des Grafen der Brooke'schen Familie, wie ein Auftrag seines Gesandten ihn genöthigt habe, noch in der Nacht abzureisen, und daß er Ellen melden werde, wohin sie ihm ihre Briefe nachsenden solle. Der Brief war so sonderbar gefaßt, daß Mutter und Tochter darüber die Wiener Revolution kaum beachteten, während der Vater keine Verwunderung irgend einer Art über das Schreiben bezeigte, sondern es gleichgültig auf die Seite legte. Er zog sich bald in das Comptoir zurück, die Frauen ergingen sich in Vermuthungen nach allen Seiten; in der Stadt sprach man davon, daß die Firma Gott=

hard Brooke sich kaum werde halten können, so ungeheure Anstrengungen sie durch Realisirungen auch mache, ihre laufenden Wechsel zu decken. Um sich zu zerstreuen und zu beschäftigen, verhandelten Mutter und Tochter mit den Lieferanten für die Ausstattung.“

Die Erzählerin machte eine Pause. Sie scherzte über ihre Weitschweifigkeit und wollte offenbar zum Fortfahren ermuthigt sein. Wir ließen es an der Bitte nicht fehlen, und nachdem sie sich eine kleine Rast gegönnt hatte, fuhr sie also wieder fort:

„Sie werden sich erinnern, wie schnell die Ereignisse damals gingen. Der Revolution in Wien folgte die Revolution in Preußen auf dem Fuße. Am neunzehnten hatte man die Nachrichten an der Börse, am zwanzigsten wußte man, daß William Brooke seine Zahlungen einstelle. Alle Welt beklagte ihn. Er hatte das Möglichste gethan, dies Aeußerste zu verhindern, er hatte Alles geopfert, seine Handlungsweise war die respektabelste gewesen, und es gab Personen, die da meinten, da er doch insolvent bleibe, hätte er weniger gewissenhaft und klüger handeln, hätte er als bejahrter Mann mehr an sich selbst und an die Seinen denken können.

„Die Lage im Brooke'schen Hause können Sie sich denken. Man stand einer Thatsache gegenüber, an deren Möglichkeit man nie gedacht hatte. Die Liebe, welche die

Familienglieder für einander hegten, verlieh ihnen Fassung und Selbstbeherrschung. Ellen gab nicht zu, daß der Vater dem Grafen die Mittheilung seines Fallissements machte; sie übernahm es, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Der Stolz und das Ehrgefühl, welche den Vater getrieben, sich zum armen Manne zu machen, um seinen Gläubigern gerecht zu werden, diktirten der Tochter die Erklärung, daß sie den Grafen nicht an sein ihr gegebenes Versprechen gebunden erachte, wenn die Hand des mittellosen Mädchens ihm weniger begehrenswerth erscheine, als die Hand der reichen Erbin.

„Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Es war der zärtlichste Brief, den sie jemals von ihm erhalten hatte, es war ein leidenschaftlicher Brief. Mit den Ausdrücken der wärmsten Liebe sagte er ihr, wie unglücklich es ihm mache, die Freiheit anzunehmen, die ihre Großmuth ihm biete. Er erinnerte sie, daß er kein Vermögen habe, er stellte ihr vor, wie es ihm unmöglich sei, sie, in der neuen ihm zugedachten Stellung, seinem Range und ihren Gewohnheiten nach zu unterhalten. Er sprach davon, wie sie sich jetzt sicher von ihren Eltern nicht werde trennen wollen, und wie unvereinbar seine und ihres Vaters Lebensansichten sich in der letzten Zeit gezeigt hätten. Er schilderte ihr seinen Schmerz, sein hoffnungsloses Leiden — sie las den Brief nicht bis an's Ende. Ihr Herz

litt weniger davon, als sie selbst erwartet hatte, aber eine bittere Reue, eine tiefe Scham überwältigte sie. Emanuel würde nicht so gehandelt haben.

„Auch der Vater dachte unaufhörlich an ihn. Emanuel war der Einzige, gegen den der Niedergebeugte sein ganzes Herz entlastete. Aber es währt lange, bis ein Schiff die Meere durchzieht und Kunde von Europa nach Melbourne bringt, und es mußte viel Zeit vergehen, ehe des Fernen Antwort Herrn Brooke erreichen konnte.

„Ellen war wie verwandelt nach dem schweren Schlage. Sie sah den verzehrenden, schweigenden Gram des Vaters, sie hörte die Klagen der haltlos gewordenen Mutter. Darüber lernte sie sich selbst vergessen. Ihre Schuld war es, daß der Vater in diesem Augenblicke die Stütze entbehrte, die er sich in Emanuel zu geben gewünscht, sie hatte es zu verantworten, daß jetzt kein Sohn an seiner Seite stand, sie wollte vergüten was sie konnte, ersetzen und leisten, was in ihrer Macht war.

„Die Zeitverhältnisse waren der Auflösung des Geschäfts so ungünstig als möglich. Der dänische Krieg lastete auf Hamburg, Jedermann hatte nur an sich zu denken, und Herr Brooke fand daher weniger Nachsicht bei seinen Gläubigern, als eine Firma wie die seine es in einem andern Zeitpunkt hätte hoffen dürfen. Sich gemahnt zu sehen, gedrängt zu finden, machte ihn die nöthige Klug-

heit vergessen, er beschleunigte, um Ruhe zu bekommen, den Verkauf seines liegenden Besitzes, es litt ihn auch nicht mehr in dem Hause, in welchem er das Unglück erlebt hatte, und auf das seine Gläubiger gerechte Ansprüche erhoben.

„An dem Tage, an welchem die preußischen Garden in Hamburg einrückten, um nach Holstein zu gehen, sollte die Familie Brooke das Haus verlassen, das mit seiner Kunstsammlung und mit seinem ganzen Mobiliar bereits damals in fremde Hände übergegangen war. Früh am Morgen hatte man noch einmal in dem gewohnten Zimmer gefrühstückt, draußen standen die Koffer gepackt, man wollte weiterhin auf den Tag die kleine Wohnung in St. Georgen beziehen, in welcher die Familie verweilen sollte, bis man Hamburg ganz verließ. Denn in Hamburg zu bleiben, wäre Jedem von den Dreien das Unerträglichste gewesen. Indeß Allen blutete das Herz im Augenblick des Scheidens. Jeder von ihnen durchschritt noch einmal unter verschiedenen Vorwänden die Reihe der unvergeßlichen Gemächer, Jeder wollte sich, ohne daß er es aussprach, noch Dieses einmal ansehen, Jenes noch einmal betrachten. Ellen, so sehr sie danach strebte, irgend ein Günstiges in den künftigen Verhältnissen zu entdecken, das den Ihrigen in dieser Stunde zum Troste hätte gereichen können, stand rathlos da. Mit einem Male ver-

mißte man die Mutter; sie hatte ohne ein Wort zu sagen die Stube verlassen und war nicht wiedergekehrt. Man ging zu sehen, wo sie weilte, sie war in dem ganzen Stockwerk nicht zu finden. Ellen stieg die Treppe hinauf in das Schlafzimmer der Eltern, in das Zimmer, in welchem sie geboren worden war, und ein Schrei des Entsetzens entfloh ihren Lippen — Madame Brooke hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

„Die Aufregung, welche an dem Tage in Hamburg herrschte, die Spannung, welche die Nähe des Kriegsschauplatzes und die Ereignisse in Deutschland überhaupt hervorriefen, nahmen die Theilnahme der Menschen ganz in Anspruch, und verschlangen das Glück und das Mißgeschick des Einzelnen. Man beklagte das Unglück der Brooke'schen Familie einige Tage, man erinnerte sich, daß unter den Verwandten der Madame Brooke, unter den Windhams, öfter Selbstmorde vorgekommen wären, und fand es sehr begreiflich, daß Herr Brooke und die Tochter nicht länger in Hamburg zu leben vermochten. Herr Brooke war wirklich ruinirt und das kleine Jahrgeld, das ihm geblieben war, reichte höchstens dazu aus, ihm und der Tochter in irgend einer der deutschen Binnenstädte ein sehr bescheidenes Auskommen zu sichern. Man wußte, daß sie Heidelberg zu ihrem Aufenthalt wählen würden,

und Ellens Freundinnen bewunderten den Muth und die Entsagung, mit welchem sie ihr Schicksal ertrug.

„Und Muth hatte Ellen nöthig, denn ihr Loos war schwer. Es ist kein Geringes, sich aus Reichthum in die äußerste Beschränkung, aus einem Kreise mitgenießender, theilnehmender Menschen in die Einsamkeit gedrängt zu sehen, seine ganzen Lebensverhältnisse plötzlich umgebrochen zu finden, und am Grabe der Mutter der einzige Halt für einen so gebeugten Vater zu werden. Es gehört dazu ein festes Herz und eine starke Liebe, und Ellen gewahrte es mit Freude, daß ihr diese beiden unschätzbaren Güter in weit höherm Maaße zu eigen waren, als sie selbst es bisher gewußt hatte.

„Herr Brooke konnte die Unthätigkeit, zu welcher er sich, nicht ohne seine Schuld, verdammt sah, nicht ertragen. Er klagte sich an, daß sein Ehrgefühl, sein Stolz zu weit gegangen wären, daß er sich selber zu genügen mehr gethan habe, als die strengste Gewissenhaftigkeit in solchem Zeitpunkte von einem Kaufmanne hätte fordern können, er machte sich den Ruin seiner Familie, den Untergang seiner Firma, den Tod seiner Frau zum Vorwurf. Er mochte es nicht sehen, wenn seine Tochter sich den nothwendigen häuslichen Verrichtungen unterzog, und sie wollte ihm doch die möglichste Pflege gewähren. Er konnte nicht athmen in der kleinen Wohnung, die sie inne hatten, und

fühlte ein Widerstreben das Haus zu verlassen, aus Scheu, irgend einem seiner früheren Lebensgenossen zu begegnen. Er schloß sich von der Welt ab und verlangte Neues zu hören, begehrte unterhalten zu sein.

Ellen wußte sich keinen Rath. Von ihrem vergangenen Leben vermied sie gern zu sprechen, weil Alles, was ihn daran erinnerte, ihm wehe that; die Gegenwart bot keinen erheiternden Wechsel da, und Aussichten in die Zukunft, welche ihn hätten erfreuen können, sah sie nicht vor sich eröffnet. Nicht helfen zu können, wo man um jeden Preis Hülfe bringen möchte, ist aber sehr bitter, und Ellen fühlte, daß auch sie die Spannkraft der Seele verlieren würde, wenn sie dem entmuthigten und leidenden Vater unthätig gegenüber bliebe, einzig damit beschäftigt, den trüben Gedanken nachzuhängen, die sie verfolgten, und über die Irrthümer zu grübeln, welchen sie anheim gefallen war. Es mußte Etwas geschehen, sie mußte Etwas thun, sie wußte nur nicht was.

„Da fiel ihr Auge eines Tages, als sie dem Vater die Zeitungen vorlas, plötzlich auf eine Anzeige, die ihren Bedürfnissen entgegen kam. Man suchte in einer neu gegründeten Erziehungsanstalt eine Person, welche der französischen und der englischen Sprache mächtig sei, um mit den jungen Damen in den Nachmittagsstunden je nach Bedürfniß Conversation zu machen, oder spazieren zu

gehen, und Ellen beschloß, sich zu diesem Posten zu melden. Es kam ihr hart an, die Erlaubniß des Vaters dazu zu fordern, aber mit dem Vorgeben, daß es der beste Weg für sie sei, sich selber in der Uebung der erlernten Sprachen zu erhalten und sich die ihr unentbehrliche Bewegung zu machen, erlangte sie die gewünschte Einwilligung und es war damit für sie sehr viel gewonnen.

„Sie war für einige Stunden des Tages in eine heitere Umgebung versetzt, sie sah nicht immer das gramerfüllte Antlitz ihres Vaters vor sich, sie hörte das sorglose Geplauder der jungen Mädchen, diese und jene ihrer Pflegebefohlenen sprach von ihrer Heimath, von ihren Eltern; es war doch eine Zerstreuung, es zog sie von sich selber ab, und das hatte sie nöthig.

„Herr Brooke war plötzlich zum Greise geworden. Seit er sich nicht mehr von seinen gewohnten Lebensgenossen umgeben sah, seit er nicht mehr den Chef des Hauses Gotthard Brooke zu repräsentiren und der Mutter nicht mehr zu beweisen hatte, daß er noch immer der Alte sei, hatte er jene Achtsamkeit auf sich verloren, welche den Menschen aufrecht erhält, wenn die Jahre ihn niederzuziehen trachten. Er kämpfte nicht mehr gegen das Altwerden, und das Alter wurde also über ihn Herr. Dazu entbehrte er der stärkenden Weine, der Bäder, ja selbst der Pflege seines Kammerdieners, der ihm das dünner

werdende Haar so geschickt zu bürsten, der seine Halstücher so gut zu binden verstanden hatte, daß Herr Brooke sich immer noch ganz vortrefflich aussehend gefunden und sich gern im Spiegel betrachtet hatte. Jetzt war das Alles anders, es kam ihm keine Täuschung mehr zu Hilfe, er sah, wie schnell er alterte, aber auch das betrübte ihn nicht mehr, wie es sonst der Fall gewesen sein würde. Es war ihm Alles gleichgültig geworden, Alles bis auf Ellen und die Gestaltung ihrer Zukunft.

„Ellen war jetzt der Mittelpunkt seines ganzen Daseins. Ihr Kommen und ihr Gehen bildete die Abtheilung seiner gleichförmig hinfließenden Tage. Er hatte einen Zeitvertreib daran, nach der Uhr zu sehen und ihr zu sagen, daß sie sich nun in das Institut begeben müsse, und eine Freude, wenn sie wiederkehrte. Sie erzählte, was die Kinder und jungen Mädchen ihr vorgeplaudert, sie berichtete von dem, was sie an den Fenstern der Schauläden gesehen hatte, hier und da war sie bei den Spaziergängen mit ihren Schülerinnen auf Jemand gestoßen, dem sie früher auf ihren Reisen begegnet war, und da in der Einsamkeit das kleinste Ereigniß eine Wichtigkeit erlangt, so fand Ellen bald, daß ihr Leben wieder ein bewegteres wurde, und daß es lange nicht mehr so traurig wie in den ersten Monaten sei. Als sie dann endlich am Neujahrstage dem Vater von dem ersten selbst-

verdienten Gelde einige Flaschen stärkenden Weines und einige andere Erfrischungen auf den kleinen Mittagstisch hinsetzen konnte, hatte sie eine neue, nie zuvor geahnte Freude, obschon der Vater ihr wegen ihrer Verschwendung Vorwürfe zu machen für nöthig hielt.

„Inzwischen war der lang erwartete Brief von Emanuel eingetroffen. Jedes Wort darin war Treue und Hingebung für seinen Wohlthäter. Er nannte es sein Mißgeschick, daß er nicht zur Stelle gewesen sei, und eine schwere Verschuldung, daß er aus selbstischer Schwäche und Weichlichkeit den väterlichen Freund verlassen habe, neben dem zu bleiben und dem zu dienen Pflicht und Ehre ihm ein für alle Mal geboten hätten. An eine Rückkehr war auf lange Jahre hinaus für ihn nicht zu denken, wollte er dem Vertrauen entsprechen, welches sein jetziges Haus in ihn gesetzt hatte, und wollte er selbst vorwärts kommen, was nun doppelt für ihn gefordert war. Indeß er stellte sich und seine ganze Thätigkeit der Einsicht seines frühern Wohlthäters zur Verfügung. Er hatte bei Abgang seines Briefes es noch nicht gewußt, in welch' unzweckmäßiger Weise die Arrangements des Brooke'schen Hauses geleitet worden waren, sondern den Glauben gehegt, daß die Firma von Gotthard Brooke noch fortbestehe, daß das Haus nach gemachten Regulirungen seine Geschäfte wieder aufnehmen werde, und darauf hin war sein

ganzer Brief gerichtet. Er wies Mittel und Wege für neue Unternehmungen nach, wie der Hinblick auf Australien sie ihm an die Hand gab, er erbot sich alle Einleitungen zu treffen, alle Vermittelungen zu übernehmen, er zeigte sich als der wahre Freund in der Noth.

„Auch von dem Tode der Mutter, von Ellens rückgängiger Verlobung war er natürlich noch nicht unterrichtet. Während er also mit banger Theilnahme des Eindrucks gedachte, welchen der Glückswechsel auf Madame Brooke hervorbringen würde, erwähnte er Ellens mit keiner Sylbe, bis ganz am Schlusse des Briefes, an welchem es hieß: ‚Ich hoffe, daß Sie, mein väterlicher Freund, und Madame Brooke in dem Glück und der Zufriedenheit der Frau Gräfin Schönthal und Ihres Herrn Schwiegersohnes einen Trost und eine Aufrichtung in den bösen Tagen finden werden, die mit Ihnen zu bestehen ich mir leider selbst unmöglich gemacht habe, und die sicherlich überwunden und vergessen sein werden, wenn es mir einst bei meiner Heimkehr vergönnt ist, Ihnen für all das Gute zu danken, das Sie mir von Kindheit an erwiesen, und für das ich, so lange ich lebe, Ihr ehrlicher Schuldner bleibe!‘

„Der Brief hatte Ellen und den Vater, jeden auf seine Weise, erschüttert. Er war gelesen und wieder gelesen worden, und jede Aeußerung des Vaters über Emanuel

war, ohne daß Herr Brooke dies beabsichtigte, ein Schmerz und ein Vorwurf für die Tochter geworden, so daß sie es vermied, auf das Schreiben und auf Emanuel zurückzukommen, obschon des Vaters Gedanken vorzugsweise gern bei ihm verweilten. Emanuels Aussichten, seine Plane, seine Unternehmungen und die Wahrscheinlichkeit ihres Erfolges beschäftigten Herrn Brooke, wie ihn einst die eigenen Unternehmungen beschäftigt hatten. Er fing im Geiste wieder an zu rechnen, zu spekuliren, er verlangte wieder nach den Zeitungen, um den Stand der Waarenmärkte und der Course, um die Aussichten für Erwerb zu erfahren. Er kalkulirte, wie viel Jahre Emanuel brauchen würde, um ein reicher Mann zu werden und nach Europa zurückkommen zu können. Aber bald ermüdete ihn das Rechnen, bald regte es ihn übermäßig auf, und Ellen überzeugte sich nur zu schnell, daß ihres Vaters fast leidenschaftliche Theilnahme an Emanuels Ergehen hauptsächlich auf der Hoffnung beruhte, ihn für Ellen zum Manne zu gewinnen, und so seinen alten Lieblingswunsch, wenn auch in ganz anderer Weise, als er es zuerst beabsichtigt hatte, in Erfüllung gehen zu sehen."

Die Erzählerin machte eine neue Pause, man that verschiedene Zwischenfragen an sie, und nachdem sie ihre Gedanken wieder gesammelt hatte, fuhr sie also fort:

„Sehr leidenschaftliche Wünsche sind oft, wie das letzte

Aufflackern eines Lichtes, der Vorbote des Erlöschens. Herr Brooke überlebte den Sturz seines Hauses kaum um ein Jahr. Das Unglück hatte dem nur an Glück gewöhnten Mann das Herz gebrochen, und mit neunzehn Jahren stand Ellen als Waise in der Welt. Unter ihres Vaters Papieren fand sich ein Brief, der sie in Form der vertrauensvollsten Bitte dem Schutze Emanuels empfahl, und diesem im Voraus den väterlichen Segen ertheilte, falls er Ellen zu seiner Gattin wählen würde.

„Ellen las den Brief mit stürzenden Thränen, aber er ward nicht abgeschickt. Liebende mißverstehen sich oft genug, und zusammengehörende Herzen entfernen sich oft genug von einander, wenn sie in nächster Nähe bei einander sind, wie konnte es also fehlen, daß Ellen und Emanuel sich nicht zusammenfanden, da sie sich einmal mißverstanden hatten und jetzt durch den halben Erdkreis von einander getrennt waren.

„Emanuel hatte sich eines gewissen Triumphes nicht erwehren können, als er die Kunde vernahm, wie ehr- und herzlos Graf Schönthal seine Braut verlassen, denn auch das großmüthigste Herz bleibt ein Menschenherz, und sich verschmäht zu sehen, um eines Unwürdigen willen verschmäht zu werden, das verwindet sich nicht leicht. Aber gerade diese Empfindung der gereizten und befriedigten Eitelkeit und die ihr folgende aufzuckende Hoffnung hatten

Emanuel mißtrauisch gegen sich selbst und vorsichtig und höchst zurückhaltend in den Aeußerungen gemacht, mit denen er in seinem zweiten Briefe der Familie über den Tod der Mutter sein Beileid ausdrückte und die schmerzlichen Erfahrungen von Fräulein Helene beklagte.

„Es war vergebens, daß Ellen sich vorhielt, wie er gar nicht anders habe schreiben, gar nichts Anderes in diesem Augenblick sagen oder thun können, ohne eine Unzartheit zu begehen. Sie liebte ihn und Liebe macht ungeduldig und darum unvernünftig und ungerecht. Sie hatte einst die Neigung nicht beachtet, die er ihr durch lange Jahre offen bewiesen hatte; nun zürnte sie ihm, daß er es über den Ocean hinweg nicht sehen konnte, wie sie sich damals selbst betrogen, wie jetzt ihr Sinn verwandelt und ihre Liebe ihm zugewendet war. Sie schalt seine männliche Selbstbeherrschung Vergeßlichkeit und Kälte, und dieser gegenüber durfte und wollte sie sich nicht verrathen. Aber zu der thörichten Eitelkeit des Herzens, welche die Frauen sich so gern als edlen weiblichen Stolz, als weibliche Würde auslegen, gesellte sich bei Ellen ein sehr berechtigtes Ehrgefühl. Sie hatte Emanuel zurückgewiesen, als sie reich gewesen war und ihm eine in jedem Betracht erwünschte Zukunft zu bieten gehabt hatte, wie sollte sie sich nicht scheuen, als eine Hülfesuchende vor ihm zu er-

scheinen und ihm zu gestehen, daß sich jetzt auf ihn, als auf ihren einzigen Freund, alle ihre Sehnsucht richtete.

„Drei-, viermal schrieb und zerriß sie den Brief, in welchem sie dem Entfernten den Tod ihres Vaters zu melden beabsichtigte. Er klang ihr immer zu liebevoll, sie fürchtete immer, zu viel gesagt und es verrathen zu haben, was sie Alles durchlebt und durchlitten hatte, seit Emanuel geschieden war. Aber so oft sie auch von Neuem begann, immer wieder strömte das Herz ihr über, immer wieder machte ihr Schmerz sich Luft. Wollte sie Emanuel nicht Alles bekennen, was sie bewegte, und ihm nicht eingestehen, daß sie ihn liebte, daß sie auf ihn hoffte, so blieb ihr Nichts übrig, als einen Brief zu schreiben, wie sie ihn an irgend einen Geschäftsfreund ihres verstorbenen Vaters gerichtet haben würde, und solch' einen Brief sendete sie endlich an Emanuel ab, nicht ohne sich der Hoffnung hinzugeben, weil er sie liebe, werde er errathen, was sie ihm aus Scham verberge, werde er ahnen, wie viel Selbstüberwindung es sie gekostet habe, sich diesen ruhigen Bericht, sich einen solchen trockenen, kalten, lieblosen Brief abzugewinnen.

„Ihre Voraussetzungen betrogen sie aber, denn Emanuel befand sich in ähnlicher Lage, wie sie selbst. Auch er hielt sich daran, daß Ellen seine Liebe und seine Zurückhaltung verstehen und schätzen müsse; er rechnete auf

einen Brief, der die Antwort auf alles Dasjenige hätte sein müssen, was er ihr verschwiegen hatte, und da dieser Brief der Natur der Sache nach unmöglich eintreffen konnte, hatte er darüber einen Kummer, der nicht geringer war, als Ellens Gram.

„Ein Mann jedoch, der viele Geschäfte und die mannigfach wechselnden Aufregungen zu bestehen hat, welche große Handelsunternehmungen mit sich bringen, behält nicht viel Zeit übrig, um an eine verkannte Liebe zu denken, und erliegt derselben nicht, auch wenn er nicht aufhört, den Gegenstand derselben im Herzen zu tragen. Er antwortete Ellen mit aufrichtiger Trauer um ihren Vater, sagte, daß er sich glücklich schätzen würde, ihr irgendwie dienen zu können, und glaubte etwas sehr Heroisches geleistet zu haben, als er ihr betheuerte, daß sie auf ihn wie auf einen Bruder rechnen könne.

„Als Ellen dies Wort gelesen hatte, nannte sie sich ganz verlassen, und da Augenblicke des Schmerzes den Menschen, sofern sie ihn nicht lähmen, meist über sich selbst hinausheben und ihn zu gewaltsamen Entschlüssen verleiten, so stieg in Ellen der Gedanke auf, sich ganz von ihrer Vergangenheit loszulösen, sich einzig auf die eigene Kraft zu stellen, und eine Scheidewand zwischen sich und Emanuel aufzurichten, hinter der sie für ihn verloren bleiben mußte, auch wenn ihm später einmal die Sehnsucht und

das Verlangen kommen sollten, sie zu suchen und wieder zu finden.

„Die Beschäftigung mit jüngeren Mädchen, das Unterrichten war ihr lieb geworden, und sie befand sich auch in der Nothwendigkeit, für ihren Unterhalt sorgen zu müssen. In dem letzten Willen ihres Vaters hatte sie den Nachweis über mancherlei Verpflichtungen gefunden, deren Tilgung er ihr empfahl, falls sie jemals wieder zu Vermögen gelangen sollte. Diesem Wunsche des Hingegangenen nachzukommen, war ihr eine Befriedigung. Der Vater und sie hatten nach dem Fallissemente von den Zinsen eines Legates gelebt, das ihr Großvater für unbemittelte Kaufleute und deren Töchter begründet hatte, und zu welchem William Brooke natürlich der Nächstberechtigte gewesen war. Dies Legat gehörte jetzt ihr an, aber sie beschloß darauf zu verzichten, oder vielmehr sie wies die Gläubiger ihres Vaters auf ihren Antheil an, und Alles, was sie dafür verlangte, war, daß der eine derselben, der als englischer Consul in Antwerpen lebte, ihr einen Paß auf den Familiennamen ihrer Mutter ausstellte. Er willfahrte ihr, und mit dem Bewußtsein, eine letzte Liebespflicht gegen ihren Vater, eine Ehrenpflicht gegen sein Andenken erfüllt zu haben, verließ sie Heidelberg und begab sich nach Paris, wo die Vorsteherin des Heidelberger Erziehungsinstitutes, in welchem sie Hülfslehrerin gewesen

war, ihr in einer alten Adelsfamilie eine Gouvernantenstelle vermittelt hatte.

„Abhängigkeit zu tragen will erlernt sein, aber wer großes Leid im Herzen birgt, schlägt die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht allzuhoch an, und Ellen traf es insofern sehr günstig, als die Grafen Molincour zu jenen alten guten Familien zählten, in denen Adel des Herzens und Feinheit der Sitte eben so erblich waren, als ihr Titel und ihr Wappen. Miß Windham, unter welchem Namen Ellen in dem Hause des Grafen auftrat, wurde mit aller der Rücksicht behandelt, auf die sie irgend Anspruch machen konnte, und die beiden Mädchen, welche man ihrer Aufsicht anvertraute, waren liebliche Geschöpfe. Ellen verlangte es auch gar nicht besser, als fern von der Gesellschaft ausschließlich für diese Kinder zu leben, und es hätte auch kein besseres Heilungsmittel für ihr müdes, hoffnungsloses Herz gefunden werden können, als der Verkehr mit jenen glücklichen Wesen, deren ganzes Dasein Heiterkeit und Freude war.

„Die Kinder waren ihr ganzes Augenmerk und schlossen sich ihr zärtlich an. Das machte die junge Gouvernante der Gräfin werth, und es war auch nicht möglich, die schöne, anmuthige Ellen nicht zu lieben, deren sanfte, gefaßte Entsagung, deren milde Traurigkeit sie nur noch anziehender erscheinen ließen. Man wußte in dem gräf-

lichen Hause, daß Ellen eine Waise, daß sie einst reich gewesen sei, aber man hielt sie für eine Engländerin, und sie sah auch, da sie ihrer Mutter sehr ähnlich war, wie eine solche aus. Ihren wahren Namen kannte Niemand.

„Jahre entschwanden auf diese Weise. Ellen war ihrer Herrin immer näher getreten, es ging ihr wohl in dem gräflichen Hause, und sie gewöhnte sich, so wenig als möglich zurückzudenken. Sie fing an, das Gute, das sich ihr darbot, ohne Vergleichung mit der Vergangenheit zu genießen, und der Mensch ist ja, wenn er gesund an Leib und Seele ist, so glücklich organisirt, daß er Alles vergessen kann, was er vergessen will. Und Ellen wollte vergessen, Alles vergessen, bis auf den Einen, den sie nicht vergessen konnte, weil dessen Bild immer höher und heller über ihr empor wuchs, je reicher und je tüchtiger sie selber wurde.

„Es hatte sie oftmals, wenn sie am Abend nach erfüllter Tagesarbeit einsam in ihrem Zimmer saß, dazu getrieben, an ihn zu schreiben. Oftmals hatte sie die Feder angesetzt, oft auch ein paar Zeilen, ein paar Seiten geschrieben, aber sie wußte von Emanuels Ergehen gar Nichts, sie hatte sich aus allem Verkehr mit denjenigen Personen gebracht, die ihr über ihn hätten Auskunft geben können, und wenn sie dann einmal im Zuge war, ihre Gedanken auf ihn zu richten und diese Gedanken auf das

Papier zu werfen, so drängte sich ihr die Frage auf: wie aber, wenn er Dein nicht mehr gedächte, wenn er verheirathet wäre, und er empfinge in Gegenwart seiner Frau den Brief, der ihn an Zeiten und an ein Mädchen mahnen sollte, die ihm Nichts mehr sind? — Natürlich unterblieb der Brief nach solchen Ueberlegungen, aber Emanuel wich ihr deshalb nicht aus der Erinnerung.

„Eines Abends hatte sie sich lange im Geiste mit ihm beschäftigt. Es war Frühling, die Bäume des Gartens, der das im Faubourg St. Germain gelegene Hôtel Molincour umschloß, prangten im üppigsten Grün, die Nachtigallen sangen durch die Stille und der Mond leuchtete so hell, daß die weißen, fackelartigen Kastanienblüthen förmlich auf dem Blättermeer erglänzten. Ellen hatte eine große Freude an der Schönheit der Natur, aber der Zauber einer weichen Frühlingsnacht ist sehr gefährlich für den Menschen, der schon viel verloren hat, denn die schwärmerische Empfindung, mit der wir uns in das All versenken möchten, erinnert uns bald an Diejenigen, die uns entrissen, und die vor uns in den Schooß der Mutter Erde zurückgekehrt sind.

„Ellen dachte, als sie die schönen Bäume vor sich sah, bald an die Trauerweiden und Cypressen, die auf dem Hamburger Kirchhofe das Erbbegräbniß der Brookes beschatteten, in dem ihre Mutter beerdigt lag und in dem ihr

armer Vater seine letzte Ruhestätte nicht gefunden hatte. Sie stellte es sich vor, wie groß jene Bäume jetzt schon sein würden, und wie hoch wohl der Epheu das Kreuz umranken möchte, das sie ihrem Vater in Heidelberg auf sein Grab gesetzt. Es gedieh Alles so schnell in Heidelberg, die Vegetation war viel kräftiger als in ihrer Vaterstadt, aber in den Tropen, da freilich mußte es noch ganz anders sein. Sie schreckte zusammen, sie war mit ihren Gedanken gelandet, wo sie nicht verweilen sollten. In dem Augenblicke klopfte es an die Thüre: es war der Diener, der sie einlud, zum Thee zu kommen, und es war ihr lieb, daß man sie störte.

„Sie hatte lange im Dunkeln gesessen, im Saale war es hell, das Licht blendete sie also, als sie eintrat. Die Thüren nach dem Garten waren geöffnet, der Graf befand sich mit Jemand, den sie nicht sehen konnte, auf dem Balkon. Auf dem Sopha saß neben der Gräfin eine nicht eben junge und nicht hübsche Frau. Die Gräfin begrüßte Ellen und stellte sie mit den Worten: ‚die Erzieherin meiner Kinder!‘ der fremden Dame, ohne ihr jedoch den Namen derselben zu nennen, wie das in ähnlichen Fällen meist so einseitig zu geschehen pflegte. Die Fremde machte der Gouvernante eine herablassende Verbeugung und nahm weiter keine Notiz von ihr. Die Damen sprachen von den Tagesereignissen, und Ellen ging

der Gräfin bei dem Bereiten des Thees zur Hand, als der Graf mit seinem Begleiter von dem Balkon in das Zimmer kam. Sie blickte nach dem Eintretenden hinüber, das Blut stockte ihr im Herzen, sie mußte die Tasse, welche sie in der Hand hielt, niedersetzen, um sie nicht fallen zu lassen, denn Graf Schönthal stand vor ihr.

„Auch er war eben so erschrocken. ‚Fräulein Brooke!‘ rief er aus, und hätte sicherlich viel darum gegeben, den Ausruf nicht gethan zu haben, der eine allgemeine Verwunderung erregte. Die Gräfin Molincour und die Gräfin Schönthal wiederholten den Namen, Beide mit sichtlicher Befremdung. ‚Du kennst das Fräulein?‘ fragte die Gräfin Schönthal, und: ‚Was bedeutet das, Miß Windham?‘ fragte die Gräfin Molincour.

„Ellen rang nach Fassung, aber Graf Schönthal hatte es auf seiner diplomatischen Laufbahn besser als die arme Gouvernante gelernt, einer unerwarteten Begegnung und einer üblen Lage mit Dreistigkeit die Stirn zu bieten. Er trat an Ellen heran und sagte, indem er ihr die Hand hinreichte: ‚Verzeihen Sie, Miß Windham, daß die Erinnerung mich verwirrte!‘ Dann sich gegen die Anderen wendend, sprach er: ‚Ich habe Miß Windham in dem Hause ihrer nächsten Verwandten, in dem Brooke'schen Hause in Hamburg, gekannt und verehren gelernt, als ich noch an jenem Orte Attaché war.‘ — Er verbarg es mit

einer geschickten Bewegung, daß Ellen sich weigerte ihm die Hand zu geben, setzte sich an ihrer Seite nieder und versuchte es, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Aber er blieb unfrei und verwirrt, sie antwortete ihm kurz und abweisend, und benutzte dann die erste Gelegenheit, den Saal zu verlassen, um sich in der Stille ihres Zimmers von dem Schrecken zu erholen, und sich von Herzen auszuweinen. Es war das erste Mal gewesen, daß sie einen ihrer Hamburger Bekannten wiedergesehen hatte, und gerade dem Grafen hatte sie begegnen müssen.

„Am folgenden Tage verließ die Gräfin Molincour Paris, um, wie das alljährlich geschah, bis gegen das Neujahr hin mit ihrer Familie auf dem Landsitz zu verweilen. Für Ellen war dies eine Erleichterung, wie denn der ganze Vorgang insofern zu ihrem Besten ausschlug, als er die Veranlassung zu einem weitern Aussprechen und damit zu einem volleren Vertrauen zwischen ihr und der Mutter ihrer Pflegebefohlenen wurde. Aber obschon die Gräfin jetzt Ellens wahren Familiennamen und ihre früheren Erlebnisse kennen gelernt hatte, blieb sie, weil man das Aufsehen zu vermeiden wünschte, welches ein Wechsel ihres Namens mit sich gebracht haben würde, für alle Uebrigen Miß Windham, nach wie vor; und keiner jener Schicksalswechsel, keines jener romantischen Ereignisse, auf welche selbst verständige und nüchterne Naturen

sich zu vertrösten geneigt sind, und auf welche zu hoffen kaum Jemand unterläßt, traten in Ellens Leben ein.

„Sieben Jahre hatte sie als Erzieherin in dem Hause der Gräfin gelebt, die älteste ihrer Schülerinnen hatte sich nach französischer Sitte sehr früh an einen Marquis von Nerval verheirathet, die Verlobung der jüngeren war eben vollzogen worden, und die junge Marquise zur Feier derselben von ihrem Schlosse in die Stadt gekommen. Die Gräfin ging viel in Gesellschaft, weil der Beifall, welchen ihre Töchter überall empfingen, sie erfreute, und die Marquise überließ sich mit freiem Herzen den Zerstreuungen von Paris, wenn sie ihr zweijähriges Söhnchen in Ellens Obhut wußte, welche vor nicht ferner Zeit die treue Pflegerin ihrer eigenen Jugend gewesen war.

„Niemand in der Molincour'schen Familie dachte daran, sich nach der Verheirathung der zweiten Tochter von Ellen zu trennen, denn sie war Allen wie eine Anverwandte lieb und werth geworden. Es fragte sich zwischen der Mutter und den Töchtern nur, ob Ellen als Gesellschafterin im Hause der Gräfin bleiben, oder als Erzieherin in das Haus der Marquise übergehen sollte; aber Ellen hatte doch das peinliche Gefühl, an keiner der beiden Stellen wirklich nothwendig zu sein, und diese Erkenntniß drückte sie. Sie empfand die Leere, welche jedes Frauenzimmer fühlt, das in früheren Tagen viel umworben, sich, wenn

die eigentliche Zeit der Jugend vorüber ist, ohne eigene Familie, ohne eigene Häuslichkeit und ohne einen ihr für ihr ganzes Leben zugewiesenen Beruf erblickt: sie fühlte sich heimathlos und überflüssig in der Welt, und das ist bitter.

„Spät im Herbste des Jahres achtzehnhundertsechsund-fünfzig hatte sie es übernommen, die Wärterin zu begleiten, welche den Knaben der jungen Marquise in das Freie hinaustragen sollte, während seine Mutter und Großmutter in der Stadt Besuche machten. Die Sonne schien hell, die Luft war trocken, und das gelbbraune Laub der Bäume hielt noch fest an den Zweigen, so daß die schönfarbigen Baumkronen des Luxembourg-Gartens sich noch ganz stattlich zu dem hellblauen Himmel hinaufhoben. Die Wärterin hatte den kräftigen Knaben, der in ihren Armen ungeduldig geworden war, auf die Erde gestellt, und der Kleine trippelte und lief nun umher, die braunen Kastanien aufzusammeln, die er, so oft er eine gefunden hatte, einzeln zu Ellen hintrug.

„Eine Weile sah sie dem Spiele des Kindes mit Vergnügen und mit Theilnahme zu, aber die braunen Kastanien und das Rascheln der kleinen Füße in dem am Boden liegenden welken Laube riefen ihr die eigene Kindheit und die Tage zurück, in denen sie selbst als solch ein fröhliches Kind unter den Augen ihrer Mutter in dem Garten

ihres schönen Landhauses gespielt hatte. Wie wenig hatte ihre Mutter damals daran denken können, daß ihre Tochter einst fremde Kinder überwachen und erziehen, wie wenig hatte sie daran denken können, daß die sechsundzwanzigjährige Ellen so einsam und so unnütz in der Welt dastehen würde, als es jetzt ihr Fall war.

„Und sie war sechsundzwanzig Jahre alt! Morgen war ihr Geburtstag. Sie hatte ihn nun schon seit so langer Zeit allein durchlebt, denn man kennt in Frankreich die Feier des Geburtstages nicht, aber nie zuvor hatte sie mit solcher Traurigkeit auf denselben hingeblickt, als eben jetzt. War es der Ton des Herbstes in der Luft, waren es die fallenden Blätter oder der Gedanke, daß sie nun bald sich auch von ihrer zweiten Schülerin werde trennen, und sich eine neue Thätigkeit, einen Ersatz für die Liebe werde suchen müssen, die das junge Mädchen ihr bewies, — genug, sie konnte sich des tiefsten Herzeleides nicht erwehren. Ihr ganzes Leben, all' ihr Handeln und Thun zog in der Erinnerung an ihr vorüber; was ihr von Andern geschehen war, was sie Andern gethan hatte, lag im Zusammenhange vor ihr, und sie gehörte zu jenen ehrlichen und darum im gewissen Sinne beklagenswerthen Naturen, die es nicht vermögen, ihre Irrthümer vor sich zu beschönigen. Sie vermochte meist nur sich selber, und

sehr selten einmal Andere anzuklagen für dasjenige, was sie zu erfahren und zu erleiden hatte.

„Zweimal, das gestand sie sich mit Reue, war es in ihre Hand gegeben worden, mit ihrem eigenen Glück das Glück eines Andern zu begründen. Es würde sie nur ein Wort gekostet haben, den treuen Emanuel auch nach ihres Vaters Tode noch an sich zu fesseln, aber der Hochmuth, der sie dazu gebracht, ihn zu verschmähen, als der Vater sie ihm verbinden wollte, hatte sie dann später auch dazu verleitet, sich vor ihm zu verbergen und sich von allen ihren Freunden und Jugendgenossen zurückzuziehen. Was hatte ihr das genützt?

„Sie sehnte sich in diesem Augenblicke nach Deutschland, nach ihrer Vaterstadt, nach ihren alten Freunden und Bekannten. Sie wünschte in die Heimath zurückzukehren. Die Schuld ihres Vaters, welche sie mit ihrem Legate zu bezahlen übernommen, war getilgt, sie besaß dadurch jetzt wieder eine kleine Jahresrente; von der gräflichen Familie war ihr eine Pension zugesichert, wenn sie nach vollendeter Erziehung der beiden Töchter Frankreich zu verlassen wünschte, und sie hatte selber einige Ersparnisse gemacht, so daß sie vor aller Noth gesichert und in der Lage war, in ihrer Heimath selbstständig und auskömmlich zu leben. Aber wen würde sie wiederfinden von ihren früheren Bekannten, wie würde sie dieselben wieder-

finden, wie würde man sie jetzt empfangen? — Das waren die Fragen, die sie hin und her erwog, die ihr das Herz beklemmten und den Sinn umdüsterten.

„In jenes Brüten versenkt, in dem man vor sich hinblickt ohne etwas Bestimmtes zu sehen, saß sie träumerisch da, und zog mit ihrem Sonnenschirme leise Linien in die Erde, die sich in Kreise verschlangen, wie ihre Gedanken, und immer auf denselben Punkt zurückkehrten, wie diese. Der Knabe hatte so viel Kastanien auf ihren Schooß gehäuft, daß sie endlich wieder aufmerksam auf ihn und seine Spiele zu werden begann, und eben richtete sie das Haupt nach der Seite hin, nach der das Kind sich hingewendet hatte, als sie einen Mann erblickte, der plötzlich in seinem schnellen Gange inne hielt, um dem Knaben Raum für seine kleinen Schritte zu lassen.

„Sie sah noch einmal hin, ihr Auge konnte sie nicht getäuscht haben, aber sie wagte es nicht, ihm zu vertrauen. Sie erhob sich, der Fremde wurde aufmerksam auf sie, er blickte sie an, er kam näher heran, es war keine Täuschung, es war Emanuel selbst.

„Er war noch kräftiger, noch männlicher geworden, aber das war der Blick voll Liebe, mit dem er sein ernstes Auge stets auf sie gerichtet hatte, das war der Ausdruck von Freude, den sie so oft gesehen, wenn er sich ihr unerwartet gegenüber befunden hatte. Auch er hatte sie also

augenblicklich wiedererkannt, und er hatte sie noch nicht vergessen.

„Sie wollte ihm entgegen gehen, und mußte sich doch festhalten an der Bank; aber er trat an sie heran, er stand an ihrer Seite, sie hielten sich schon bei den Händen und keines von ihnen sprach ein Wort.

„‚Ellen!‘ sagte er endlich, ‚welch ein Glück ist das!‘

„‚Was führt Sie hierher?‘ fragte sie.

„‚Gestern bin ich in Havre gelandet. Seit heute Morgen bin ich hier!‘ gab er ihr zur Antwort, und Rede und Gegenrede paßten nicht recht zusammen, aber sie verstanden einander dennoch und wieder schwiegen sie Beide.

„‚Wo waren Sie denn all die langen Jahre? Wir haben uns lange, lange nicht gesehen, und viel erlebt, seit wir uns trennten!‘ nahm Emanuel endlich wieder das Wort, und sie hatten sich niedergesetzt und er hielt ihre Hand in der seinen. Er fragte sie, wie es ihr ergehe. Sie sagte: es gehe ihr sehr wohl! und ihr ganzes Gesicht lächelte vor stillem Glück. Sie hatte es ganz vergessen, wie unglücklich sie sich eben noch gefühlt hatte.

„Während dessen kam der Knabe an sie heran. Er weinte, weil sie die Kastanien hatte zur Erde fallen lassen. Sie hob ihn auf und suchte ihn zu trösten. Er schmiegte sein dickes bethräntes Gesichtchen an ihre Schulter. Emanuel wurde ernst und blaß.

„‚Ist das Ihr Knabe?‘ fragte er.

„‚Nein!‘ versetzte sie. ‚Ich habe seine Mutter von Kindheit auf erzogen, und ihn auf deren Bitte mit seiner Wärterin ein wenig in die Luft geführt.‘ Sie kam sich sehr alt vor, als sie das aussprach, und es that ihr weh, so alt zu sein.

„‚Und Sie selbst, Sie haben keine Kinder?‘ forschte Emanuel weiter.

„Ellen wurde roth. ‚Ich bin nicht verheirathet!‘ sagte sie. Das hatte er hören wollen und doch nicht danach zu fragen gewagt. Er nahm das Kind von ihrem Arme und küßte es. Vorher war ihm das nicht möglich gewesen, so sehr er Kinder liebte.

„Vom Luxembourg schlug es zwei Uhr. ‚Es wird Zeit sein, Miß Windham, daß wir nach Hause gehen,‘ bemerkte die Wärterin des Knaben. Es war das erste Mal, daß Jemand Ellen an ihre Pflicht erinnern mußte.

„Sie erhob sich, Emanuel gab ihr den Arm, die Wärterin folgte ihnen mit dem Kinde nach. Es gab das Beiden eine Illusion, die sie verlegen machte, daß sie still neben einander hergingen, bis Emanuel die Frage aufwarf, weshalb man sie nicht bei ihres Vaters Namen nenne. Sie fing an ihm zu erzählen, und sie erzählte nun Alles. Seit wie lange hatte sie nicht so von Herzen sprechen können. Sie schilderte ihm die letzten Stunden

in ihrem Vaterhause in Hamburg, und des Vaters letztes Lebensjahr, und Alles, was sie seitdem erlebt. Ihm war ja Alles wichtig, Alles neu. Er beklagte des Vaters Tod, er beklagte auch den Untergang des guten alten Hauses, der guten alten Firma, in der er selbst gelernt und gearbeitet hatte durch so lange Zeit.

„‚Es war Schade, daß Niemand da war, sie neu aufzurichten!‘ sagte er, und er bedauerte dann, daß er das Wort gesprochen hatte. Ellens bewegte Gedanken davon abzulenken, hub er nun von sich selber zu berichten an. Sie mußte es doch wissen, wie Alles ihm geglückt war, wie acht Jahre der Arbeit ihn zum reichen Manne gemacht hatten, und daß er nun wiederkehrte, um Europa nicht mehr zu verlassen und sich in der Heimath festzusetzen. Er wollte von Hamburg aus seine Geschäfte in Australien leiten. ‚Ich fürchte nur,‘ meinte er, ‚ich werde auch wie Sie ein Fremder in der Vaterstadt geworden sein. Acht Jahre sind solch eine lange Zeit.‘

„Ellen räumte ihm das ein. Sie kamen vor das gräfliche Haus, sie gelangten an Ellens Zimmer. Er begleitete sie hinein. Sie zeigte ihm den Raum, in dem sie so lange einsam gelebt, und die Andenken aus dem Vaterhause, von dem sie so lange schon entfernt war. Welch' eine Zeit trennte sie von jenen Tagen! Er saß an ihrer Seite und sah sie gedankenvoll an. ‚Eine lange Zeit!‘

wiederholte er und fügte dann hinzu: ‚Und sie hat doch Nichts geändert, Ellen! Denn ich komme wieder mit all den alten Wünschen, mit dem einen alten Gedanken, und mit der alten Hoffnung, liebe Ellen!‘

„Sie saß ihm gegenüber, das Herz war ihr voll zum Ueberfließen, aber sie konnte Nichts sagen. Im Kamin knisterte das Feuer, die Sonne sah hell in die Stube hinein, sie saßen einander so nahe und es war ihm so wohl in ihrer Nähe. Er bog sich zu ihr hinüber und nahm ihre Hände gefangen: ‚Ellen!‘ fragte er, ‚soll ich denn noch einmal von Dir gehen, noch einmal in die Welt hinaus, ohne Dich!‘

„‚Ach nein,‘ rief sie, ‚bleibe hier!‘ Aber als habe sie noch kein Recht zu dieser Bitte, entzog sie ihm ihre Hand, und mit einer Lebhaftigkeit, die er nie an ihr wahrgenommen, sagte sie: ‚Du mußt es aber wissen, Du mußt Alles wissen, wie unglücklich ich war seit der Stunde, da ich Dich verschmähte! Du mußt es auch wissen, mit wie viel tausend bitteren Thränen ich es bereute, wie schwer mir das Herz war, wie schuldig ich mich fühlte, als ich noch die Braut des Grafen war —‘

„‚Still, Ellen, still!‘ sagte er, denn er war keiner jener Egoisten, die Freude finden an der Selbstanklage der Geliebten. ‚Still, Ellen! Ich hätte auch nicht fortgehen sollen; es war eine feige Flucht, daß ich Euch verließ,

und auch ich habe jener Tage thörichte Verblendung oft genug bereut. Aber wozu rückwärts blicken, sind wir doch im Hafen!'

„‚Ja, im Hafen!' rief sie, und warf sich in seine Arme, die er ihr entgegenbreitete.

„‚Nun kehren wir Beide in die Heimath zurück!' sagte Emanuel.

„‚Und Du richtest die alte Firma wieder auf!' rief Ellen so eifrig, daß Emanuel lachen mußte; ‚das sind wir dem Vater schuldig.'

„‚Gewiß! da Du nun mein Compagnon wirst,' sagte der glückliche Emanuel, ‚mein theurer Compagnon in Glück und Leid!'

„Sie kannten ihrer Freude kein Ende, und sie haben Wort gehalten. Sie haben den Wunsch des Vaters ganz und gar erfüllt, nur Schade, daß er sich nicht mehr daran erfreuen konnte. Emanuel hat die alte Firma wieder aufgerichtet, Ellen ist seit vier Jahren seine Frau, und sie sind einander treue Compagnons geworden, die guten, lebensgeprüften Menschen! Auch für die Fortführung der Firma ist schon gesorgt, denn Ellens beide Knaben gedeihen ganz vortrefflich."

Die Erzählerin brach jetzt ab. Sie war ganz gerührt worden von ihrem eigenen Berichte, und wir waren es mit ihr.

„Es ist eins der glücklichsten Paare, die ich kenne,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, da wir Alle noch unter dem Eindruck des Gehörten schwiegen, „und bei den Beiden wird man wirklich an das alte Sprüchwort erinnert: ‚Was lange währt, wird gut!‘“

„Es könnte auch heißen: ‚Auf Regen folgt Sonnenschein!‘“ sagte ein Anderer, der hinausgeschaut, und es, wie wir Alle, wahrgenommen hatte, daß der Himmel sich gelichtet hatte und die letzten Sonnenstrahlen durch die Bäume der Promenade funkelten.

„Wenigstens hat die Erzählung das Gute gehabt,“ sagte die alte Dame, „Ihnen vom Regen bis zum Sonnenschein die Zeit zu vertreiben. Das ist ein Verdienst, das der Redseligkeit des Alters nicht immer zuerkannt werden kann, und das ich mir heute nicht nehmen lasse. Nun aber kommen Sie hinaus, denn wir sind ja hier, um uns zu sonnen.“

Sie ging hinaus und wir Alle folgten ihr nach. — Wir dankten ihr eine gute Stunde, und Mancher vielleicht noch eine gute Lehre in den Kauf.

Inhalt des ersten Bandes.

Bunte Bilder.

Bunte Bilder.

Gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke

von

Fanny Lewald.

Zweiter Theil.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Berliner Kinder.

(1860.)

I.

Wer von Berlin spricht, der denkt sich dabei meist die große Residenzstadt mit dem Brandenburger Thore, auf dem die Victoria steht, mit den Linden und dem Zeughaus, das Schlüter, der preußische Michel Angelo, erbaute, der denkt an die fünf Statuen der Generale Blücher, York, Gneisenau, Bülow und Scharnhorst, der denkt an das kolossale Standbild des alten Fritz, an die Schloßbrücke mit ihren acht Marmorgruppen, an das schöne alte Schloß, an die Palläste der Prinzen, an Museen, Theater, an Kunstschätze und Ballet, an königliche Equipagen, an Luxus, an Müßiggang, und vor Allem an Soldaten, an sehr viel Soldaten!

Aber eine Stadt, die Nichts weiter enthielte, als einen Hofstaat mit seinen Umgebungen und Luxusbedingnissen, eine Stadt, die Nichts wäre, als der Mittelpunkt einer Gesellschaft von Hofleuten, Lebemännern, Weltleuten, Kunstliebhabern und Soldaten, hätte gar keine Fähigkeit

zu natürlichem Leben und also auch keine Möglichkeit selbstständiger, schneller Entwickelung in sich. Es wäre unbegreiflich, wie Berlin in einem Zeitraum von fünfzig Jahren von einer Stadt von hunderttausend Einwohnern zu einer Einwohnerzahl von mehr als einer halben Million heranwachsen konnte, wenn es nichts Anderes wäre, als das Berlin, welches die Fremden bei ihren flüchtigen Besuchen kennen lernen, und das eben nur den kleinen Raum vom Brandenburger Thore bis zur Kurfürstenbrücke mit den diesen Stadttheilen zunächst gelegenen Gegenden, und die neuen, von den Reichen und Vornehmen bewohnten Straßen zwischen dem Kanal und dem Thiergarten umschließt.

Ganz abgesehen davon, daß zwischen den Pallästen unter den Linden sich die Universität erhebt, deren Einfluß sich in dem Berliner Leben überall fühlbar macht, so beginnt jenseits der Stadtviertel, in denen der Hof, der Adel, das Militär, die Gelehrten und die reichen Banquiers sich niedergelassen und ihre Wohnungen haben, erst das eigentliche Berlin, dessen fortschreitendes Wachsthum in ihm selbst verbürgt liegt, und das sogar die Mißregierung der Reaction, welche während zehn Jahren auf Preußen gelastet, nicht zu unterdrücken vermocht hat.

Berlin ist eine Residenzstadt, aber noch viel mehr eine gewerbtreibende, eine arbeitsame Stadt, und neben der

großen Anzahl Derjenigen, welche in seinen Mauern nur Erheiterung und Genuß suchen, lebt die ganze große Menschenmenge, die mit ernster Arbeit sich ihr täglich Brod oder ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu erringen strebt. Es ist als ob der Zuruf des alten Blücher, als ob das „Vorwärts", mit welchem er in der Stunde des Kampfes seine Preußen anzufeuern pflegte, noch immer in der Luft zu hören sei und jeden Einzelnen in seinem Kampfe mit dem Leben zum Muth anfeure. Denn vorwärts will hier Jeder, geistig sowohl, als in seinen Vermögensverhältnissen, und es möchte nicht zu viel gesagt sein, wenn man die Berliner Gewerbtreibenden und Arbeiter als die rührigsten Deutschen bezeichnet.

Man braucht nur die Kinder der Arbeiter auf den Straßen Berlin's zu beobachten, um sich zu überzeugen, weß Geistes sie sind. Selten, daß man sie in jenem müßigen Hinträumen findet, das man an andern Orten so vielfach beobachten kann. Sie sind immer thätig. Sie ahmen die Arbeit der Erwachsenen nach, bis sie selbst früh genug zu arbeiten beginnen, und haben sie irgend ein Spiel vor, so sind auch bei diesem ihre Achtsamkeit und ihre Lebhaftigkeit unermüdlich. Die Berliner Kinder haben den Kopf auf dem rechten Flecke. Sie denken schnell, sind nie um eine Antwort verlegen und immer zum Scherze, aber auch zu einem Angriff auf Dasjenige geneigt, was

ihnen komisch oder mißfällig erscheint. Sie möchten von der ganzen Jugend Deutschlands dem Pariser Gamin am nächsten verwandt sein, und wie bei diesem zeigt sich in der stäten Lebhaftigkeit des Kindes die große Kraft und Ausdauer vorgebildet, deren der Jüngling und der Mann einst fähig sein werden.

Eine ganze Gruppe solcher Berliner Kinder stand vor etwa fünfundzwanzig Jahren an einem hellen Herbstnachmittage mitten auf dem Fahrwege der Klosterstraße und sah dem Handel und Wandel zu, welcher dort rund um die Bauernwagen stattfand, die bereits am Freitag den Markt des Sonnabends eröffneten. Es sind meist Gänse, die im Herbste auf diesen Freitagsmärkten in der Klosterstraße feil geboten werden, und da im Herbst und Winter der Gänsebraten der eigentliche Sonntagsbraten des wohlhäbigen Bürgers ist, so war es hübsch anzusehen, wie die Bürgersfrauen zwischen den Wagen hin und her gingen und prüfend und wählend und feilschend und einander mit Rath beistehend die Gänse untersuchten, welche ihnen von den Bauern zugereicht wurden, oder in ihres Fleisches Fülle schimmernd, an den der Straße zugekehrten Seiten der Wagen in Reihe und Glied herniederhingen.

Manche der Meisterfrauen hatte ihres Mannes Lehrjungen mitgebracht, um den Einkauf nach Hause tragen zu lassen, Andere riefen zu dem Zwecke den ersten besten

Buben herbei, um einem armen Jungen auch einen Groschen zuzuwenden, wenn man für die eigene Familie etwas darauf gehen ließ, und die Zahl der auf einen solchen Glücksfall wartenden Knaben hatte sich auf diese Weise schon bedeutend vermindert, als einer der noch übrig gebliebenen plötzlich einen Ansatz nahm, sich zwischen die beiden nächsten Wagen durchdrängte und so schnell er konnte an das andere Ende der Straße lief, wo eben noch ein neuer Wagen vorfuhr.

Der Bursche mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein, aber er war groß und kräftig über sein Alter und man konnte es an seinen Kleidern sehen, daß er schnell gewachsen oder auch seit sehr langer Zeit nicht neu bekleidet sein mochte. Er hatte eine blaue Tuchjacke an, die ihm viel zu eng war, und aus welcher seine rothen Arme mit den starken Händen ungebührlich weit hervorsahen; eine Tuchhose, die unten und überall, wo es irgend thunlich war, mit altem Leder besetzt war, daß sie sich wie die Hose eines Kavalleristen ausnahm, und auf dem Kopfe trug er eine elende Ledermütze ohne Schirm. Alles das war so dürftig als möglich, Alles das entsprach aus Dürftigkeit seinem eigentlichen Zwecke nicht vollkommen. Die Jacke schloß und wärmte nicht, ihre Taschen waren so kurz und so knapp eingenäht, daß sie sich immer nach außen wendeten, die Hose hielt nur noch aus Mitleid

zusammen, die Kappe war viel zu klein, um die Masse des schwarzen Haares zu fassen, aber all' das war reinlich bis auf's Aeußerste. Der Junge hatte feste Stiefel an und er hatte sein Haar so glatt gekämmt und mit solchem Schwunge von der rechten nach der linken Seite hinübergeworfen, daß man über seine offene Stirn und seine großen schwarzen Augen die Armseligkeit seiner Kleidung vergessen haben würde, hätte er auch weniger frisch ausgesehen und weniger zufrieden und vergnügt um sich her geschaut.

„Wo rennt denn der hin?" fragte einer seiner Genossen, als er den Schwarzkopf plötzlich davoneilen sah.

„Da ist ein Wagen angekommen," meinte ein Anderer, „nun hat er keine Ruhe. Er kann's nicht lassen, er muß wieder mit! Sie schirren schon ab, er wird gleich da sein!"

„Da kommt er!" rief der Eine.

„Da sitzt er!" rief der Andere.

„Hurrah!" rief ein Dritter. „Da sitzt er, der General mit der geflickten Hose!"

„Kesselflicker!" jubelte ein kleiner Kerl, der noch nicht acht Jahre zählte und doch auch mitmachen wollte, wie die Großen. Aber gerade weil der Zuruf des Kleinen so ganz unvernünftig war, gefiel er allen Uebrigen ganz ausnehmend, und einander überbietend so gut es immer gehen

wollte, rief man von hier und von dort, von hinten und von vorn, von rechts und links: „Hurrah, der Kesselflicker! der reitende Kesselflicker! Hurrah!“ — und Alle schwenkten die Mützen und liefen hinterher, denn Hermann hatte seinem alten Gelüste auch heute nicht widerstehen können und ritt wieder einmal mit unaussprechlichem Entzücken die abgeschirrten Pferde des eben angekommenen Bauernwagens in die nächste Ausspannung.

Eine Kunstreitertruppe, die plötzlich in der Straße erschienen wäre, hätte keinen größeren Zulauf von Knaben, kein größeres Vergnügen und keinen größeren Lärm hervorrufen können; aber der Held einer Kunstreitergesellschaft konnte auch nicht mit größerer Ruhe und Selbstzufriedenheit von seinem schöngeschmückten Rosse auf die Schaar von Bewunderern herniederschauen, als Hermann auf den Trupp seiner Verfolger.

Ohne eine Miene zu verziehen, ohne den Spottnamen irgend welche Achtsamkeit zu gönnen, saß er ernsthaft auf dem Gaule da, ganz erfüllt von der Wonne reiten zu dürfen, und sehr durchdrungen von der Wichtigkeit des von ihm übernommenen Amtes. Alles machte ihm Vergnügen: die schaukelnde Bewegung, die warme Ausdünstung des Pferdes, das Hinabschauen von der Höhe, und vor Allem das Zutrauen, das der Bauer ihm geschenkt. Er zählte ordentlich die Häuser, die ihn noch von

der Ausspannung trennten, er suchte den ohnehin müden Schritt des Thieres noch zurückzuhalten, um die Lust des Reitens, wenn auch nur um wenige Minuten, zu verlängern, denn inmitten der volkreichen Stadt, bei den allmälig aufleuchtenden Flammen der Gaslaternen überließ der Knabe sich Vorstellungen und Wünschen, die kein Traum ihm hätte phantastischer vor die Seele zaubern können. Es war in seinen Augen kein Pferd auf dem er ritt, sondern ein großes, langbeiniges Kameel, mit dem er durch die Wüste trabte. Und er sah die Wüste deutlich vor sich, die unermeßlich lange Sandfläche, und dann dachte er an die Tempel und Bauten, von denen in der Bibel steht, und an die Juden und Kananiter und an das rothe Meer, in welchem die Egypter umgekommen sind, und das noch immer seine Fluthen gegen die Küsten anspülen läßt. Und an den Nil dachte er, in dessen Schilf die Königstochter den Knaben Moses gefunden hatte, und er nahm sich fest vor, das Alles einmal zu sehen, wenn er groß sein und auf die Wanderschaft gehen werde.

Es störte ihn gar nicht, als er von seinem Pferde absteigen mußte. Der Stallknecht wurde ihm zum Patriarchen, der den Wanderer unter seinem Dache empfängt, und hätte man ihm den Tränkeimer hingesetzt, so würde er darin das Fußbad erblickt haben, das man dem Gaste unter dem Zelte bereitete. Steckt doch in jedem Kinde,

das lebhaften Geistes ist, ein gut Theil von der Einbildungskraft des Ritters von La Mancha verborgen, und die Kindheit würde weit weniger glücklich sein, wenn sie dieser gestaltenden und verschönernden Gabe ermangelte.

II.

Noch ganz mit seinem Kameele und seiner Wüstenwanderung beschäftigt, trat der Knabe im Dämmerlichte in die Wohnung seiner Eltern ein, und er würde bei den vier Treppen, die er hinaufzusteigen hatte, wahrscheinlich auch noch an die Besteigung der Pharaonischen Bauten gedacht haben, hätte nicht unten im Hofe der Eimer gestanden, den die Mutter um diese Zeit dort hinzustellen pflegte, damit der heimkehrende Knabe ihr das Wasser hinaufbringen und ihr somit einen Gang und das Tragen des Eimers ersparen sollte.

Mit der Wüste hatte der Hof, auf welchem die Wohnung seiner Eltern in der schmalsten Straße des ganzen engen und jetzt bei dem Bau des neuen Rathhauses völlig niedergerissenen Stadtviertels gelegen war, freilich keine Art von Aehnlichkeit. Er war dicht von Häusern umschlossen, Licht und Luft wurden ihm nur äußerst spärlich zu Theil, dafür aber war er mit Kindern um so reichlicher

versorgt, und auch oben in der Dachwohnung des Meister Brückner fehlte dieser Segen Gottes keineswegs. Kinder waren außer guter Laune so ziemlich das Einzige, was dort oben im Ueberfluß zu finden war, indeß das alte Gebet: „beschert uns Gott viel Kinder, so bescher' er uns auch Haus, Hof und Schaf und Rinder," war für den Meister Brückner offenbar noch nicht in Erfüllung gegangen.

Meister aber, und zwar Schuhmachermeister, war Herr Brückner wirklich, obschon er nur unter dem Dache wohnte, keinen offenen Laden hatte, keinen Gesellen hielt, und obschon es der alten zerrissenen Stiefel in seiner Werkstatt immer eine ungleich größere Anzahl als der neuen blanken gab. Das focht jedoch Alles den Meister gar nicht an, denn er war ein Philosoph auf seine Weise und wußte sich zum Guten auszulegen, was eben nicht nach seinem Wunsche gehen wollte.

„Hätte ich einen großen Laden und müßte ich viel Gesellen halten, so hätte ich auch mehr Aerger," sagte er. „Heute würde mir der Berliner Verdruß machen und morgen der Breslauer, denn wir Schuster sind ein aparter Menschenschlag und hauen leicht über die Schnur, so lange wir noch jung und ledig sind. Jetzt ärgert mich Niemand als bisweilen Frau und Kinder, und was die Letzteren anbetrifft" — er hob bei dieser Stelle seiner Reflexionen regelmäßig den Knieriem in die Höhe und schwang ihn

in der Luft — „so schafft der Rath und Ordnung. Satt geworden sind wir ja noch alle Tage, es ist auch meisthin noch Etwas übrig geblieben für Einen, der es nicht so hat wie wir. Und in einem andern Viertel wohnen, wo in den breiten Straßen im Sommer die Sonne und im Winter der Wind so hausen, als wären die Straßen blos dazu angelegt, daß man Hitze und Kälte darin aussteht, das möchte ich erst recht nicht; wenn wir auch unsern Kandidaten gar nicht hätten und all' die Nachbarn hier herum, und wenn das Bier hier beim Wagner nicht besser wäre, als in der ganzen Stadt. Es soll mal Einer kommen und mir sagen, was uns fehlt!"

In solchen Stunden fehlte auch Niemandem Etwas von Allen denen, welche in der Stube und in der Kammer, die des Meisters Wohnung und Werkstatt bildeten, ihr Wesen trieben, und deren Zahl war nicht klein, denn der Meister hatte seine Frau und fünf Kinder und hatte seinen Burschen. Aber er gehörte zu den liebevollen Herzen, die nicht genug fröhliche Menschengesichter um sich sehen und nicht leben können, ohne zu sprechen und sprechen zu hören; denn das war eine ausgemachte Sache bei dem Meister: ein gutes Wort beim Essen salzt und schmalzt die Suppe.

Als Hermann seinen Eimer voll Wasser in der Küche auf die Bank gestellt hatte und in die Stube eintrat,

merkte er augenblicklich, daß der Vater heute ganz besonders gut aufgelegt sein müsse. Er saß nicht auf dem Schemel in der Werkstatt, sondern an dem Tisch in der Stube und die Kinder waren alle vier rund um ihn her, während die Mutter mit ihrem Strickzeug am Ofen in der Ecke saß.

Solche Arbeitspausen gönnte der Meister sich an Wochentagen selten und nur wenn eben einmal ein ungewöhnlicher Verdienst in Aussicht stand, ein Verdienst, bei dem die Mutter und die Kinder, so weit diese Letzteren dazu fähig waren, sich in Planen und Wünschen und Hoffnungen ergingen, und bei welchem der Vater zu sagen pflegte: wenn solche Einnahmen öfter kommen wollten, so möchte er auch noch einmal Etwas an sich wenden und sich einen neuen Mantel machen lassen, wenn er nicht doch noch lieber einmal zu seinem Bruder nach Pritzwalk reisen thäte, der dort Bäcker war, und dem Nichts abging in seinem eigenen Hause, das er vor ein paar Jahren sich neu ausgebaut.

„Na, wo hat Er sich denn wieder den ganzen ausgeschlagenen Nachmittag herumgetrieben?“ fragte der Meister, als er Hermanns ansichtig wurde, und der Knabe wußte, daß es gute Zeiten waren, wenn er auf solche Weise mi einem Er angeredet wurde.

„Herumgetrieben hab' ich mich nicht, Vater! ich war in der Klosterstraße bei den Gänsen."

„Und was hat Er denn da gethan?" fuhr der Vater fort.

Indeß Hermann ließ es länger keine Ruhe, und ohne seinen Vater darauf zu antworten, fragte er: „Wie lange muß man wandern, bis man an die Wüste kommt?"

„Was?" fragte der Meister, der seinen Ohren nicht traute.

Hermann glaubte, sich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben, und fragte also mit großer Bestimmtheit: „Aus welchem Thore muß man gehen, wenn man nach der großen Sandwüste will, und wie lange muß man wandern, bis man hinkommt?"

Der Meister lachte hell auf. „Und das weiß der dumme Junge nicht?" rief er.

In dem Augenblicke setzte die Mutter das Talglicht auf den Tisch, und der Vater gewahrte, mit welchen verwunderten Augen sein Aeltester ihn ansah. Das aber machte ihm gerade Vergnügen und er wiederholte: „Das weißt Du also wirklich nicht?"

„Nein! Das weiß ich nicht!" versetzte der Knabe, dem es ernst war mit seinen Gedanken, und der sich also in des Vaters spottende Weise, hinter der er irgend eine Enttäuschung ahnte, nicht zu finden wußte.

„Na!“ sagte der Meister, „dann warte bis der Winter vorbei ist und der Schnee zerschmolzen. Dann mach' Dich einmal Sonntags um eilf Uhr Morgens auf den Weg —“

Der Knabe blickte mit seinen großen Augen unverwandt den Vater an, den die Achtsamkeit des Sohnes nur noch in seiner schalkischen Laune bestärkte, so daß er eine ernsthafte Miene annahm und ernst und feierlich sagte: „Mach' Dich Sonntags um eilf Uhr Morgens auf den Weg — aber der Tag muß recht hell und es muß mitten im Sommer, Ende Juli oder Anfangs August sein — und dann geh' die Friedrichsstraße hinab durch das Halle'sche Thor, immer weiter vorwärts durch die ganze Hasenheide, und wenn Du da hindurch bist, dann marschire nur noch ein Endchen vorwärts, und dann sieh' Dich um — und bleibe eine Weile stehen —“

Hermann hörte mit der höchsten Spannung zu.

„Dann sieh' Dich um — und dann bleibe eine Weile stehen, und wenn Dir dann die Sonne auf den Kopf brennt und der Schweiß über den Rücken herunterläuft — na! dann bist Du in der großen Sandwüste und wirst Dein Theil Hitze ausgestanden haben. Danach brauchst Du nicht erst lange zu laufen, dummer Junge!“

Der Vater lachte hell auf, die Mutter stimmte mit ein, weil sie den Vater so vergnügt sah, und die andern Kinder lachten, weil sie die Eltern lachen hörten und weil

vom Sommer und von dem Kiefernwalde die Rede war, der die Hasenhaide genannt wird, und nach welchem man im Laufe des Sommers wohl einmal einen Spaziergang zu machen pflegte. Hermann aber lachte nicht, sondern schlich beschämt davon, um draußen in der Küche, wie es seines Amtes war, das Holz und den Torf für die Feuerung des nächsten Morgens klein zu schlagen.

III.

Nichts wirkt schmerzlicher auf das Gemüth eines Kindes als Spott; gerade zu diesem war aber der Meister immer aufgelegt, wenn er sich guter Laune fühlte, und das stille, ernste Wesen seines Aeltesten bot ihm dann meist die Zielscheibe für seine Einfälle dar. So kam es, daß Hermann, obschon er den Vater lieb hatte, doch eigentlich eine Scheu vor ihm hegte und selten einmal sich das Herz faßte, frei heraus mit ihm zu reden und zu verkehren. Lag ihm etwas im Sinne, trug er einen Gedanken mit sich herum, so brachte er ihn wohl gelegentlich bei der Mutter zum Vorschein, wenn er diese gerade einmal bei einer ruhigen Arbeit in der Küche ganz allein fand, seine eigentliche Zuflucht war aber doch der Kandidat, und auf dessen Ankunft vertröstete der Knabe sich auch an diesem Abend.

Indeß es schien, als wolle dieser heute nicht kommen. Sechs Uhr war lange vorüber, es war nahezu sieben, und die Mutter hatte schon in der Küche die Wurstsuppe aufgesetzt, die sie Freitags Abend vom Schlächter holen zu lassen pflegte, um sie nach Bedürfniß verdünnt, der Familie als Leckerbissen zu den Kartoffeln aufzutischen, aber der Kandidat war noch nicht da!

Er hat die Tage viel zu thun gehabt, dachte Hermann, nun wird's ihm auch nicht fehlen. Er hat gewiß noch einmal bei sich heizen lassen und bleibt zu Hause, oder er ist am Ende gar zum Wagner zu Bier gegangen.

Er seufzte bei den Vorstellungen. Zwar gönnte er dem Kandidaten seine warme Stube und auch sein Glas Bier beim Wagner von ganzem Herzen, aber er hätte ja das Beides auch an einem andern Tage genießen können, nicht gerade heute, wo der Knabe ihn so nothwendig zu sprechen hatte. Je weiter der Zeiger an der Schwarzwalder Kukuksuhr über die römische Sieben hinausschritt, je lebhafter wurde der Kampf in Hermanns Seele. Freiheit zu kommen und zu gehen hatte er so viel er wollte. Er konnte einmal zum Wagner hinlaufen und nachsehen, ob sein Freund nicht dort wäre; aber er wußte nicht, was er ihm sagen sollte, wenn er ihn dort träfe, oder unter welchem Vorwande er in das Bierhaus eintreten sollte, in welchem er jetzt eben nichts zu holen und zu thun hatte. Nach

der Wohnung des Kandidaten zu gehen, das wäre viel leichter gewesen, nur daß dieser es nicht leiden mochte, wenn man ohne seine Erlaubniß zu ihm kam, und ärgern und erzürnen mochte er Herrn Plattner von allen Menschen gewiß am wenigsten.

Während er noch so mit sich zu Rathe ging, kam Etwas langsam die Treppe herauf, und das scharf gespannte Ohr des Knaben erkannte den Tritt seines Freundes. Nun stieg derselbe die letzten Stufen hinan, nun stand er an der Thür und holte Athem, denn das Treppensteigen fiel ihm schwer, und er liebte es nicht, athemlos in ein Zimmer einzutreten, weil das gegen den Anstand war.

Anständig aber war Alles an dem Kandidaten, ja mehr als das, es war etwas Feierliches in seiner ganzen Art und Weise, in seiner Haltung, wie in seiner Stimme. Er machte die niedrige Thür leise auf, trat vorsichtig ein, denn weil er sehr groß war, mußte er sich bücken, um nicht mit dem Kopfe anzustoßen, und sagte mit klangvollem und freundlichem Tone: „Guten Abend, Meister Brückner! Ich wollte doch einmal sehen, wie es Ihnen geht."

Die Meisterin stand augenblicklich von ihrem Stuhle auf, der eine alte ausgesessene Polsterung hatte und deshalb für sehr bequem galt, und rückte ihn mit einer höflichen Einladung, sich niederzulassen, dem Kandidaten hin.

Der aber bediente sich des Sessels nicht eher, bis der Vater ihm aus der Kammer von seinem Schemel her seinen guten Abend zurückgab und mit seiner tiefen kräftigen Stimme hinzufügte: „Es ist gut, daß Sie wieder einmal da sind, Herr Plattner! Nehmen Sie gefälligst Platz!"

Das war der Willkomm, der sich regelmäßig wiederholte, wenn der Kandidat am Mittag oder Abend vorsprach, und es gab eben nicht viele Tage, an denen das nicht der Fall gewesen wäre. Aber wie er nie vergaß, sein Kommen in gewissem Sinne zu entschuldigen, so schien der Meister es immer völlig zu vergessen, daß sein Gast eben erst da gewesen sei, denn Beide hatten jenes Zartgefühl, dem man nirgends häufiger begegnet, als in den Klassen der Bedürftigen, die es gelernt haben, was Entbehrung und was Beistand sei. Hatte man diese Einleitung in ihrer hergebrachten Form beseitigt, so gewann die Unterhaltung einen freiern Fluß, und auch heute rief der Meister dem Kandidaten zu, was er denn Neues bringe?

„Arbeit! Meister Brückner! Nichts als Arbeit!" versetzte dieser in gemessenem Tone, „und zwar so viel Arbeit, daß ich glaube, Ihr werdet mich lange nicht zu sehen bekommen!"

„Nun, nun! so schlimm wird's wohl nicht werden!"

meinte der Meister, der es wußte, daß der Kandidat jetzt kein großer Freund der Arbeit mehr war, und daß er sie daher immer überschätzte, wenn er sie einmal vor sich hatte. „Die Arbeit ist wie ein Kerl," rief er dem Gaste zu, „wie ein Kerl, der sich vor Einem breit macht; rückt man ihr ordentlich auf den Leib, so duckt sie sich zusammen und man kriegt sie unter."

Er lachte herzlich über seinen Witz, der Kandidat nickte ruhig mit dem Kopfe und da inzwischen die älteste Tochter die Teller hingestellt und die Mutter das Brod und die Suppe mit den Kartoffeln aufgetragen hatte, so stand der Vater von der Arbeit auf, Alle setzten sich an den Tisch, und an seinen letzten Ausspruch anknüpfend, sagte der Meister: „Einen unter zu kriegen, das werden Sie doch nicht verlernt haben, Herr Plattner, das haben Sie Ihrer Zeit doch gar zu gut verstanden."

Er lachte wieder, die ganze Familie ließ es sich nicht nehmen, in seinen Frohsinn einzustimmen, und Jeder blickte dabei den Kandidaten freundlich an, denn Alle, selbst der Lehrjunge, der am untern Ende des Tisches seine Mahlzeit, wie es der Brauch war, stehend einzunehmen hatte, wußte, worauf es mit der Bemerkung des Meisters abgesehen war, und Alle warteten darauf, die Erzählung noch einmal zu hören, wie der Kandidat und der Meister Freunde geworden waren. Aber der Kandidat ließ für

diesmal ausnahmsweise die alte Erinnerung nicht aufkommen, er schien einmal in der Gegenwart etwas zu haben, was ihm Freude machte, denn sein blasses Antlitz hatte einen Anflug von Röthe, und mit seinen tiefliegenden Augen freundlich umhersehend, sagte er, des Meisters Anspielung nicht beachtend: „Wie die Zeit doch vergeht! Wenn ich den Burschen, den Hermann, so vor mir sitzen sehe, kommt es mir oft ganz unglaublich vor, daß es morgen schon zwölf Jahre her sind, seit ich ihn aus der Taufe gehoben habe!“

Man wußte nicht recht, was ihn auf diese Bemerkung brachte oder wie es zuging, daß er sich des Tauftages so genau erinnerte. Die Eltern hatten seitdem schon viermal taufen lassen und waren froh, wenn sie nur die Geburtstage der Kinder im Kopfe behielten.

„Woher wissen Sie denn, Herr Kandidat,“ fragte der Vater, „daß gerade morgen des Jungen Tauftag ist?“

„Ich bin ihm sein Pathengeschenk schuldig geblieben!“ antwortete Plattner mit der Verlegenheit, die etwas Charakteristisches an ihm geworden war, „aber vergessen habe ich es nicht.“

„O!“ rief die Mutter, „deswegen machen Sie sich keine Sorgen, wir sind ja auch ohne das durchgekommen, und daß Sie den Hermann nicht vergessen werden, wenn

Sie es einmal übrig haben, darauf kennen wir Sie ja, Herr Plattner."

„Das hoffe ich Ihnen zu beweisen, Madame Brückner, und zwar recht bald!" erwiederte der Kandidat. „Hermann! wünsche Dir einmal, was Du am allerliebsten haben möchtest."

Der Knabe sah verwundert empor, er war dergleichen Freiheit nicht gewohnt.

„Nun, mein Sohn," wiederholte Herr Plattner, der immer freundlicher aussah, „wünsche Dir Etwas, Etwas wonach Dein Herz begehrt."

Es war dem Knaben, als sei er in eine Märchenwelt versetzt. Er blickte zu Vater und Mutter hinüber, er sah die Geschwister, sah den Lehrling an, ob sie sich nicht verändert hätten, er betrachtete den Kandidaten, ob mit diesem keine Verwandlung vor sich gehe, ob dessen grauer Rock sich nicht in einen Königsmantel, seine alte eiserne Gabel sich nicht in ein goldenes Scepter verwandle, und da von dem Allem Nichts geschah, faßte er sich ein Herz und sagte: „Ich möchte ein Buch haben, in welchem von der Wüste zu lesen steht." — Er wollte abbrechen, aber es mochte ihm einfallen, daß es ihm sobald nicht wieder so gut geboten werden dürfte, und daß er lieber gleich ordentlich wünschen müsse, wenn es ihm einmal vergönnt würde es zu thun, er setzte also schnell hinzu: „Und von

den Kameelen und von den Arabern, und wie man dorthin kommt."

„Ist denn der dumme Junge verrückt?" rief der Vater. „Weiß sich der dumme Junge denn gar nichts Vernünftiges zu wünschen, wenn der Herr Pathe denn nun doch einmal so gut sein will?" schalt die Mutter.

Indeß Herr Plattner sagte: „Das sollst Du haben, lieber Sohn, sobald ich meine Arbeit an den Herrn Geheimrath abgeliefert habe, und ich verspreche Dir, es soll nicht lange währen bis dahin."

„Aber, Herr Kandidat!" fiel die Mutter ihm in die Rede, „haben Sie doch ein Einsehen. Der Winter ist vor der Thüre. Der Junge hat kein ordentliches Stück auf dem Leibe, und Holz und Torf haben den letzten Heller hingenommen. Bücher sind ja doch zu gar nichts nütze. Bücher sind ja doch nur für Denjenigen, der alles Andere hat oder der studiren will. Aber wer nicht Rock, nicht Hose hat —"

„Soll Dir der Herr Kandidat nicht vielleicht alle Fünfe gleich bekleiden, und Dir auch noch einen Pelzrock machen lassen?" wendete der Meister mit schneller Abwehr ein.

Die Meisterin, der im Herbste die Sorgen gar zu schwer auflagen, wollte erst über die Zurechtweisung verdrießlich werden, sie besann sich indessen eines Besseren,

und wie Kinder, wenn sie sich eines Unrechts bewußt sind, in der Regel von einem Gegenstande zu sprechen anfangen, der mit der Ursache ihres bösen Gewissens möglichst wenig Zusammenhang hat, fragte auch sie: „Was haben Sie denn zu arbeiten, Herr Kandidat?"

Sie rechnete dabei im Grunde auf keine Antwort, denn Plattner pflegte allen Fragen, die sich auf seine persönlichen Verhältnisse bezogen, regelmäßig auszuweichen. Diesmal jedoch wich er von seiner Gewohnheit ab. „Ich habe für den Geheimrath — er nannte den Namen desselben — ein großes Werk zu excerpiren."

Die Meisterin hatte keine Vorstellung, was das sagen wolle. Sie begnügte sich also mit der Erkundigung, ob Herr Plattner den Herrn Geheimrath schon lange kenne.

„Er ist mein Universitätsfreund," versetzte Plattner.

„Und der ist schon Geheimrath?" rief die Mutter aus, die heute einmal, wie der Meister das nannte, ihren Unglückstag hatte und nicht eine Fliege fortjagen konnte, ohne einen Menschen dabei an den Kopf zu schlagen.

Der Meister machte ihr ein Gesicht, vor dem sie sich abwendete. „Was ist denn da zu verwundern?" fragte er. „Wenn der Herr Kandidat nicht nach Rußland gegangen wäre, so würde er ja auch schon lange Consistorialrath und wer weiß was noch sein, und darum sage

ich ja eben, daß der Junge, der Hermann, nicht immer von dem Wandern reden soll."

„Er will ja aber nicht nach Rußland wandern, sondern in die Wüste!" wendete die Mutter ein, die nun anfing, ihren Kopf aufzusetzen, weil der Mann ihr stets das Wort abschnitt, „er will ja auch nicht Hauslehrer werden, wie der Herr Kandidat es gewesen ist. Er kann ja in Gottes Namen Schuster werden, so gut wie Du, und wenn er dann durchaus in die Wüste wandern will —"

„Soll er da vielleicht den Kameelen und Straußen die Stiefel versohlen?" rief der Meister lachend dazwischen, offenbar erfreut, dem ganzen Gespräche ein Ende zu machen, und seine Kenntniß von den Zuständen der Wüste und damit seine große Ueberlegenheit über seine Frau darzuthun, die mit dem Worte Wüste nicht die geringste Vorstellung verband.

Während dieses Wortwechsels hatte der Kandidat seine Suppe ruhig ausgegessen, und dann mit einem Wink Hermann veranlaßt, ihm seine schriftliche Lektion vorzulegen. Das war für die Mutter das Zeichen, den Tisch abzuräumen, und für die anderen Kinder der Augenblick, ihre Bücher und Hefte ebenfalls herbei zu holen.

Der Vater bot eine gesegnete Mahlzeit und ging in die Werkstatt zurück, denn es galt kein Feiern, wenn er einmal neue Arbeit hatte, die Mutter nahm noch ihr Näh-

zeug vor und der Kandidat berichtigte und erklärte den Kindern, was sie eben bedurften.

Als man damit fertig war, zog Hermann aus der engen Tasche seiner geflickten Hose ein vergilbtes beschriebenes Stück Papier hervor. „Herr Kandidat,“ sagte er, „überhören Sie mich doch einmal!“ und mit lauter deutlicher Stimme deklamirte er:

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll Euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt Euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten;
Es regte sich geschäftig jung und alt,
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn.

Weh mir! So soll ich denn von Allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut den Klageruf erschallen, —

damit endete die Deklamation, denn die in großer und ungelenker Handschrift beschriebenen zwei Seiten gingen damit zu Ende, und die Meisterin und die jüngeren Kinder waren mit diesem Abschluß auch vollständig beruhigt, nur der Vater rief aus der Kammer sein: „Na, nur weiter!“ heraus, und war mit der Erklärung, daß Hermann das Gedicht nur bis zu diesem Punkt könne, nicht wenig unzufrieden. Er sollte sich rechtfertigen, warum er nicht weiter gelernt, denn zu Ende sei ja das Gedicht ganz offenbar noch nicht, und da der Meister selten eine Gelegenheit vorübergehen ließ, bei welcher er einen Verweis und eine gute Lehre geben konnte, fügte er augenblicklich hinzu: „Daß man es zu Nichts bringt, wenn man zu spät kommt, das ist übrigens nichts Neues; und wer Etwas anfängt und führt's wie Du nicht einmal zu Ende, der ist erst gar nichts nütze.“

„Ich habe nur das eine Blatt gefunden,“ entschuldigte sich der Knabe. „Die Wolle, die ich heute früh für die Wernerin holen mußte, war darin eingewickelt.“

„Ach, Unsinn!“ schalt der Meister, der keinen Widerspruch ertrug, „wenn Du das Eine gefunden hast, so hättest Du Dir das andere Blatt auch suchen können, wenn's Dir Ernst damit gewesen wäre, etwas Ordentliches zu lernen. Aber der Junge hat keine Ausdauer, gar keine Ausdauer! Na! warte Du nur! wenn ich Dich

erst hier auf dem Schemel und vor dem Knieriem haben werde!"

Hermann stand schweigend da. Er hatte sich ein Lob und eine Freude mit seiner Deklamation zu bereiten gehofft, und erntete einen Tadel, den er nicht zu verdienen glaubte.

Dem Kandidaten that der Knabe leid. „Lassen Sie's gut sein, Meister Brückner!" sagte er, „der Hermann soll den Rest morgen nachliefern. Es ist ein Gedicht von Schiller, das er da gelernt hat, und das Blatt, welches er gefunden, stammt offenbar aus einem Schulhefte her. Ich will es ihm morgen diktiren und dann kann er's zu Ende lernen."

Der Meister fragte, ob Herr Plattner das Buch besitze. Das verneinte dieser; er könne das Gedicht auswendig, sagte er.

„Ja, Herr Kandidat," meinte der Meister, „da könnten Sie's wohl einmal an uns wenden, wie's doch der Kantor und der Pfarrer mit der Gemeinde machen; Sie könnten's wohl vorsprechen, daß wir's hörten und es doch zu Ende wüßten."

Plattner erklärte sich dazu bereit. Mit seiner weichen Stimme begann er das Gedicht von Neuem und deklamirte es mit unverkennbarer Befriedigung von Anfang bis zu Ende. Die ganze Familie hörte lautlos zu, und

durch das Halbdunkel und die Stille der engen Schusterwohnung drangen die mit großer Weihe gesprochenen Worte Schillers wie Glockenklang und Lichterglanz in die Herzen ein.

Als er die letzten Worte gesprochen hatte, erhob sich Herr Plattner. Er war selbst gerührt. Es mochte lange her sein, daß diese Verse nicht über seine Lippen gekommen waren. Er sagte, es sei spät, und er wolle gehen.

Hermann drängte sich an ihn heran. Er wollte ihm hinunter leuchten, um ihm den gehabten Genuß nach Kräften zu lohnen. Der Meister jedoch wendete sich von seinem Schemel zu dem Kandidaten und rief: „Vergessen Sie uns nicht, Herr Plattner! Es heißt bei uns, wie bei dem Schiller: so oft Du kommst, es soll Dir offen sein!“

Auch die Meisterin nöthigte zum Wiederkommen freundlicher als es sonst bisweilen von ihrer Seite geschah. Und als der Kandidat das Zimmer verlassen hatte, machte sie die Bemerkung: „So viel als der ißt, bleibt auch noch übrig, wenn's recht eingetheilt wird, und man spart's am Schulgeld.“

Es war mit dem Gedichte Schiller's noch ein ganz besonderer Geist der Freundschaft und der Liebe in der engen Wohnung eingekehrt.

IV.

Der Meister und der Herr Kandidat kannten sich schon lange. Sie waren beide junge Leute gewesen und noch nicht lange aus dem Felde zurückgekehrt, als sie im Jahre achtzehnhundertsechszehn in Halle zum erstenmale aufeinander getroffen waren.

Brückner wanderte dazumal noch, weil er gleich nachdem er Geselle geworden, in's Feld gezogen war und sich nach dem Frieden in der Welt noch umsehen und Etwas lernen wollte, ganz abgesehen davon, daß er sich nach dem rührigen Soldatenleben nicht gleich entschließen konnte, sich in der engen Werkstatt festzusetzen. So kam er denn nach Halle an der Saale, wo es zu jener Zeit sehr viel Studenten und also auch sehr viel Arbeit für den Handwerker gab. Die Mehrzahl der Studenten hatte ebenfalls die Feldzüge mitgemacht, und die Meisten waren deshalb älter, als man es sonst auf den Hochschulen gewohnt war. Der Ernst der vorhergegangenen Jahre und die Erfahrungen des eigenen Lebens hatten die Besseren unter ihnen gereift, und der Sinn der Studirenden war also in jenen Tagen überhaupt auf große Dinge und Zwecke, nicht auf thörichte Aeußerlichkeiten und wüsten Genuß gerichtet gewesen.

Um so unruhiger waren aber die Handwerksgesellen

geworden. Sie konnten sich nicht darein finden, daß sie nun im Arbeitsrock nicht mehr von den Soldaten als ihresgleichen behandelt wurden, daß die Soldaten nun vor dem Civilisten, der in Reihe und Glied mit ihnen im Kugelregen gestanden, Etwas voraus haben und etwas Besonderes sein sollten, und wo Soldaten und Gesellen an einander geriethen, fehlten Händel selten, und waren Schlägereien meist ihr Ausgang.

Zu einer solchen Schlägerei war es denn auch einmal in Halle auf einem Tanzboden vor den Thoren gekommen. Die Soldaten hatten als Soldaten ihr prae haben wollen, die Gesellen verweigerten es ihnen, und Brückner, der Berliner, der sich mit seiner Suada eben so viel wußte, als mit seinem stämmigen Körper und mit seinen derben Fäusten, war der Erste und der Vorderste, als es daran ging, die Soldaten aus dem Tanzsaal zu vertreiben, das heißt, sie hinaus zu werfen. Die Soldaten konnten und durften es nicht ertragen, daß man Hand an sie legte, denn sie trugen ihres Königs Rock; sie zogen also vom Leder und schlugen darauf los. Die Gesellen griffen zu den Stöcken, Stuhlbeine waren auch bald zur Hand, und in dem wilden Durcheinander, das dem ersten Angriff folgte, kehrte der Ingrimm der Soldaten sich besonders gegen den Berliner, der wie toll und blind um sich schlug und die Gesellen anfeuerte, nicht vom Platze zu weichen.

Aus der Stube waren die Streitenden und Kämpfenden bereits in den Garten hinausgekommen, nnd ein Füsilier-Gefreiter holte eben mit aufgehobenem Arme gegen Brückner aus, als vorübergehende Studenten zwischen die Ergrimmten traten. Ein langer Burschenschafter fiel dem Gefreiten in den Arm, denn er gewahrte, daß derselbe die blanke Waffe gegen einen Waffenlosen brauchte. „Kamerad!“ rief er, „ehrlich Spiel! Was machst Du da? Das sind ja nicht die Franzosen, das sind ja Landsleute! Nimm Vernunft an!“

Ein Mensch, den man mitten im Laufe fest hält und zum Stillstehen nöthigt, kommt nicht so schnell wieder in den Zug, und wenn man sich plötzlich in dem Ergusse seines Zornes gehemmt findet, ist es gar nicht leicht, gleich wieder von vorn anzufangen, wenn man es auch wollte. Der Füsilier hielt inne, aber Brückner riß dem Gefreiten die Epauletten herunter und schlug gerade in dem Augenblick mit solcher Gewalt auf ihn los, daß der Soldat zu Boden stürzte und man glaubte, es sei aus mit ihm.

Das war Brückners Unglück. Die herbeigeholte Wache trug den Gefreiten fort, die übrigen bei der Schlägerei betheiligten Soldaten und Gesellen suchten sich aus der Sache zu ziehen und machten sich aus dem Staube. Nur Brückner wurde als der eigentliche Händelstifter und

Rädelsführer, und weil er des Königs Uniform beleidigt, festgenommen. Wenn der lange Studiosus Plattner bei der Untersuchung auch bezeugte, daß der Gefreite die blanke Waffe gegen einen Waffenlosen geführt, so mußte er doch zugeben, daß der Geselle Jenem die Epauletten abgerissen und ihm die schwere Verwundung beigebracht, als der Füsilier sich zurückzuhalten angefangen. Das brach dem Gesellen den Stab und mit dem Wandern war es nun ein für allemal vorbei.

Zwei Jahre mußte er in Stralsund auf der Festung sitzen, und als er dann freigelassen wurde, arbeitete er noch Jahre und Jahre bald bei diesem, bald bei jenem Meister, bis er sich endlich in Berlin niederließ und seine Braut zur Frau nahm, die lange auf ihn gewartet hatte.

Ganz jung waren sie nun Beide nicht mehr, aber er verstand zu arbeiten und sie zu sparen, und sie hatten schon über ein volles Jahr in aller Zufriedenheit mit einander gelebt, als der Meister einmal mit seiner Frau an einem Sonntag Nachmittag im besten Aufputz durch die Königsstraße spazierte. Es war ein heißer Tag und die Straße war sehr leer. Wer nicht eben zu Hause bleiben mußte, hatte sich bei dem schönen, hellen Wetter zum Thore hinaus gemacht, und der Meister hätte das auch sehr gern gethan, nur daß die Frau damals nicht recht fort konnte, weil sie bald niederkommen sollte. Sie gingen

Straße auf und ab und wollten sehen, wie weit sie gelangen würden, und der Meister, der sich doch am Sonntag nicht behaglich fühlte, wenn er nicht ein Extravergnügen hatte, fing an, von seiner Festungszeit zu erzählen, weil er sich heute an der Seite seiner Frau wieder einmal wie eingesperrt erschien. Er sprach von Stralsund und von dem Festungskommandanten, und dann sprach er auch von Halle und wie er dort ohne seine Schuld in das Unglück gerathen und nur durch einen Zufall dem Tode entronnen sei. „Denn," sagte er, „wäre der Student nicht auf dem Platze gewesen, wie einen Kürbis hätte der Kerl, der Füsilier mir den Schädel gespalten. Ohne den Studenten lebte ich nicht mehr, und ich habe mir oft gewünscht, ihn noch einmal zu sehen, um ihm danken zu können, was er damals an mir gethan hat."

Die Frau meinte darauf, ob Brückner den Studenten auch wieder erkennen würde, weil er ihn doch nur in dem Streite und nachher zum andern Male vor Gericht gesehen habe. Das nahm der Meister aber übel. „Ich sollte ihn nicht wieder erkennen," rief er, „den Menschen, der mir das Leben gerettet hat! So und so oft habe ich von ihm geträumt. Unter einer Million Menschen wollte ich den herauskennen!"

Kaum aber hatte er diese Worte ausgesprochen, so blieb er plötzlich stehen, sah starr zu einem Manne hin-

über, der auf der andern Seite der Straße ging, und rief erschreckend aus: „Wie ist mir denn!“ Dann lief er über den Fahrweg, hielt den Fremden an und sagte: „Herr Studiosus! aber Herr Studiosus! wie kommen Sie denn jetzt hierher? Eben habe ich von Ihnen gesprochen. Sehen Sie mich doch an, ich bin ja der Brückner, sehen Sie mich nur an! Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich habe ja eben erst von Ihnen gesprochen!“

Der Angeredete hielt in seinem Gange inne. Er war ein Mann von acht- oder neununddreißig Jahren, groß und mager, aber von festem Bau; das verriethen schon seine starke Nase, die feste Stirn und sein starkes Kinn, welche dem Gesicht etwas Charaktervolles gaben. Dennoch sah es nicht hart und nicht strenge, sondern recht eigentlich melancholisch aus, und nun der Meister dicht vor ihm stand und dem Fremden in das bleiche Antlitz sah, wurde er doch zweifelhaft, ob er sich nicht in der Person geirrt. Er nahm daher den Hut ab und sagte mit beginnender Verlegenheit: „Nichts für ungut, wenn Sie's vielleicht nicht sind, Herr Studiosus! Aber erinnern Sie sich denn nicht mehr, wie die Füsiliere gegen uns blank zogen und wie Sie dem Gefreiten Menzel in den Arm fielen? — Ih, Sie sind's ja aber, da haben Sie ja die Schmarre auf der Backe! Na, versteht sich's,

daß Sie's sind! Ich bin ja der Brückner, der Berliner, Herr Studiosus!"

Der Angeredete hatte sich während dessen offenbar nicht nur des Vorganges, sondern auch des Menschen erinnert, aber er hatte keinen Anlaß gehabt zu einer so ausgiebigen Freude, als der Meister sie bewiesen, und er mochte die Fähigkeit für eine solche auch verloren haben. Er gab indessen dem Meister freundlich die Hand, erkundigte sich nach seinem Ergehen und wollte sich danach entfernen. Dies ließ der Meister indeß nicht zu. Denn er war es während ihrer Unterhaltung inne geworden, daß ein großer Wechsel in dem Aussehen seines einstigen Beschützers vor sich gegangen war. Er hatte nichts mehr von der Frische des ehemaligen Studenten, er sah, so sauber sein Rock und seine ganze Kleidung auch gehalten waren, doch heruntergekommen und dürftig, er sah sorgenvoll und niedergeschlagen aus, und der Meister, obschon er sich ein Gewissen daraus machte, hatte einen Augenblick, in dem er sich darüber freute, denn er fühlte sich ihm dadurch mit einem Male merklich näher gebracht.

„Nein!" rief er, „so kommen Sie mir nicht fort, Herr Studiosus! Sie müssen sehen, wo ich wohne. Meine Frau läßt sich's nicht nehmen, Sonntags einen ganz aparten Kaffee zu kochen, und wenn Sie sich nicht zu vornehm halten mit unser Einem eine Tasse zu trinken, so könnte

ich dabei doch gleich erfahren, wie Sie hierher gekommen sind und wie lange Sie hier zu verbleiben gedenken."

Es lag so viel Herzlichkeit in der Bitte des Meisters, die Frau fing auch an zu nöthigen, und der ersehnte Gast gab endlich, wenn auch nur widerstrebend, nach.

Erst als sie sich oben in des Meisters Wohnung befanden, und der Gast den Platz am Tische eingenommen hatte, wagte der Meister zu fragen, welchen Titel er dem Herrn Plattner denn jetzt zu geben habe, denn Studiosus, wie er ihn in seines Herzens Freude genannt habe, werde er jetzt wohl nicht mehr sein.

„Ich bin Kandidat, lieber Meister!" versetzte Plattner, aber er seufzte dabei, und je länger Brückner ihn betrachtete, um so mehr sah er, daß die erste Voraussetzung ihn nicht getäuscht habe und daß der Kandidat sich nicht in den besten Verhältnissen befinden müsse. Auch der Frau fiel es auf, mit wie ungewöhnlichem Behagen ihr Gast den Kaffee und die zu seiner Bewirthung eigens herbeigeschafften Zwiebacke verzehrte. Sie dachte in ihrem Sinne, er müsse lange nicht so etwas Gutes genossen haben. Wem eine gutmüthige Frau aber eine Erquickung bereiten kann, zu dem faßt sie ein Herz, und sie war es denn auch, welche es an jenem Abend herausbrachte, daß es mit Herrn Plattner nicht wohl bestellt sei. Er erzählte, daß er nach seinem Examen Hauslehrer in Rußland ge-

wesen, daß er nun schon einige Jahre in Berlin sei und wohl auch in Berlin verbleiben werde. Auf die Frage, warum er denn noch keine Pfarre habe, gab er keine Antwort. Der Meister und die Frau merkten, daß ihrem Gaste ihre neugierige Theilnahme nicht gelegen kam. Sie brachen also von dem Gegenstande ab und erfuhren auf diese Weise niemals, was sie an jenem ersten Tage zu erfahren vergebens gestrebt hatten, ja sie hörten bald auf, sich darum zu kümmern. So viel war sicher, Herr Plattner mußte schwere Schicksale gehabt haben, denn er wurde still und traurig, wenn einmal Andere von ihren Schicksalen zu reden begannen, und kam man gar auf Rußland zu sprechen, so hatte die Meisterin gesehen, daß ihrem Gaste gelegentlich die Thränen in die Augen gekommen waren. Sie wußten damit, daß er ein Unglücklicher sei und das genügte ihnen. Er war eben da, wohnte in der Nachbarschaft, kam in der ersten Zeit gelegentlich einmal hinauf, wenn sein Weg ihn vorüber führte, und sprach dann öfter vor, nachdem er der Pathe von Brückners ältestem Sohne geworden war, dem man aus Dankbarkeit seinen Namen gegeben hatte.

Alles, was der Meister und seine Frau herausbrachten, bestand darin, daß Herr Plattner für eine Druckerei die Correkturen besorge. Es hieß bisweilen auch, daß er Unterricht ertheile, und oftmals hatte er Papiere bei sich

die ihm zum Abschreiben übergeben worden waren. Das mußte jedoch Alles nicht viel einbringen, denn Herr Plattner kam nicht vorwärts. Wer ihn kannte, mußte es bemerken, wie in Jahren und Jahren kein neues Kleidungsstück auf seinen Leib kam, und daß er oft nicht einen Heller in der Tasche hatte. Er aß nur selten einmal bei einem Speisewirth. Er sagte bisweilen, daß er es nicht liebe, unter Fremden zu sein, und daß er es vorziehe, seine Mahlzeit bei sich zu Hause zu genießen. Die Meisterin sah dann aber ihren Mann ganz verstohlen von der Seite an, denn der Kandidat ging Abends, wenn er es dazu hatte, recht gern einmal unter Leute und in das nahe Bierhaus, und seine Freunde wußten daher, was sie von dem zu Hause speisen des Herrn Plattner zu halten hatten.

So war es denn gekommen, daß man den Kandidaten bald zum Mittag und bald zum Kaffee und bald zum Abendbrod nöthigte, bis er einmal den Vorschlag machte, die Meisterin solle ihn ganz in Kost nehmen, und er wolle beisteuern, so viel auf seinen Antheil käme. Davon hatte sie jedoch nichts hören mögen, denn damit ging ihr ihre Freiheit verloren, in ihrem Hause zu schalten und zu walten, wie's ihr gut schien, und der Meister hatte noch weniger davon wissen mögen. Er dachte, für seinen Lebensretter werde wohl immer noch ein Mundvoll Essen

übrig sein, und so hatten denn Mann und Frau es Herrn Plattner abgeschlagen, ihn zum Kostgänger zu nehmen. Er aber hatte sich danach lange Zeit nicht mehr bewegen lassen, einen Bissen Brod oder einen Trunk Wasser in dem Hause zu verzehren, und erst als Hermann größer geworden war, hatte sich das alte gute Vernehmen zwischen der Familie und dem Kandidaten wieder hergestellt.

Der Kandidat nämlich, der keinen lebenden Verwandten hatte und ganz einsam und verlassen in der Welt stand, hatte den Knaben in sein Herz geschlossen und auch dieser hing an ihm, wie an Vater und an Mutter, ja es bildete sich allmälig ein ganz apartes Einvernehmen zwischen dem Kandidaten und dem Knaben aus. Hermann war lernbegierig und Herr Plattner lehrte gern. Dem Meister und seiner Frau, die ihren Stolz darin setzten, daß ihr Aeltester in der Schule so gut angeschrieben war, gefiel es wohl, wenn Herr Plattner sich um ihn bekümmerte, und da Hermann für seine Jahre ein großer, starker Bursche war, so kam man zu dem Entschluß, ihn bei Zeiten aus der Schule zu nehmen und ihn einem vermögenden Nachbar und Gevatter zu mancherlei häuslichen Verrichtungen zu verdingen, weil ja Herr Plattner sich immer mit ihm zu schaffen machte und man also das Schulgeld sparen konnte.

Von einem regelmäßigen Unterricht war dabei freilich

keine Rede. Der Kandidat beschäftigte sich mit seinem Pathen, wenn er eben kam, und er kam wieder öfter, er kam endlich alle Tage, seit er auch den jüngern Kindern des Meisters bei ihren Schularbeiten nachhalf. Er ließ sich allmälig auch wieder bereit finden, mit der Familie zu essen, wenn man ihm dies anbot, und die Meisterin sah es, wenn die Zeiten nicht gar zu knapp waren, ordentlich gern, weil es ihm immer so gut schmeckte und er meistens Etwas zu erzählen wußte. Sie meinte, er verdiene sich an den Kindern nicht nur das Bischen Essen, sondern einen Gotteslohn, und wenn sie, wie an diesem Freitage, etwas Besonderes in der Schüssel hatte, kam der Kandidat ihr ganz besonders wie gerufen.

Den Kindern, und vor Allen aber dem Hermann, war er der erwünschteste Gast von der Welt. Sie hingen von ganzem Herzen an ihm, und wenn der Vater dann obendrein erzählte, welch' ein prächtiger Studiosus der Herr Kandidat seiner Zeit gewesen sei und wie ihm die Mütze auf einem Ohr gesessen und was er für eine Faust geführt habe, dann dünkte er den Kindern ein wahrer Held, ja der Inbegriff aller Vollkommenheiten zu sein, und sie trauten sich kaum an ihn heran vor Bewunderung und vor Ehrfurcht. Der Vater erschien ihnen sogar an solchen Tagen in einem ganz besondern Lichte der Vornehmheit und sie selber fühlten sich ganz anders, weil der Herr

Kandidat ihres Vaters Freund und ihres Bruders Gevatter war, und weil bei all' den Nachbarn im Hofe kein Kandidat zu Gaste kam.

Was der Kandidat an dem Abend empfunden hatte, als er der Familie das Gedicht von Schiller vorgesprochen, das erfuhr Niemand. Herr Plattner ließ sich über solche Dinge niemals aus. Die Meisterin aber sagte, als in ihrer Stube wieder Alles in Ordnung war und die Jüngsten schon in ihren Betten schnarchten: „Und wenn die Wernerin auch Alles so vollauf hat, daß sie nicht weiß, wohin damit, so etwas bekommt sie doch nicht zu hören, das ist was ganz Einziges, und der Hermann könnte es wohl einmal erzählen, wie der Herr Kandidat hier ein- und ausgeht, und daß wir auch was abzugeben haben."

„Ja!" meinte der Meister, „ich habe schon oft daran gedacht, der Werner könnte dem Kandidaten was zu verdienen geben, wenn das Kind heranwächst."

„Deswegen, nein deswegen sagte ich es nicht, das ist gar nicht nöthig. Unser Einer kann auch einmal etwas für sich selber haben. Die Werner's haben ohnehin genug. So war's nicht gemeint. Werner's werden sich schon selbst zu helfen wissen."

Der Meister antwortete nicht, und die Sache hatte damit ihr Bewenden.

V.

Werner's lagen der Mutter stets im Sinn, es mochte ihr wohl oder übel gehen; denn Werner's Wohlstand und Lebensweise waren der Höhenpunkt, nach welchem sie ihre eigenen Verhältnisse bemaß und schätzte.

Nicht weit von dem Hause, in welchem der Meister Brückner seine Wohnung hatte, besaß nämlich ein ehemaliger Kamerad von ihm, der Zeugschmidt Werner, ein eigenes Haus. Der Zeugschmidt war freilich seine zehn Jahre älter als der Schuhmacher, aber da sie Beide aus derselben Straße zu Hause waren, und Beide achtzehnhundertunddreizehn an demselben Tage in dasselbe Regiment eingetreten waren, so hatte der Zeugschmidtmeister, der sein Weib und seine Kinder und seine Werkstatt und sein blühendes Geschäft verlassen, um den Fahnen seines Königs wider den Landesfeind Napoleon zu folgen, seine Freude daran gehabt, als er einmal mit dem jungen Schuhmachergesellen zusammen in Quartier gekommen war und es sich im Gespräch herausgestellt hatte, daß der Geselle die Frau des Meisters und sein Söhnchen und selbst die kleine Tochter kenne. Und als dann im Feldzuge von achtzehnhundertundfünfzehn der Meister Werner nicht mehr mitgegangen war, weil er meinte, nun das Seinige gethan zu haben, da hatte er seiner Frau einzigen

Bruder statt seiner in das Regiment geschickt. Der siebenzehnjährige junge Mensch war aber nicht wieder zurückgekommen und hatte seiner Schwester durch den Brückner, dem sie den Fritz auf die Seele gebunden, seinen letzten Gruß und sein Taschenbuch und seine Uhr und das schöne Petschaft nach Hause geschickt, das sie ihm noch am letzten Morgen gekauft hatte, ehe er ausmarschirt war.

Seitdem hatte die Wernerin den Brückner unter ihren Schutz genommen. So oft sie ihm begegnete, war es ihr eingefallen, daß ihr Bruder ihn in seinen Briefen einen guten Kameraden genannt und daß Brückner demselben die Augen zugedrückt, als es mit der Kameradschaft zu Ende gewesen war. Sie hatte auch beigesteuert, als der Brückner Meister geworden und hatte Gevatter bei dem Aeltesten gestanden, auf den sie ihr Auge behalten von dessen Kindesbeinen an.

Verkehr hielt der Zeugschmidt mit Brückner nicht eben viel. Werner war ein reicher Mann geworden, saß im Magistrate, war überall zu finden, wo Ehrenämter von einem Ehrenmanne gratis zu verwalten waren, und Brückner war eben ein armer Flickschuster geblieben. Sie kamen also nicht leicht zufällig zusammen, wenn sie sich nicht zufällig Sonntags in der Kirche oder einmal im Bierhause beim Wagner trafen, und die Frauen sahen einander noch weniger, denn die Wernerin, so nannte man

sie in der ganzen Nachbarschaft, kam selten einmal aus dem Hause.

Man konnte ihr das auch nicht verdenken. Wer es so gut bei sich zu Hause hatte, was sollte der auswärts suchen? Das Haus hatte vier Fenster Breite und war mit dem Erdgeschoß vier Stockwerke hoch. Hinten hatte es einen langen Hof, in dem ein Wallnußbaum stand, und unten an dem linken Seitenflügel einen offnen Gang, auf dem die oberen Seitenflügel ruhten, und der also wohlüberdacht und wohlgestützt war und die schönste Gallerie bildete. Es waren ein Hof und eine Gallerie, wie sie in dem ganzen Viertel nicht zu finden waren.

Oben war das Haus vermiethet, aber die Einwohner hatten es nicht halb so gut und so schön als die Wernerin. Denn ihr Mann hielt viel auf sie und wollte, daß die Leute dies auch wüßten. Er ließ ihr in jedem Sommer die ganze Gallerie mit Bohnen und mit Kresse beziehen, daß es wie in einem Garten blühte, und dazu war geradeüber der Gallerie noch eine Kürbislaube neben dem Wallnußbaume, die auch im Sommer blühte und große Kürbis trug. Damit aber gar nichts fehle, gingen ein Rabe und ein Storch in dem Hofe spazieren, und im Sommer, wenn es ganz warm und schön war, hingen in großen Messingkäfigen, die alle Sonnabende geputzt werden mußten, auf dem offnen Gange die beiden Kanarien=

vögel der Wernerin und der Papagei, den der Mann ihr zur silbernen Hochzeit geschenkt hatte, zwischen den Bohnenblüthen und Kreßblumen in freier Luft, weil die kleine Lisette ihre Freude daran hatte.

Die kleine Lisette war der Großeltern Augapfel, wie man so zu sagen pflegt, und das einzige Kind des Hauses. Mit Allem hatte Werner Glück gehabt, nur mit seinen Kindern nicht. Der Sohn war als kleines Kind, die Tochter war ihm im ersten Wochenbett gestorben, und der Schwiegersohn, von dem er sich nach dem Tode seiner Kinder einen Trost und eine Stütze versprochen hatte, war auch jung hinweggerafft worden. Alles was den unglücklichen Eltern übrig geblieben, war das Enkelkind, und wenn die Wernerin sich einmal nicht recht bei Laune befand, so hielt sie es ihrem Manne vor, daß er nicht für sie die Kürbislaube und die Bohnenkasten und die Vögel angeschafft habe, sondern nur für die Lisette, die er aufziehe, als wenn sie eine Prinzessin wäre und einmal den türkischen Sultan heirathen sollte.

Ein Glück war's dabei nur, daß die üble Laune der Wernerin nicht lange anhielt. Die ganze Nachbarschaft wußte es, daß sie aufflackerte wie Strohfeuer, aber daß es mit ihrem Zorne auch wie mit einem Strohfeuer bald vorüber war. Sah man, daß mit ihr nichts anzufangen war, so gingen der Meister und alle Andern ihr aus dem

Wege. Nur Einer war da, der in solchen Augenblicken ihren ganzen Unwillen auszubaden hatte, und dieser Eine war ihr Pathe und ihr Schützling Hermann, den sie sich als Laufjungen hielt und der immer schon auf seinem Platze sein mußte, wenn sie früh die Thüre von der Hinterstube aufmachte und in die Gallerie hinaustrat.

Es war sieben Uhr, als die Wernerin am Sonnabend Morgen in ihrer Stube die Riegel oben und unten an der Thüre öffnete und den schweren Schlüssel in dem Schlosse aufdrehte. Im Innern ihres Hauses war um diese Stunde alles bereits in Ordnung; sie konnte ihre Blicke nun mit gewohnter Regelmäßigkeit nach außen wenden, und sie war stattlich anzusehen, wenn sie am Morgen so zum Vorschein kam.

Sie war eine große, dicke Frau in den ersten Fünfzigen, und da sie nach Niemand zu fragen brauchte, war sie der Kleidung treu geblieben, die ihr bequem war, ohne sich dadurch beirren zu lassen, daß die Mode sich geändert hatte. Sie trug ein dunkles Kattunkleid mit ganz kurzer Taille und eine schwarzwollene Schürze, die dicht unter ihrer starken Brust festgebunden war und die sie gelegentlich zurückschlug, um die Tasche von bunten, dreieckig zusammengesetzten Flicken zu zeigen, in welcher sie unten das Silbergeld und ihren Fingerhut und Nähring, oben in einem besondern Schlitz das Kupfergeld bei sich führte.

Ihr graues, stramm nach hinten gekämmtes Haar sah glatt und blank unter der weißen Piquemütze hervor, und da sie von ihrem Wochenbette einen Schaden an dem linken Fuß behalten hatte, in dessen Folge sie viel an Rheumatismen in demselben litt, so hatte sie diesen, sobald die kältere Jahreszeit eintrat, der Vorsicht wegen immer dick in Heede eingewickelt, weshalb sie den andern Fuß nur um so sorgfältiger mit einem saubern weißen Strumpf und mit einem glänzenden schwarz-ledernen Pantoffel bekleidet, damit Jedermann es gleich gewahr würde, daß sie wisse, was ihr zukomme.

Gegenüber der Thüre ihrer Hinterstube, an der Stelle, auf die ihr Auge bei dem Heraustreten aus ihrer Stube zuerst fiel, mußte, weil Alles bei ihr seine Ordnung hatte, Hermann sie erwarten, und der Platz war ihm auch der erwünschteste. Denn da hinten in der Gallerie lagen die Steine, welche der Meister zum Glühen und Stählen seiner Fabrikate brauchte. Sie wurden nach der Arbeit auf gut Glück in diese Ecke geworfen, und es war Hermanns tägliches Amt, sie in der Frühe ihrer Größe nach aufzuschichten, so daß man die nöthigen Stücke immer leicht herausfinden konnte, und hinter diesen Steinen verbarg er seinen kostbarsten Besitz. Unter ihrem Schutze sammelte er Alles, was er an bedrucktem Papier erbeuten konnte, um es in jedem freien Augenblick zu lesen und

wieder zu lesen. Alte Zeitungen, alte „Lieder gedruckt in diesem Jahr", einzelne Blätter aus Büchern, wie sie von den Krämern als Umschläge benutzt werden, Alles hatte Werth für ihn, Alles unterhielt ihn, und eben das ganz Abgerissene, Zusammenhanglose dieser Blätter spornte seine Wißbegier und reizte sein Verlangen sich zu unterrichten.

Daran aber hatte die Wernerin gerade ihren schweren Aerger. Sie hielt, wie Hermanns Mutter, von dem Lesen und von dem Lernen für den Armen nichts, es gewöhne ihn blos an Müßiggang und mache ihn unbrauchbar und unzuverlässig, sagte sie. Denn wer sich auf Schreiben und Lesen verlasse, der halte seine Gedanken nicht zusammen, und daß das wahr sei, davon habe sie in ihrem Hause das leibhaftige Exempel. Ihr Mann, der das Alles gelernt, müsse sich jede Kleinigkeit aufschreiben, woran er denken wolle, und vergesse doch bald dieses, bald jenes; sie, die keinen Buchstaben schreiben könne, vergesse nicht das Geringste, habe den Kopf immer auf dem rechten Fleck und wundere sich über nichts mehr, als daß der Junge, der Hermann, bei all dem Lesen doch noch so brauchbar sei.

Trotz des Zugeständnisses, welches diese letzte Aeußerung enthielt, bekam der Knabe aber nur selten ein gutes Wort von der Meistersfrau zu hören. Sie sagte, die

Eichen schlügen im kalten Winter am allerbesten aus, und aus wem einmal im Leben etwas werden solle, mit dem dürfe man in der Kindheit nicht viel spaßen. Spaß zu machen war auch gar nicht ihre Art, und kaum hatte sie an dem Morgen den Burschen auf seinem gewohnten Platz neben den Glühsteinen bemerkt, als sie ihm kurz und befehlend zurief: „Trag' Wasser in die Küche!"

„Ich hab's schon getragen, Frau Wernerin!" gab er zur Antwort.

„Dann lauf' zum Schlächter!" — sie ließ abwechselnd an jedem Tage in der Woche eine bestimmte Fleischsorte und ein bestimmtes Quantum von derselben holen.

„Das Fleisch steht schon da im Korbe!" entgegnete Hermann.

Die Meisterin wurde verdrießlich. Wer Lust am Herrschen und Befehlen hat, verliert sein Vergnügen, wenn er das Nothwendige ohne sein Zuthun geleistet findet, und herrschsüchtige Menschen haben deshalb immer schlechte Diener, können keine guten Diener ertragen.

„Da hättest Du auch wohl schon das Holz klein machen können!" sagte sie im Tone des Vorwurfs. „Es ist Gott weiß wie spät."

„Es ist ja fertig, Frau Wernerin," sagte der Knabe schüchtern und wies in banger Ahnung irgend eines nahen

Sturmes auf das klein geschlagene Holz hin, das er an dem bestimmten Platze sauber aufgeschichtet hatte.

So schnell ihr schwacher Fuß es zuließ, humpelte die Hausfrau nach dem Ende der Gallerie hin, um sich zu überzeugen, ob der Knabe seine Schuldigkeit gethan, und um ihm wo möglich zu seiner bessern Erziehung und zu ihrem eigenen Vergnügen ein Versehen nachweisen zu können. Aber diese letzte Hoffnung schlug ihr fehl. Mit unverkennbarem Aerger befahl sie ihm daher, den Hof zu kehren, indeß sie bemerkte, daß auch diese Arbeit schon vollbracht sei. Das war ihr nun doch zu viel, und in heftigen Zorn ausbrechend, rief sie: „Es wird aber auch von Tag zu Tag toller mit dem dummen Jungen! Es ist gerade, als ob man eine Uhr hätte, die alle acht Tage einmal aufgezogen wird, und dann ohne Sinn und Verstand die ganze Woche weiter läuft. Wie eine Maschine ist der einfältige Junge! Kommt vor Tagesanbruch in das Haus, schaarwerkt im Stockfinstern herum und nachher wird er hier wieder den ganzen ausgeschlagenen Morgen dasitzen und nichts thun, als sich unnütz machen mit den elenden Papierwischen und Büchern, daß man das Kind herauslassen und draußen spielen lassen muß, damit der Junge nur zu etwas da ist auf der Welt!"

Sie wendete sich ab, denn der Meister war durch den lauten, schallenden Ton ihrer Stimme von dem Werktisch

an das Fenster gezogen worden, und an dem Meister fand der Knabe immer seinen Beschützer.

„Ruhig Blut, Mutter!“ rief er ihr zu. „Laß den Jungen gehen! Wenn er das Seinige gemacht hat, so ist's ja kein Schaden, daß er nachher mit der Lisette spielt. Er paßt gut auf sie auf und sie ist gern bei ihm. Was thut Dir denn der Junge? Schick' ihn nach Hause, wenn er Dir im Wege ist.“

„Im Wege! Im Wege ist er mir nicht! Ich kann nur das dumme Lesen nicht an ihm leiden und —“

„Das wird ein Ende haben, wenn er in die Lehre kommt, und wenn ein Junge Lust hat mehr zu lernen, als sein bloßes Handwerk, das ist auch kein Unglück. Wenn Du ihn missen kannst, schick' ihn herein, er kann für mich ein paar Gänge in die Stadt thun.“

Die Meisterin antwortete nicht, es war ihr, wenn sie sich unnöthig ereifert hatte, recht lieb, daß man ihr dies Handwerk legte, und während sie in das Haus zurückkehrte, gab sie Hermann mit dem Kopfe ein Zeichen, durch die Küche nach der Werkstatt zu gehen, wo er die Aufträge des Meisters empfangen sollte.

Hermann gehorchte, aber nicht mit der Lust, mit welcher er sich sonst jedem Dienste unterzog. Es war Sonnabend, dann hatte die Meisterin im Hause doppelt viel zu schaffen, und Sonnabends mußte er deshalb gewöhnlich

den ganzen Morgen mit dem Kinde spielen, das nie fröhlicher war, als in des Knaben Aufsicht und Gesellschaft.

Er steckte das alte Zeitungsblatt, mit dem er beschäftigt gewesen war, als die Wernerin herausgekommen, in den Winkel hinter den Glühsteinen und wollte sich, als er von dem Meister seine Befehle erhalten hatte, eben auf den Weg machen sie auszurichten, als er sich von einem Kinderstimmchen rufen hörte. Er wendete sich um, Lieschen's blonder Kopf sah zum Fenster heraus und freundlich bat die Kleine: „Ich will mitgehen, Hermann!“

Er sagte, es sei kalt. „Die Großmutter kann mir den Mantel anziehen,“ entgegnete das Kind, „ich habe auch die Pelzkappe und neue Handschuhe.“

„Aber ich muß weit gehen,“ wendete er ein.

„Ich kann auch weit laufen,“ sagte die Kleine.

„Die Großmutter erlaubt's nicht,“ meinte Hermann und blieb doch stehen, weil Lieschen gar so freundlich aussah und ihre rothen Wangen und blauen Augen ihm noch schöner däuchten, als die Gesichter der vier Engel oben neben der Orgel in der Kirche.

„Ich will aber mit,“ wiederholte das Kind, und als der Knabe mit einer entschlossenen Bewegung sich zum Gehen wendete, stieg Lieschen, das nicht gewohnt war auf Widerspruch zu stoßen, plötzlich auf den Fensterkopf

und sagte: „Wenn Du nicht gleich wartest, springe ich herunter und laufe Dir nach!"

„Bleib' da! Bleib' da!" rief der Knabe und war im Augenblick an ihrer Seite. Er war ganz blaß geworden. Es fror ihn mit einem Male und dann wurde ihm heiß, daß ihm die Tropfen auf die Stirn traten. Die Kleine lachte.

„Aha!" sagte sie, „ich komme doch mit!" — Sie sprang von dem Stuhle herab, auf dem sie gestanden hatte, eilte in die Stube, der Großmutter ihr Verlangen kund zu thun, und rief dem Knaben noch aus der Ferne zu, nicht fortzugehen, der gar nichts Besseres verlangte, als auf das Kind zu warten und es mitnehmen zu dürfen, denn sein ganzes Herz hing an dem schönen Kinde.

Seit er selbst auf den Beinen stehen konnte, hatte er seine jüngeren Geschwister in Obacht nehmen müssen. Er hatte gelernt, Kinder zu beschäftigen, mit ihnen zu plaudern und zu spielen, und er hatte seine Brüder und Schwestern auch recht lieb und hatte immer Geduld mit ihnen, wenn schon es ihm kein besonderes Vergnügen machte, sie um sich zu haben. Mit Lieschen war das aber etwas Anderes. Er sah sie so gern, er hörte sie so gern sprechen. Sie war so weiß, war immer reinlich, und sah gerade so aus, wie ihre selige Mutter, die in der guten Stube der Meisterin in einem blaßblauen Kleide

mit einer rothen Rose vor der Brust, gemalt hing. Wenn die gute Stube einmal geöffnet wurde, was nur geschah, um die Fenster zu putzen und die Möbel auszuklopfen, so schlich er immer unvermerkt hinein und rechnete nach, wie lange es dauern würde, bis Lieschen einmal so groß und stark sein würde, wie ihre Mutter, und er dachte, wenn er einmal von der Wanderschaft käme, würde sie wohl ausgewachsen sein.

Er stand auf der Gallerie und wartete. Fragen gehen, ob man ihm die Kleine mitgeben würde, das wollte er nicht gern, und fortgehen, ehe er wußte, ob sie nicht noch käme, das wollte er noch viel weniger. Darüber verging die Zeit. Von der Klosterkirche schlug es neun, das Spielwerk der Uhr spielte ein sanftes Lied. Die Sonne war hoch heraufgekommen, der Storch im Hofe fing an die Stelle zu suchen, welche ihre Strahlen trafen, und sich im Warmen die Flügel zu dehnen und zu putzen. Das Licht fiel hell auf die Thüre, aber Hermann hatte keine Zeit zu verlieren, er fing an zu fürchten, daß er sich zu lange aufgehalten und wollte sich eben entfernen, als aus der sonnenbeleuchteten Thüre Lieschen hervortrat und hinter ihr die Großmutter.

„Nimm das Kind mit!“ sagte sie, „aber paß gut auf Lieschen auf und mach', daß Du zurückkommst. Hast Du auch reine Hände?“

Die Frage that ihm weh, er wußte nicht weshalb. Er lief zum Brunnen, wusch sich in dem kalten Wasser und wischte die Hände, so gut er konnte, an seinen Kleidern ab. Dann nahm er das Kind an der Hand und ging mit ihm von dannen, aber er war nicht so vergnügt als sonst, wenn er die Kleine bei sich hatte.

Ein paar Straßen war er still neben ihr hergegangen und hatte nur nothdürftig ihr fröhliches Geplauder beantwortet, bis sie in die Klosterstraße kamen, in welcher er an dem verwichenen Abend seinen majestätischen Ritt gehalten hatte. Die Erinnerung daran heiterte ihn auf, er erzählte der Kleinen, daß er gestern wieder auf einem großen Pferde gesessen habe, und war eben im besten Zuge, als ihm auf dem Neumarkt einer der Jungen begegnete, die ihm gestern zuerst den Spottnamen gegeben hatten. Kaum wurde dieser Hermann's ansichtig, als er ihm aus der Ferne zurief: „Na! reitender Kesselflicker! gehst Du heut zu Fuß?"

Es war in den Stunden des Wochenmarktes und wieder Leben genug auf dem Platze. Was einmal bei Kindern gewirkt und sie belustigt hat, belustigt sie zum zweitenmal noch mehr, und weil die Jungen gestern ihren Spaß an dem Rufe „reitender Kesselflicker" gehabt hatten, so fanden sie heute ein doppeltes Vergnügen daran, ihn auszustoßen und von allen Ecken erscholl es: „Reitender

Kesselflicker! wo hast Du Dein Pferd? Reitender Kesselflicker! warum gehst Du zu Fuß?" und „reitender Kesselflicker" hier und „reitender Kesselflicker" da.

Hermann war wüthend vor Zorn und Scham. Mit einem Satze wollte er auf den Urheber des ganzen Angriffs losspringen, aber als er es that, fühlte er, daß er die Hand des Kindes loslassen mußte, und mitten auf dem Markte konnte das Kind nicht allein stehen bleiben. Das Blut stieg ihm nach dem Kopfe, daß die Ohren ihm brannten. Er wollte schreien, schimpfen, es schnürte ihm den Hals zu, und dazu hielt das Kind ihn fest angefaßt und fragte halb belustigt, halb geängstigt zu ihm hinaufsehend: „Warum schreien sie so? Bist Du der Kesselflicker?"

„Komm fort, Lieschen! geh' nicht so langsam," sagte er und suchte sie vorwärts zu ziehen, als einer der größten Jungen dicht an seiner Seite ihm wieder den Spottnamen in das Ohr schrie. Seiner selbst nicht mächtig, versetzte Hermann ihm einen Schlag mit der Faust, der Junge erwiederte das, sein Kamerad warf aus der Ferne mit einem Murmelstein, den er in der Tasche gehabt, nach Hermann, und statt diesen zu treffen, flog der Stein Lieschen gegen die Wange, daß das Kind laut aufschrie vor Schmerz und bitterlich zu weinen anfing.

In Nu sahen die Streitenden sich von einer Menschen-

menge umringt. Eine Bürgersfrau gab dem Burschen, der mit dem Steine geworfen hatte, einen Schlag, aber auch Hermann wurde festgehalten und hart angefaßt, während andere Bürgersfrauen das Lieschen, das Enkelkind der Wernerin erkannt hatten, sich der Kleinen bemächtigten und sie nach Hause zur Großmutter zu führen versprachen. Indeß das Kind weinte und schrie und wollte nicht vom Platze gehen ohne Hermann. Erst als dieser wieder zu ihr kam, gelang es die Kleine zu beruhigen, und sich mit beiden Armen an Hermann anklammernd, rief sie ein Mal um das andere: „Komm nach Hause! Sie sollen Dir nichts thun! Sie sollen Dir nichts thun!"

Er war froh, als er sich mit seinem Schützling in der stillen Bischofsstraße befand, und neben Lieschen auf der Erde niederknieend, sich überzeugte, daß ihr nichts geschehen sei. Er trocknete ihr die Thränen, säuberte ihr am Brunnen die Stelle, welche der Stein getroffen hatte, und vermochte die Kleine leicht dahin, seinen Weg weiter mit ihm fortzusetzen. Aber er konnte nicht wie sonst mit ihr plaudern und mit ihr Scherze machen. Das langweilte sie bald und sie fing nun selbst zu plaudern an.

„Heißt Du Kesselflicker?" fragte sie ihn nach einer Weile.

„Nein!" gab er ihr kurz zur Antwort.

Sie war solche Abweisung nicht von ihm gewohnt.

„Warum schreien sie Kesselflicker?" fragte sie noch einmal und fügte dann gleich hinzu: „Warum warfen sie mit dem Stein nach Dir?"

Dem Knaben schnitt es durch das Herz. „Weil ich schlechte Kleider habe," versetzte er bitter.

„Der Großvater hat viele Kleider, der kann Dir Kleider schenken," tröstete das Kind.

„Laß gut sein," sagte Hermann.

„Willst Du keine Kleider haben?" forschte Lieschen, die wie alle Kinder langsam von ihren einmal gefaßten Gedanken loskam.

„Ich werde mir schon Kleider schaffen, wenn ich groß bin," gab er ihr zur Antwort. „Und Dir soll auch Niemand etwas thun, wenn ich nur erst groß bin," sprach er fest und seine Hand preßte dabei unwillkürlich das Händchen der Kleinen, daß sie zu ihm aufsah und zu lachen anfing.

Als Hermann mit dem Kinde nach Hause kam, klopfte ihm das Herz vor Angst. Er fürchtete, Lieschen werde erzählen, was auf dem Markte geschehen, werde klagen, daß ihr der Stein an die Wange geflogen sei, und weil er sicher wußte, daß man ihm in diesem Falle die Kleine nie mehr anvertrauen und daß er einer schweren Strafe nicht entgehen würde, hatte er sich mehrmals versucht gefühlt, sie zu bitten, daß sie davon schweigen möge. Aber

ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn davon zurück, und nachdem er das kleine Mädchen der Großmutter abgeliefert und sich in die Werkstatt begeben hatte, um dem Meister über die gemachten Bestellungen Bericht zu erstatten, erwartete er von Minute zu Minute, daß er gerufen und zur Rechenschaft gezogen werden würde. Indeß es blieb Alles still, der Vormittag ging ruhig vorüber, und als es zwölf Uhr schlug, als Lieschen, wie das alle Tage geschah, dem Großvater melden kam, daß das Essen fertig sei, wendete sie sich schnell zu Hermann hin und sprach leise und mit freundlichem und klugem Blick: „Ich hab' nichts gesagt!"

Dann lief sie hinaus und Hermann — Hermann stand und sah ihr nach, und wischte sich mit der umgekehrten Hand die Thräne aus dem Auge, die ihm plötzlich hineingetreten war, er wußte nicht wie und weshalb. Aber er hätte für das Kind durch's Feuer laufen mögen, und wieder dachte er: „Wenn ich nur erst groß wäre!"

VI.

Der Herr Kandidat hatte Wort gehalten. Hermann besaß seit dem Weihnachtsabend sein erstes großes eignes Buch, denn seine Fibel und seiner Mutter Katechismus

und Bibel hatten bis dahin die ganze Bibliothek der Familie ausgemacht, die nur gelegentlich einmal durch einen vorjährigen Volkskalender einen Zuwachs erhalten hatte.

Mit seinem Buche, voll merkwürdiger Reiseabenteuer und seltsamer Lebensschicksale, war dem Knaben aber eine neue Welt aufgegangen, und seitdem sein Blick von der Sagenwelt der biblischen Vorzeit in den Bereich der nächsten Vergangenheit und der Gegenwart gelenkt ward, wendeten alle seine Gedanken und Wünsche sich in die Zukunft und auf seine eigene Zukunft hin. Mit wahrer Leidenschaft verlangte er danach, schnell heranzuwachsen, um, wie er es nannte, Etwas zu werden, aber trotz seiner Sehnsucht rückten die Tage doch nur in ihrem Gleichmaß vorwärts, langsam die Dinge und die Menschen und ihr Verhältniß zu einander umgestaltend, daß man die Wandlung kaum gewahr wird, bis irgend ein ungewöhnliches Ereigniß es bemerkbar macht, daß sie sich vollzogen hat.

Tage, Wochen, Monate und Jahre gingen hin, und Meister Brückner saß noch immer auf seinem Schemel in der Werkstatt, und der Kandidat kam auch noch alle Tage zu dem Meister und sah nach den Kindern, und die Mutter schaffte und mühte sich wie immer, nur Hermann fehlte in der Wohnung, aber man vermißte ihn nicht, im Gegentheil! Der zweite Sohn war so weit herangewachsen, daß er die Dienste versehen konnte, welche der Bruder

bis dahin im Hause geleistet hatte, und die Eltern waren froh, den Aeltesten nun doch so weit zu haben, daß er in der Lehre und die Zeit zu ermessen war, in welcher er Geselle werden und ganz für sich selber zu sorgen im Stande sein würde.

Er kostete jetzt schon so gut wie gar nichts mehr; denn Herr Werner, der ihn in die Lehre genommen, hatte ihm das Einschreibegeld erlassen, Wohnung und Essen und Trinken hatte er bei seinem Meister, und seine Pathe, die Meisterin, that ab und zu ein Uebriges und half hier und da mit einem Rock des Meisters oder mit sonst einem nöthigen Stücke aus, daß Hermann weit besser als zuvor in Kleidern war und sich wohl hätte auf der Straße sehen lassen können.

Er war aber kein Freund vom Ausgehen nnd hatte mit seinen Altersgenossen wenig Verkehr. Nicht daß er keine Freude daran gehabt hätte, umherzulaufen und sich umzusehen wie die Andern, es fehlte ihm nur dazu die Zeit, denn wenn er abkommen konnte, gab es für ihn nur einen Weg, und der führte ihn zu dem Kandidaten. Je größer Hermann geworden war, um so mehr war seine Liebe für denselben gewachsen, und wenn der Kandidat es Anfangs nur mit Widerstreben geduldet hatte, daß der Knabe ihm mit seinem Buche in seine Wohnung folgte, um von ihm die Aufschlüsse und Erklärungen zu erhalten,

deren er bedurfte, so hatte er sich allmälig doch daran gewöhnt, und Hermann's Wißbegier und Lebhaftigkeit regten Herrn Plattner an, daß er sich erheitert fühlte, wenn der Knabe bei ihm war, der immer Etwas zu erzählen, der immer Gutes zu berichten hatte, weil er achtsam und fröhlich von Natur, an jedem Tage irgend Etwas fand, das ihm Vergnügen machte.

Bald hatte er neue Arbeit bei dem Meister gehabt, zu der man ihn bis dahin nicht zugelassen, bald hatte er fertige Arbeit zu einem Kunden bringen müssen, von dem er ein Trinkgeld erhalten, bald hatte er der Mutter seine paar Spargroschen nach Hause bringen können, die eben jetzt das Geld gut brauchen können und es ihm wieder zu geben versprochen hatte, wenn für ihn eine Anschaffung nöthig sein würde. Heute hatte der Meister große Bestellungen erhalten, ein andermal hatte Hermann viel Geld für den Meister in die königliche Bank zu tragen bekommen, dann ließ die Wernerin ein Schwein schlachten und Hermann bekam davon für seine Eltern etwas geschenkt, und vor Allem gingen die Tage hin und er wurde größer und die Lehrzeit verstrich und die Gesellenzeit mußte doch verstreichen, und wenn er arbeitete und immer arbeitete, so mußte er zuletzt auch Meister werden. Und daß er ein reicher Meister werden wollte, reich wie Herr Werner, und ein Mann bei der Stadt, wie Herr Werner, das

stand bei ihm eben so unumstößlich fest, als daß er weit umher wandern und alle die Länder sehen wollte, von denen in den Büchern zu lesen stand, die er sich nach und nach herbeizuschaffen wußte.

„Was der Mensch will, das kann er!“ sagte Herr Werner, und diese Worte wurden Hermanns Wahlspruch. Er schrieb sie mit seinen schönsten Lettern in das Schreibebuch, das er bei dem Herrn Kandidaten hatte, er schrieb sie noch fester in sein Herz, und weil er gar nicht daran zweifelte, erreichen zu können, was er anstrebte, so glich er beständig dem Wanderer, der sein Ziel vor Augen, der Mühen des Weges nicht achtet.

Da er fleißig und geschickt bei seiner Arbeit, vom Morgen bis zum Abend unverdrossen war und der Wernerin mit jener maschinenmäßigen Regelmäßigkeit, die ihr einst so ärgerlich an ihm gewesen, die häuslichen Hülfsleistungen besorgte, so gab man es zu, daß er Abends, wenn die Werkstatt geschlossen und das Abendbrod gegessen war, eine Stunde fortging, und diese Stunde brachte er meist bei seinem Pathen und Lehrer zu.

Die Begegnung mit dem Geheimrath, welche Hermann einst die Reisebeschreibung eingetragen hatte, war für Herrn Plattner von dauernder und guter Folge gewesen. Er hatte regelmäßige Arbeit und sie schien ihm besser bezahlt zu werden als früher, denn das Feuer fehlte seit

Jahren in den Winterabenden seinem Stübchen nicht mehr, und Sommers und Winters hatte Hermann seinen Unterricht von ihm, d. h. er durfte in des Kandidaten Stube lesen und schreiben, was er wollte, und der Kandidat, der jetzt Bücher geborgt bekommen konnte, so viel er irgend mochte, ließ seinen Schützling an immer neuer Anregung und Belehrung nicht Mangel leiden.

Herr Plattner las und schrieb, und Hermann las und schrieb sich aus den Büchern ab, was er für sich zu behalten wünschte, und außer den kurzen Antworten, welche den Fragen des Schülers folgten, hörte man keinen Laut in dem engen Erkerstübchen. Ein Bett, eine Commode, ein paar Stühle und der große Tisch von weißem Tannenholz, an dem die Beiden saßen, machten das ganze Mobiliar aus. Und doch enthielt das Zimmer Schätze, die zu betrachten Hermann nicht müde werden konnte, wenn er die Augen von seinen Büchern erhob, und die seinen Gedanken eine Richtung gaben, welche ihn abzog von Allem was ihn sonst beschäftigte.

Es hingen zwei Bilder über dem Tische an der sonst kahlen und verräucherten Wand, Bilder, die nicht zu dieser Wohnung gehören konnten. Das eine war nur mit Oblaten angeklebt und mit Wasserfarben gemalt. Es stellte ein Schloß dar, mit vielen Thürmen und sonderbar geformten grünen Kuppeln auf denselben. Das andere

war ein ganz kleines Bild, in einen schmalen goldenen Reif gefaßt, und es schien Licht auszugehen von diesem kleinen Bilde durch das ganze Zimmer, so fremd es sich auch in demselben ausnahm. Es war eine wunderschöne Frau, ganz blaß, ganz jung, mit langen schwarzen Locken und mit großen Augen. Hermann glaubte, daß sie immer nach dem Kandidaten hinblickte, wo er sich auch befand. Sie hatte ein weißes Kleid an und einen breiten goldenen Gürtel mit Edelsteinen zum Schlosse. Um den Hals hatte sie Perlen, und Perlen um die Arme, daß man sie hätte für eine Königin halten mögen, wären ihre Augen nicht so traurig gewesen.

Der Kandidat hatte niemals von den Bildern gesprochen und Hermann hatte niemals gefragt, wo das Schloß gelegen oder wer die schöne Dame sei; denn er dachte, daß des Kandidaten Herz an diesen Bildern hing, und er glaubte, daß derselbe nur deshalb so melancholisch sei, weil er nicht in dem Schlosse und bei der Dame lebe.

Eines Abends hatte Hermann die Geschichte von dem englischen Knaben Richard Whittington gelesen, der sich vor jenen Jahren aus Noth und Elend heraufgearbeitet, Würde und Ansehen erlangt hat und Bürgermeister von London geworden ist. Als er das Buch zuklappte und aufstand, um fortzugehen, sah er sich noch einmal in der kleinen Stube um, sein Blick fiel auf die Bilder, fiel dann

auf das blasse Antlitz und das früh ergraute Haar seines Freundes, und ohne zu bedenken, was er that, rief er im Selbstgespräch: „Unglücklich möchte ich nicht sein!"

Herr Plattner sah verwundert in die Höhe. „Was fällt Dir ein?" sagte er im Tone des Tadels über die unbefugte Störung.

Hätte Hermann irgend ein gleichgültiges Wort ausgestoßen, so würde er nicht für nöthig gehalten haben, sich zu entschuldigen. Er fürchtete jedoch, der Kandidat könnte in seiner Seele gelesen haben, und gleichsam als Erklärung fügte er hinzu: „Ich meine, das könnte ich nicht aushalten, ich hätte nicht die Geduld dazu."

„Wozu?" fragte Herr Plattner.

Die Sache wurde ärger und ärger; aber eben weil er eine unverzagte Natur war, faßte Hermann sich ein Herz und sagte: „Ich hätte keine Geduld, unglücklich zu sein."

Der Kandidat wurde immer aufmerksamer. Er legte die Feder aus der Hand. „Und was wolltest Du machen, wenn ein Unglück über Dich käme?"

Hermann schwieg eine Weile, er traute sich mit seiner Rede nicht heraus, denn er wollte nicht gern etwas sagen, was seinen Beschützer kränken konnte, und doch rief er endlich, als könne er es nicht verschweigen: „Ich ginge dagegen an."

Herr Plattner nahm ihn bei der Hand. „Und wenn es stärker wäre als Du?“

„Dann liefe ich davon,“ versetzte Hermann, „oder —“

„Oder?“ wiederholte der Kandidat und blickte seinem jungen Gefährten forschend in das Auge. Der junge Mensch wurde bestürzt. Die Ahnung, daß Herr Plattner in diesem Augenblicke an sein eigenes Schicksal denke, bemächtigte sich seiner, und mit feinem Verstande und gutem Willen einlenkend, meinte er: „Wenn ich nichts dagegen machen und ihm nicht entfliehen könnte, dann — dann würde ich's mir aus dem Sinne schlagen und gar nicht weiter daran denken.“

„So hüte Dich, daß Du frei bleibest von Schuld,“ versetzte der Kandidat, indem er die Hand seines jungen Gefährten losließ und sich von ihm zu seiner Arbeit wendete.

Hermann blieb auf demselben Fleck stehen. Er sah das Bild der schönen jungen Frau an, er sah den Kandidaten an, dessen Haar an den eingesunkenen Schläfen schon grau geworden war, und er fühlte tiefes Mitleid mit ihm. Er wollte an ihn herantreten, er hatte Lust ihn zu umarmen, aber dergleichen Liebesbezeugungen waren ihm nicht geläufig, weil sie unter den Menschen, unter denen er lebte, nicht vorkamen, und etwas Ungewöhnliches gegen den Herrn Kandidaten zu thun, hielt der Respekt

ihn ab. So ging er endlich von dannen, ohne daß Herr Plattner es beachtete, aber das Erlebte beschäftigte den jungen Mann fort und fort, und immer wieder sagte er sich: „Ich will nicht unglücklich werden, ich will glücklich werden, wie der Meister Werner, und lernen und arbeiten, bis ich's werde!"

VII.

Und Hermann hielt sich mit der Ausführung dieser Vorsätze treulich Wort. Seine Lehrjahre fielen in die Zeit, in welcher die Entwickelung der Gewerbe und die Einführung des Maschinenbaues in Deutschland den großen Aufschwung nahmen. Die ersten bedeutenden Eisenbahnbauten waren eben ausgeführt worden, überall entstanden in Berlin neue Maschinenfabriken, junge, tüchtige Arbeiter fanden leicht ein Unterkommen, und wo Gewerbtreibende, wo Handwerker bei einander waren, deren Arbeit irgend auf eine Weise mit dem Bedarf der neuen Unternehmungen zusammenhing, war von denselben und von den Aussichten die Rede, welche sie dem Handwerker für alle Zukunft eröffneten und sicherten. Der und Jener hatte Aufträge für Eisenbahnen erhalten, der Eine hatte eine Lieferung an Werkzeugen für die Werkstätten der

Bahnhöfe übernommen, der Andere war auf der Eisenbahn in wenig Tagen große Strecken vorwärts gekommen, war in wenig Wochen bis nach England und nach Frankreich gereist, und mit jeder solchen Mittheilung, die gelegentlich vor den Ohren des strebsamen jungen Menschen gemacht wurde, eröffnete sich ihm der Blick in die Welt und die Hoffnung, sich einst in ihr festsetzen zu können.

Es ist aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und gegen das zu rasche Vorwärtsstreben finden sich die Hemmschuhe überall bereit. Wie die Zeit sich auch entfalten, und was so mancher von seinen Bekannten auch dadurch erwerben mochte, Meister Brückner konnte nicht vorwärts kommen. Die Kinder wurden immer größer, die Lebensmittel und das Leben in der sich ausbreitenden Stadt wurden immer theurer, satt werden wollten und mußten sie Alle, und mehr als arbeiten konnte der Meister doch nicht. Wenn auch die Kinder, sobald sich die Gelegenheit dazu ereignete, ein paar Groschen zu verdienen suchten, so verschlug das immer nicht viel, und es war gut, daß der Kandidat nicht mehr alle Tage vorsprach, denn der Mensch wird sorglicher mit den Jahren, und die Meisterin, die doch nicht mehr so bei Kräften war, als in ihren jungen Tagen, plagte sich viel mit dem Gedanken, wie es einmal mit ihr und mit ihrem Manne und mit ihren Kindern werden

würde. Hätte sie das nur in ihrem Herzen behalten, so hätte das noch hingehen mögen, indeß sie konnte nicht verschweigen, was sie drückte, und ein Mann, der redlich seine Schuldigkeit thut, verdient nicht, immer daran erinnert zu werden, daß all' sein emsiger Fleiß nicht die Kraft hat, die Sorgen von seiner Schwelle fern zu halten. Der Vater machte die Kammerthüre zu, wenn die Mutter ihre muthlosen Tage hatte, sie mochte dann auch Niemand um sich leiden, weil, wie sie sagte, die Spinne an der Wand ihr in solchen Zeiten zuwider sein konnte, und die Geschwister hielten sich dann an den ältesten Bruder, der immer etwas Gutes zu erzählen, und wenn gar sonst nichts zu berichten oder kein Hoffnungslicht vorzuhalten war, ihnen doch ein schönes Gedicht herzusagen oder ein Buch zu borgen hatte, das er selbst von einem Andern für ein paar Wochen entliehen hatte.

So erreichten Hermann's Lehrjahre ihr Ende, und er hatte bei seinem Meister schon zwei Jahre als Geselle gearbeitet, da kam die Zeit heran, sich auf die Wanderschaft zu machen. Es war mitten im Sommer und das Wetter sehr schön und warm. Er hatte von Kindheit auf immer nur an's Wandern gedacht, und nun er auf dem Punkte stand, es ausführen zu können, war all' seine Lust dazu verschwunden.

Die Werkstatt war bereits geschlossen, die andern Ge-

sellen waren ihrer Wege gegangen, der Meister war im Bürgerverein. Oben in Hermanns Bodenkammer lag der neue Anzug, den er bei der Freisprechung getragen hatte, sein Ränzel lag daneben, er hatte Alles beisammen, was ihm nöthig war, und die Wernerin selber hatte ihm eine Beisteuer zu seiner Ausrüstung gegeben, weil er, wie sie eingestand, ein fleißiger Mensch sei und weil sie wußte, daß er in den letzten Jahren jeden Heller, den er erübrigen können, nach Hause getragen hatte.

Die Wernerin saß auf ihrer Gallerie und hatte es sich bequem gemacht. Sie hatte die Piquémütze abgenommen und das Halstuch gelüftet, daß die schwere goldene Kette zu sehen war, die sie schon seit Jahren für alle Tage um den Hals trug. Beide Füße waren gleich sauber mit weißen Strümpfen und schwarzen Schuhen bekleidet, denn in den heißen Sommertagen hatte sie das böse Reißen nicht, und obschon sie einen großen Korb voll Salat neben sich hatte, den sie selber putzte, konnte man es ihren fetten weißen Händen wohl anmerken, daß sie keine schwere Arbeit zu machen brauchte.

Man sah, daß es ihr recht wohl war, und Allem, was sie umgab, war derselbe Stempel des Behagens aufgedrückt. Der Papagei stieg gemächlich in seinem Bauer umher und knupperte an seinem Zucker, der Kanarienvogel hatte frische Salatblätter bekommen, die Bäume und die Laube

waren grün, und weil Lisette die Rosen so gern mochte, hatte der Meister einige schöne Rosenstöcke in dem Hofe einpflanzen lassen, die in voller Blüthe standen. Der Rabe und der Storch schritten so ernsthaft in dem Hofe umher wie sonst, und Hermann sollte nun fort auf die Wanderschaft.

Er saß, wie das Abends geschah, wenn er nicht zu dem Kandidaten ging, unten im Hofe und hatte ein Buch bei sich. Schon seit drei Jahren war ein anderer Lehrling dazugekommen, der die Hausarbeiten als Jüngster übernehmen mußte, und seit Hermann Geselle geworden, hatte er natürlich keine Hand mehr dabei angelegt. Heute aber, als die Sonne so hell auf die weiße Wand des Nachbarhauses schien und oben der blaue Himmel, so weit man ihn zwischen den Dächern sehen konnte, überall leichtes, blaues Gewölk zeigte, und die Rosen so dufteten, konnte er gar nicht lesen. Er sah die Wernerin an und dachte an all' das Gute, das sie ihm gethan, und ob sie denn auch noch so dasitzen würde, wenn er einmal von der Wanderschaft heimkäme. Es fiel ihm ein, wie klein er gewesen, als er zuerst als Laufjunge in ihren Dienst getreten, wie schwer die Arbeit ihm damals geworden, und wie oft sie ihn gescholten und gepufft hatte, und er mußte darüber lachen, daß ihm also geschehen, denn er war jetzt ein großer, starker Mensch, der in seinem zwanzigsten

Jahre stand, und er wußte, daß er sich sehen lassen konnte.

Der Storch und der Rabe und der Papagei und der Kanarienvogel waren nicht gewachsen, die waren gerade wie vor Jahren, nur er war gewachsen, und Lisette war groß geworden, aber gerade heute war sie nicht da.

Er hätte gewünscht, daß sie heute zu Hause geblieben wäre. Sie war beinahe vierzehn Jahre alt, und sie sah noch älter aus, weil sie so kräftig war. Den Engelsköpfen an der Orgel glich sie jetzt nicht mehr, auch ihrer Mutter ähnelte sie jetzt nicht. Sie hatte etwas ganz Besonderes in Miene und in Blick. Wenn sie Einem in das Auge schaute, so meinte man, sie sähe durch und durch bis in's Herz, und wenn sie etwas sagte, mußte man es ihr auf's Wort glauben. Die Großeltern ließen ihr in Allem den Willen, weil sie so vernünftig war, und in der Schule hielten Lehrer und Kinder gleich viel auf sie. Es kamen auch oft ganz vornehme Mädchen zu ihr zum Besuch und die gute Stube wurde dann aufgemacht, die Wernerin zog sich wie eine reiche Frau an, und keiner von den Gesellen und Lehrlingen durfte sich dann blicken lassen. Selbst wenn Einer von ihnen Lisette Abends nach Hause holen ging, mußten sie sich anziehen wie am Sonntage, um ihr in dem fremden Hause keine Schande zu machen.

Hermann hatte sie oftmals nach Hause geholt, aber er dachte heute zum ersten Male daran, daß er in seinen Arbeitskleidern nicht einmal für gut genug gehalten würde, den Bedienten Lisettens vorzustellen, und er hatte doch so oft mit ihr gespielt, er hatte sie doch so lieb gehabt. Es dünkte ihn, als sei er schon hundert Meilen von ihr entfernt, als lägen zwischen dem heutigen Mittag, an dem er sie bei Tische gesehen hatte, und zwischen diesem Abend, an dem er sie vermißte, viele lange Jahre.

Wo ist die Zeit hin, fragte er sich, in der mich so sehr danach verlangte, erwachsen zu sein? Nun bin ich erwachsen, und ich wollte, ich wäre wieder der Junge in den elenden Kleidern, dem sie Spottnamen nachriefen, und der hier im Hofe die Steine schichtete und das Küchenholz klein schlug.

Der Block stand dort auf der alten Stelle, das Beil lag daneben, die Thüre des Holzstalles stand offen, die Hühner gingen darin aus und ein. Hier werde ich auch kein Holz mehr schlagen, dachte er, und plötzlich stand er auf, legte sein Buch auf den Ständer der Gallerie, ging nach dem Holzstall, holte sich einen tüchtigen Korb voll Holz heraus und begann es zu spalten, mit einer Lust und mit einem Eifer, die ihm das Herz erfrischten, denn das Thun ist stets ein Mittel gegen das Erleiden.

Der Ton der Axt machte die Wernerin aufmerksam

auf ihn. Sie schüttelte den Kopf, als sie gewahrte, was er vorhatte.

„Was fällt Dir denn wieder ein, Hermann?“ fragte sie ihn.

Er sagte, er hätte gern noch einmal seine alte Arbeit machen wollen.

„Unsinn!“ rief die Wernerin und rückte sich die weißgescheuerte Holzbank unter dem schwachen Fuß zurück. „Hat schon je Einer einen Menschen gesehen, der Holz hackt zum Vergnügen! Sitze still, wenn Du nichts Besseres zu thun hast, Du wirst noch Wegs genug unter die Beine bekommen, bis Du einmal wieder hier an Ort und Stelle bist!“

Er konnte es aber nicht lassen, er mußte die Arbeit erst zu Ende machen, es kam ihm überhaupt vor, als würde hier Alles fehlen, wenn er nicht mehr dabei sei. Die Jugend hat das schöne Vorrecht sich noch für unentbehrlich zu halten, weil sie noch nicht oft genug erfahren hat, wie leicht die Wellen des täglichen Lebens über der Stelle zusammenschlagen, auf der durch die Entfernung eines Menschen eine Lücke zu entstehen scheint.

Er hielt sich alle seine bisherigen Obliegenheiten vor, alle die kleinen Dienste, die er freiwillig geleistet hatte. Die Eltern, die Geschwister, der Kandidat fielen ihm der Reihe nach ein, und dazwischen dachte er an die Pfeifen

des Meister Werner, die er immer noch rein gemacht, und an die Blumenstöcke, die er für Lisette geschnitzt, und an die Wallnüsse, die er in diesem Herbste nicht mehr abnehmen helfen konnte. Während dessen schlug es neun Uhr vom Kirchthurm. Die Wernerin hatte die Füße lang vor sich ausgestreckt und die Hände über den Leib gefaltet. Hermann wußte nicht, ob sie wache oder schlafe. Der Meister mußte nun auch bald zu Hause kommen, und es war Zeit, Lisette abzuholen, die weit unten in der Stralauer Straße auf Besuch geladen war.

„Frau Wernerin!“ rief er, auf die Gefahr sie zu erwecken, „wer wird denn die Lisette abholen gehen?“

„Willst Du heute Alles thun?“ fragte sie spottend. „Du denkst, nun geht's in Einem hin und Du bist's los.“

Er achtete auf diesen Spott nicht. „Soll ich gehen?“ fragte er.

„Nein!“ versetzte sie sehr bestimmt, und eine Weile blieb es still.

Wenn die Wernerin wollte, hörte sie das Gras wachsen, und sie wußte die Leute zu nehmen und zurecht zu setzen, wie wenig Andere es verstanden. Sie ließ Hermann ruhig sitzen, eine geraume Zeit, bis es ganz dunkel im Hofe wurde. Dann sagte sie mit einem Male: „Einer ist doch wie der Andere! Erst, wenn man sie in's Haus bekommt, da denken sie Wunder wie schwer sie's haben,

und denken, der Meister verlangt zu viel und mit der Meisterin ist nicht auszukommen, und wenn nachher die Zeit um ist, dann möchten sie Dies thun und Jenes thun, und das Herz ist ihnen schwer und sie denken, sie könnten's nicht vergessen und fänden es nicht wieder so gut. Aber so wie Du hat schon Mancher hier gesessen! Das geht und kommt, und ist Einer das Wandern und Wechseln erst gewohnt, da lacht er darüber, daß er einmal so schwer vom Fleck fortgekonnt hat."

Wenn man einem Menschen, der ein Besonderes zu empfinden glaubt, plötzlich bemerkt, daß er nur ein ganz Gewöhnliches erlebe, so ernüchtert man ihn und demüthigt ihn zugleich, und Hermann hatte auf die Rede der Meisterin nur die Antwort: „Ich denke heute nur immer, ob denn auch noch Alles hier so sein wird, wenn ich wieder einmal hier vorkommen sollte."

„Ih, Gott bewahre!" rief die Meisterin, die immer munterer zu werden schien. „Heute und morgen wirst Du ja nicht wiederkommen, und in vier oder fünf Jahren muß hier ein junger Meister sein. Für Nichts und wieder Nichts hat der Meister das Grundstück vor dem Thore nicht gekauft. Wir wollen uns auch einmal zur Ruhe setzen, und ein Mädchen, das nicht Vater, nicht Mutter hat, wie die Lisette, das muß je eher je lieber einen Mann bekommen, damit es nicht einsam und ver-

lassen dasteht in der Welt, wenn wir Beide einmal die Augen zumachen."

Dagegen war nichts zu sagen. Es war Alles wahr und richtig. Hermann hatte sich oft genug vorgestellt, daß es so kommen werde, kommen müsse; zu Hause redeten sie immer in derselben Weise davon, aber es klang ihm heute, da die Meisterin es aussprach, widerwärtig und unglaublich zu gleicher Zeit. Er sagte nichts dazu — was hätte er auch sagen sollen. Er bot der Meisterin eine gute Nacht. Sie sagte, obschon so Etwas sonst gar nicht ihre Art war: „Schlaf' Dich nur noch satt, so lange Du hier bist, unterwegs bekommst Du solche Betten wie bei uns gewiß nicht wieder."

Sie war sehr zufrieden mit sich, als er schweigend nach seiner Kammer ging. „Käme er nicht bald fort," dachte sie, „so hätte ich ihm anders gedient. Aber das kommt von dem Lesen und Schreiben her; ohne das hätte er den großen Nagel nicht im Kopfe. Der wird ihm auf der Wanderschaft schon ausgetrieben werden."

VIII.

Am Montag sollte Hermann seine Wanderschaft beginnen, der Sonntag gehörte noch ganz ihm selbst. Früh

am Vormittage ging er in die Wohnung seiner Eltern. Die Mutter war in die Kirche gegangen, die Schwestern nähten zu Hause, der Bruder war bei dem Vater in der Lehre und arbeitete trotz des Feiertags mit ihm, und Hermann sah gleich, daß es in den letzten Tagen nicht ganz friedlich zu Hause gewesen sein mußte, denn der Vater hatte sich verbarrikadirt, und saß für sich allein, wie er das nannte.

Das hatte er sonst wohl auch gethan, aber es war immer kein gutes Zeichen gewesen. Wenn ihm früher der Kinderlärm und die Unruhe einmal zu groß geworden waren, so hatte er eine alte Kiste aus der Kammer herbeigezogen und seinen Schemel darauf gesetzt, daß er höher saß als auf einem Schneidertische, und sich erhaben fühlte über all das kleine Treiben neben und um ihn her. Die Gewohnheit hatte er beibehalten, nur daß er sie jetzt nicht mehr der kleinen Kinder wegen zur Ausführung brachte, und da der Mensch von den Vorstellungen abhängig ist, die er selbst sich von den Ereignissen seines täglichen Lebens bildet, so fühlte Meister Brückner sich gleich befreit, wenn er den Gedanken faßte, sich durch Absonderung von den Seinen zu befreien. Er sah schon wieder ganz munter aus, als der Sohn mit der Frage: „Nun, Vater, wie geht's?" an ihn heran trat.

„Gut geht's, Junge, gut geht's!" versetzte der Vater.

„Wenn Du erst draußen auf der Wanderschaft sein wirst, so wirst Du erfahren, wie dem Menschen gleich anders zu Muthe wird, wenn er auf die Berge kommt. Bin ich erst hier oben auf meinem Berge, dann frage ich nach nichts und schlage mir alle Sorgen aus dem Sinn, die die Mutter sich Sonntags immer erst wegpredigen lassen muß. Mein Vater ist in die Siebenzig gekommen, und als er nicht weiter gekonnt hat, haben wir ihm geholfen, der Bruder Bäcker und ich, und unter siebenzig Jahren gehe ich auch nicht davon, und wenn ich nicht mehr arbeiten kann, so seid Ihr ja da! Du hast's ja so von klein an vorgehabt, ein reicher Mann zu werden, und der Kerl bist Du danach, einer reichen Meisterstochter in die Augen zu stechen!"

„Es soll wohl auch ohne das gehen," meinte Hermann, während ihm doch das Blut zu Kopfe stieg. „Nun ich ein Jahr Geselle gewesen bin und besser Bescheid weiß mit den Dingen, weiß ich auch, was ich zu thun habe. Mein Sinn ist auf die Mechanik und auf die feinen Maschinen gerichtet, die haben schon Manchen vorwärts gebracht und sollen mich auch vorwärts bringen. Ich gehe gerades Weges nach Hamburg. Habe ich dort so viel zusammengebracht, daß ich die Ueberfahrt bezahlen kann, so mache ich mich auf nach England. In Manchester geht es unserem früheren Werkführer sehr gut. Er hat

mich neulich erst grüßen lassen, und bin ich einmal drüben, so brauchen sie dort Arbeiter so gut wie hier."

„Also," sagte der Vater, „mit den Geschichten von damals ist's nichts mehr? Zum Halle'schen Thor hinaus nach der Wüste wird nicht mehr gelaufen?" — Er gefiel sich darin, den Sohn an die Tage zu erinnern, in welchen er noch ein Kind und von dem Vater abhängig und dieser ihm überlegen gewesen war, denn es mochte ihm wohl die Ahnung kommen, daß die Zeit für immer vorüber sei.

„Ich sage nicht nein, wenn von der Wüste die Rede ist. Ich möchte die alten heißen Länder doch einmal sehen, und von England kommt man wohl am ehesten dazu!" versetzte der Sohn.

Der Meister schlug mit kräftigem Schlage ein paar Zwecken ein und sah dann gegen das Fenster empor. „Wie die Kerle sich wundern!" rief er lachend; „wundert Euch aber nur immer darauf los!"

„Von wem sprechen Sie, Vater?" fragte der Sohn.

„Sieh Dir 'mal die Spatzen an! Die kommen Jahr ein, Jahr aus hier an meine Fenster und kennen mich so gut, wie ich sie, und die sind so klug, daß sie wissen, was es auf sich hat, wenn ich hier oben sitze. Sie haben dann einen ganz aparten Ton; es klingt immer, als riefen sie: komm 'rauf! komm 'rauf! und dann fliegen sie in die

Höhe, als wollten sie zeigen, wie gut der's hat, dem Niemand nach kann. Ich glaub's ganz fest, daß alle Thiere Verstand und ihre Sprache haben, und daß sie klüger sind als wir, denn sie lernen uns verstehen, wir sie nicht! — Wie willst Du denn fertig werden mit dem Englischen in dem fremden Lande?"

Der Sohn kannte den Vater. Wenn er seinen Gedanken und Träumen in so abspringender Weise Worte gab, wenn er von dem Nächsten auf das Fernste und dann wieder zu dem eigentlichen Gegenstande seiner Sorge überging, war er immer sehr gerührt und deshalb bemüht, sich seine Bewegung fortzuscherzen, und Hermann selber blickte mit Wehmuth auf das treue graue Haupt, auf die arbeitsgefurchte unermüdliche Hand seines Vaters hin. Alle Tage seiner Kindheit gingen an ihm vorüber, alle Sorge, die der Vater für ihn getragen, erfüllte ihn mit Liebe und Dankbarkeit, und er hatte noch etwas auf dem Herzen, das er ihm zu sagen hatte, und woran er dachte und dachte, während sie bald von Diesem bald von Jenem sprachen, und was er ihm doch nur sagen konnte, wenn Niemand sonst es hörte.

Endlich entfernten die Schwestern sich eine nach der andern und endlich wurde auch der Bruder fortgeschickt, ein Paar eben fertig gewordene, frisch eingewichste Stiefel noch rasch zu einem Kunden fortzutragen. Nun konnte es

geschehen, nun mußte es geschehen; und Hermann ging und setzte sich auf den Schemel, auf welchem sein Bruder sonst saß, und sah zu dem Vater auf seinen Berg hinauf, wie er zu ihm hinaufgeblickt als kleiner Knabe, da der Vater ihm noch groß, sehr groß erschienen war, und das Gefühl knabenhafter Scheu und Ehrfurcht kam wieder über ihn. Er überlegte hin und her und sagte zuletzt: „Der Mutter ist's recht zu gönnen, daß sie sich guten Muth in der Kirche holt, sie ist von Jahr zu Jahr verzagter geworden. Sie vergißt immer, daß Eltern mehr als vier eigene Arme haben, wenn sie Kinder haben, und ich hab's ihr doch bewiesen, so gut ich konnte."

„Was?" fragte der Vater.

„Daß ich mehr erwerben kann, als ich brauche," entgegnete Hermann. „Wenn sie sich gar zu viel Gedanken machte, bin ich eingesprungen, und dann war sie für eine Weile auch beruhigt, nur daß sie nicht lange vorzuhalten pflegten — das Bischen Geld und das Bischen Beruhigung."

Er war froh, daß er so weit gekommen war und es ausgesprochen hatte, daß er der Mutter oftmals schon Geld gegeben, und daß sie's angenommen. Nun konnte er, da der Vater nichts dagegen eingewendet, schon mit leichterm Herzen vorwärts gehen. „Vorigen Winter und im letzten Frühjahr, als wir auf Stück arbeiteten, weil

es so sehr pressirte, haben wir sehr guten Verdienst gehabt."

„Ih, das glaub' ich! Die Meister sagten's ja selbst, daß es flott ging dazumal," meinte der Vater. „Da hättest Du Dir nun was zurücklegen sollen für die Wanderschaft."

„Das hab' ich auch gethan," fiel der Sohn rasch ein. „Ich habe für ein gut Ende Weges das Fortkommen bei mir in der Tasche; aber," fügte er lebhafter hinzu, „allzuviel muß man nicht bei sich tragen, weil man's doch einbüßen kann auf die eine oder die andere Art. Hier sind noch einundzwanzig Thaler" — er griff in die Tasche, holte ein weißes, sauber zusammengefaltetes Papier heraus, in dem er das Geld eingewickelt hatte, und legte es vor den Vater auf den Tisch hin — „hier sind einundzwanzig Thaler, die möchte ich zu Hause lassen, Vater! Und wenn die Arbeit einmal nicht recht geht und die Mutter macht sich zu viel Gedanken, so nehmen Sie davon und geben Sie's ihr, wie sie's gerade braucht. Bis es zu Ende ist, kann ich wohl wieder einmal was Neues schicken."

Hermann trocknete sich die Stirn, nun war's ihm leicht um's Herz, nun war's herunter. Der Vater hielt den alten Stiefel, an dem er den neuen Absatz aufschlug, zwischen den Knieen fest und schlug die Arme über die

Brust zusammen. So sah er den Sohn eine Weile an. Dann fragte er: „Warum giebst Du's ihr denn nicht selbst?"

Der Sohn zuckte die Schultern. „Ich dachte, wenn's so ab und zu käme, heute ein paar Groschen und nächstens wieder ein paar, so hielte die Freude länger vor, und wenn Sie's ihr geben könnten, daß sie glaubte, es käme von Ihnen, Vater, so behielte sie bessern Muth und Sie brauchten sich nicht auf den Berg zu begeben, mit dem Sie noch einmal ein Unglück haben werden, denn die alte Kiste ist halbwegs aus den Fugen. Kommen Sie lieber herunter! Der Teufel hat oft sein Spiel. Wenn Sie heute ein Unglück hätten, könnten Sie mir morgen nicht einmal das Geleite geben."

Der Meister ließ den Stiefel und das Werkzeug fallen, der Sohn bückte sich, es aufzuheben, und als der Vater heruntergestiegen war, legte er dem Sohne die Hand auf die Schulter. „Wenn's Dir einmal nicht glückt in der Welt und nicht gut geht," sagte er, „so hat Gott im Himmel kein Einsehen mehr!" — Damit steckte er das Geld fort und es war nicht mehr davon die Rede, aber sie sahen Beide hell aus, wie das Wetter draußen, der Vater und der Sohn; Hermann fing selber an zu glauben, daß die Vögel etwas von dem Thun und Sprechen der Menschen verstehen müßten, denn die Spatzen flogen

in ihrer Lustigkeit und Freude ihnen fast in das Zimmer herein. Und als die Mutter aus der Kirche kam und sah, daß der Vater vom Berge herniedergestiegen, war sie dessen herzlich froh, und es war ein guter, friedensvoller Sonntag, den man in des Schusters Wohnung verlebte.

IX.

Hermann hatte sich bei dem Herrn Kandidaten für den Nachmittag angesagt, sie wollten noch einmal zusammen spazieren gehen. Das war an Sonntagen öfter vorgekommen, seit es dem Herrn Kandidaten besser ging und er sich einen neuen Anzug angeschafft hatte, mit dem er sich vor den Leuten sehen lassen konnte. Und doch hätte er zu seinen Spaziergängen den neuen Anzug gar nicht nöthig gehabt, denn er vermied die Orte, an denen er Menschen fand, und wenn sie sich zusammen auf den Weg machten, so gingen sie rasch durch die Stadt, schlugen dann den ersten besten Feldweg ein und suchten das Ufer der Spree oder sonst ein Wasser zu erreichen; denn wenn er am Wasser war, ging ihm das Herz auf, das Wasser war seine Sehnsucht und sein Element. In der Einsamkeit am Wasser da konnte er sprechen, in der Stadt und unter den Menschen in den Straßen versagte dem Kandidaten das Wort.

Draußen vor der Stadt, wo die Spree sich zwischen grünem Wiesenlande hinzieht und hier und da eine Weide am Wasser steht oder ein kleiner Erlenbusch die Fläche unterbricht, war Alles still. Die Schwalben schossen leicht über das Wasser hin, ein paar Störche stiegen bedächtig in den Wiesen umher, mit ruhigem Auge ihre Beute suchend. An einer Stelle, nicht fern vom Wasserrande, lag ein gefällter Weidenstamm. Auf diesen setzte sich Herr Plattner nieder, Hermann nahm an seiner Seite Platz und der Kandidat schaute, wie das seine Art war, lange und unverwandten Auges in das Wasser, bis er sich aufrichtete und zu Hermann sagte: „Du hast mich oft darauf angeblickt, wenn ich so vor dem Wasser saß, hast Dir wohl auch Deine Gedanken darüber gemacht, was ich an dem Wasser habe, und nun Du fortgehst, kann ich es Dir sagen: das Wasser hat mich am Leben erhalten, und das war doch gut um Deinetwillen!"

„Ja, gewiß war's gut!" rief Hermann, „aber ich wußte nicht, daß Sie das Wasser für sich so heilsam glaubten."

„Heilsam!" wiederholte der Kandidat, „heilsam war es mir! ja, heilsam ganz und gar. Wenn ich mich einsam am Wasser befand, wenn ich hinabsah in die dunkle Tiefe, die so viel verbergen kann, und so ruhig hinfließt über Alles, was sie verborgen hat, daß kein Auge es mehr sieht, dann sagte ich mir: Du brauchst nur zu wollen und in

einem Augenblicke ist Alles vorüber, in einem Augenblicke drückt dich nichts mehr, bist du frei! Frei von Schmerz, frei von Rückerinnerung, frei von den bösen Träumen, die dich quälen, frei von Reue! von Reue, die das Gift des Lebens ist! Und diese Möglichkeit der Freiheit ließ mich ausharren, ausharren um Deinetwillen, merk' Dir's wohl, um Deinetwillen!"

Der Kandidat sprach das in einer Weise, wie Hermann noch nie einen Menschen reden gehört hatte. Es war feierlicher als des Predigers Wort, das von der Kanzel her zu der Gemeinde spricht, es war die Offenbarung einer Seele an die andere.

„Herr Kandidat!" rief Hermann, dem sich das Herz zusammenkrampfte bei der Vorstellung, auf welcher Grenzscheide das Leben seines Lehrers und Freundes oft gestanden hatte, „Herr Kandidat, Sie werden doch nicht —"

„Nein!" versetzte Plattner, „ich werde mein Leben nicht enden, ehe es von selber endet, denn ich weiß jetzt, daß man noch zu Etwas nütze sein kann auf der Erde, wenn man lange die Lust verloren hat, auf ihr zu wandeln. Aber warum sollte ich Dir's verbergen, da Du Mann genug geworden bist es zu hören? Als ich Deinem Vater und Deiner Mutter zuerst begegnete vor jenen langen Jahren, da war ich auf dem Wege auszuführen, was der Mensch nicht ausführen soll; denn er ist eine Kraft im

Weltall und jede bewußte Kraft muß aufgebraucht werden bis an ihr Ende."

Hermann hatte unwillkürlich sein Gesicht in seine Hände verborgen, er wollte nicht sehen lassen, was in ihm vorging, aber es litt ihn nicht zu schweigen, und mit der Freiheit, welche seine vorgeschrittene Bildung und sein vorgeschrittenes Alter ihm gewährten, seinen Arm um die Schulter des Kandidaten legend, sagte er: „Warum verzagten Sie denn so sehr am Leben? was drängte Sie zum Tode hin?"

Der Kandidat antwortete nicht gleich. Sein Blick hing schweigend und finster an dem Boden, dann schlug er plötzlich das Auge zu dem jungen Mann empor und sprach: „Du hast einmal gesagt: ich möchte nicht unglücklich sein! Dies Knabenwort ist mir damals tief in's Herz gedrungen, und ich habe Dir geantwortet: so hüte Dich vor Schuld! — Denn es hat eine Zeit gegeben, in der auch ich dachte: ich möchte nicht unglücklich sein! in der ich glaubte, ich könne es niemals werden, in der ich mich für den Glücklichsten der Menschen hielt, und in der ich es beinahe vergessen hatte, daß kein Glück von Dauer ist, welches auf dem Boden der Sünde erwächst." — Er hielt wieder inne und sagte dann fast klanglos: „Sie brach auch schnell genug zusammen, die schöne Welt, und sie hat viel, viel begraben und verschüttet in ihrem Sturz."

Hermann bezwang sich nicht länger, er mußte viel, er mußte Alles wissen. „Wo war das?" fragte er, „in dem Schlosse mit den grünen Kuppelthürmen?"

Der Kandidat sah ihn an, als habe Jener ein Zauberwort gesprochen, das ihm die Lippen löse. „Wer hat Dir das gesagt?" rief er, und sein Gesicht durchflogen die Schatten der widersprechendsten Empfindungen. „Wer hat Dir das gesagt?"

„Ich dachte mir, das müßte wohl das Schloß sein, in dem Sie einst gelebt in Rußland," versetzte Hermann.

„Ja! das ist das Schloß!" bedeutete der Kandidat, und halb zu seinem jungen Gefährten, halb zu sich selber redend, sagte er in Rückerinnerung versunken: „Zweiunddreißig Jahre war ich alt, als ich es zuerst betrat. Die Sonne lag heiß über seinen Kuppeln, die goldenen Spitzen funkelten in ihrem Licht. In dem großen Saal zu ebener Erde empfing mich Fürst Michael. Er hatte seinen Sohn an der Hand, der schön war, wie ich kein Kind gesehen, denn er sah aus wie sie, wie die Mutter. Ich war fast dreiviertel Jahr in dem Schlosse, als sie zurückkehrte. Man hatte geglaubt, sie litte an der Brust, und man hatte Heilung für sie von einem deutschen Arzte gehofft, unter dessen Behandlung sie in Deutschland gelebt. Wie ihr Bild sie zeigt, so erblickte ich sie zum ersten Male. Es waren Gäste geladen aus der Gouvernementsstadt, ich

hatte ihr den Knaben beim Nachtisch in den Saal zu führen. Man fand ihn fortgeschritten, körperlich und geistig gekräftigt und entwickelt, und sie sagte mir das. Sie sagte: ‚Er ist mein einziges Gut, und seit ich Ihre Briefe über meinen Alexander erhalten hatte, konnte ich es besser ertragen, allein und fern von ihm zu leben. Ich wußte ihn wohl aufgehoben in Ihrer Huth!‘

„Ich sah sie alle Tage, ich konnte es bald bemerken, daß sie wahr gesprochen hatte. Sie lebte nur für ihren Sohn, der Fürst war ihr ein Fremder und er liebte sie nicht. Er hatte nur eine Leidenschaft, die Eitelkeit. Er lebte nicht für sich, er empfand, er erwarb, er existirte nur für und durch die Meinung und den Beifall seiner Umgebung. Er wollte die höchsten Orden, er wollte die schönsten Pferde, das schönste Schloß, die ersten Kunstwerke haben, er wollte das schönste Weib besitzen und Vera mußte die reichsten Kleider tragen und einen Schmuck, den die Frauen ihr beneideten. Was sie selber wünschte, was sie glücklich machen konnte, das bekümmerte ihn nicht. Er hatte, was er wollte, sie mochte sehen, wie sie mit sich fertig wurde.“

Es flog ein bitteres Lächeln über die eingesunkenen Züge des Kandidaten, und doch sah er in diesem Augenblick anders, jünger, stolzer aus, als Hermann ihn je gekannt hatte. Er hob den Kopf empor, sein Auge sank

nicht wie sonst gedrückt hernieder. Hermann hütete sich zu reden, da Jener schwieg; er mochte die Erinnerungen seines Freundes nicht unterbrechen, der nach einer Weile weiter zu erzählen anhob:

„Sie war ein halbes Kind gewesen, als man sie aus dem Kloster nahm, um sie dem Fürsten zu verbinden, und ohne Ahnung ihres Werthes, ohne Kenntniß ihres Herzens war sie in die Welt getreten; man hatte sie auch nicht so unterrichtet, daß es ihr leicht geworden wäre, sich fortzubilden, sich zu entwickeln. Ihr Aufenthalt in Deutschland, ihr Verkehr mit bedeutenden Menschen hatten ihre Wißbegier erregt. Sie hatte einsehen lernen, was ihr fehlte und was sie besaß. Mehr noch als ihr Sohn wurde sie meine Schülerin. Sie lernte das Deutsche von mir, ich weihte sie ein in den Geist unserer Sprache, ich lehrte sie unsere Dichter, unsere Denker kennen und lieben. Jenes Gedicht von Schiller, dessen Bruchstück Du einst als Knabe gefunden, die Theilung der Erde, die ich Dir und den Deinen damals auf Deine Bitte vorgesprochen, das waren die ersten deutschen Verse, die sie gelernt. Von ihren Lippen hatte ich jenes Gedicht vernommen. Die Verschiedenheit meiner Zustände war schlagend und ergriff mich gewaltig. Ihr freutet Euch und konntet nicht wissen, was an dem Abend in mir vorging.

„Alles, was sich ihr nahte, hing ihr mit Liebe an,

und ich liebte sie auch, ich liebte sie mit allen meinen Kräften. Jahre lang bewahrte ich dies Geheimniß in meiner Brust. Ein unbewachter Augenblick entriß es mir, und dieser Augenblick entschied über meine Zukunft. Meine Liebe ward erwidert, alle meine Vorsätze, all' mein Pflichtgefühl sanken vor der Gewißheit in ein Nichts zusammen. Ich genoß fünf Jahre eines berauschenden, sinnverwirrenden Glückes, wir vergaßen Alles, unsere Pflicht, das Gesetz und die Welt um uns her.

„Der junge Fürst war inzwischen sechszehn Jahre alt geworden und hatte sich, wie es in jenen Regionen der Fall ist, schnell und früh entwickelt. Er hing an seiner Mutter und an mir mit großer Liebe, aber er war auch seinem Vater sehr ergeben, der ihn mehr und mehr an sich zu fesseln wußte. Fürst Michael war ein leidenschaftlicher Jäger, sein Sohn theilte diese Neigung. Eines Tages war der Fürst mit seinen Gästen auf die Jagd gefahren und hatte den Sohn mit sich genommen. Wir waren allein, die Fürstin und ich; das schöne Wetter lockte uns hinaus. Wir wußten, nach welcher Seite hin der Fürst gefahren war und machten uns auf der entgegengesetzten Seite auf den Weg. Die Fürstin liebte es, sich dem Gedanken hinzugeben, wie glücklich sie sein könnte, wenn sie mir einst, nachdem ich die Erziehung ihres Sohnes vollendet haben würde, in meine Heimath folgen und

dort in dem entlegensten Orte, unter fremdem Namen neben mir leben könnte. Oftmals hatte sie den Plan zur Flucht mit mir durchdacht, und als wir so einsam selbander uns weiter und weiter von dem Schlosse entfernten, als wir durch die Stille des Wiesenlandes dahinschritten, tauchten jene Träume und Wünsche, so unausführbar sie auch waren, doch wieder als Spiel der Phantasie in uns empor, daß wir uns darin versenkten und uns darin gefielen, uns als Wanderer oder Pilger zu betrachten, welche sich auf dem Wege zu jenem ersehnten Ziele befänden. Die Sonne stand hoch am Himmel, der scheidende Sommer hatte die schmalen Wiesengründe vor dem nahen Walde, dessen letzte einzelne Erlenpartien sich bis an das Ufer erstreckten, noch einmal mit zahllosen Blumen geschmückt, daß sie wie ein Teppich anzusehen waren. Am Rande des Flusses blühte das Schilf, die braunen, glatthaarigen Dolden standen auf den grünen Stengeln hoch empor, die Weiden glänzten silbern, wo die Sonne ihre Blätter traf. Kein Laut war zu hören außer dem Sang der Lerche und dem Schwirren der Insekten. Hier und da sprang ein Fisch aus dem Wasser hervor, als wolle er auch sein Theil an Licht und Wärme haben, und wir standen am Wasser und schauten auf seinen schnellen Strom, und ich sagte: ‚Der geht, wohin auch wir gern gingen!‘

„Sie hatte ihren Arm um meinen Nacken gelegt, ich führte sie voll reiner Freude an meiner Seite. Plötzlich fiel aus dem größten der Erlenbüsche ein Schuß, und in demselben Augenblicke stürzte sie lautlos neben mir zu Boden, daß ihr Antlitz in den Fluß hinabsank. Ich sprang empor, ich wollte sie erheben, der junge Fürst war schon an meiner Seite. ‚Flieh! flieh!‘ rief er außer sich und athemlos, und warf sich zwischen mich und seinen Vater, dessen Rohr auf mich gerichtet war — aber der Tod, den ich ersehnte, wurde mir nicht zu Theil.“

Der Kandidat machte eine Pause, Hermann athmete kaum vor Spannung. „Und wie entkamen Sie?“ fragte er endlich.

Der Kandidat sah empor und blickte ihn an, als habe er Hermanns Gegenwart ganz und gar vergessen. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Wie ich entkam?“ — und noch einmal hielt er inne. „Wie ich entkam?“ nahm er dann das Wort, „ich weiß es selber kaum. Die Gäste hatten den Fürsten umringt, man mußte ihn entwaffnet haben. Ich hörte die Ausbrüche seiner Verzweiflung, seiner Wuth, ich sah, wie der Bruder der Fürstin, wie ihr Sohn die Leiche emporhoben und wie Alexander, als man sie wieder zur Erde legte, mit einem Schmerzensschrei auf sie herniedersank. Ich wollte zu ihr, ich wollte mein Leben enden in dem Flusse, der

mein letztes Glück zurückgespiegelt, man führte mich fort, um mich der Rache ihres Gatten, um ihm meinen Anblick zu entziehen. Man band mir die Hände. Auf einem der Jagdwagen, die inzwischen herbeigekommen waren, brachte man mich nach dem Schlosse des Grafen Stephan, des Bruders der Gemordeten. Spät am Abend kam der junge Fürst zu mir. Die letzten Stunden hatten ihn um Jahre gereift. Er war blaß wie ein Todter, er sah seiner Mutter ähnlicher denn je.

„‚Mein Vater will Ihren Tod!‘ sagte er tonlos, ‚aber es ist des Unglücks hier genug geschehen. Mein Onkel und ich wünschen Sie zu retten, um die Ehre unseres Hauses und den Namen meiner Mutter nicht Preis zu geben. Unsere Freunde haben uns ihr Wort verpfändet, unsere Leute müssen schweigen. Man wird sagen, das Gewehr meines Vaters habe sich zufällig entladen und meine Mutter sei dadurch getödtet worden. Mein Vater wird sich, ich hoffe es, bewegen lassen, mit mir in's Ausland zu gehen. Auf diese Weise wird Ihre Entfernung nicht bemerkt und das Geheimniß nicht verrathen werden. Unten steht ein Fuhrwerk bereit, es wird Sie noch in dieser Nacht zur Kreisstadt bringen. Suchen Sie die Grenze so bald als möglich zu erreichen und hüten Sie sich, meinem Vater zu begegnen. Der Schuß, der mir die Mutter nahm, war Ihnen bestimmt. Leben Sie wohl!‘

„Er entfernte sich; auf mir lastete es wie Verdammniß. Schwerer als Alles, was ich seit den letzten Stunden erlebt, so grausenhaft es auch gewesen, war mir das Gericht, das mein Zögling in diesem Augenblick über mich hielt. Ich hatte ihn geliebt, wie einen Sohn, er hatte voll Vertrauen und voll Verehrung zu mir emporgesehen, und seine Liebe für seine Mutter war der reinste Cultus seines Herzens gewesen. Das Alles hatte ich vernichtet. Dem Jünglinge, dessen Seele ich zu bilden, zu erheben übernommen, den ich auf den Pfad der Sittlichkeit und Pflichterfüllung führen sollen, dem Jünglinge hatte ich mit einem Schlage den Glauben an die eigene Mutter und an den Mann geraubt, der ihm ein Vorbild sein sollen. Er war noch unglücklicher als ich, er mußte enttäuscht und ohne Glauben den Weg in's Leben gehen. Rein wie meine Liebe zu seiner Mutter auch gewesen, war sie ein Verbrechen vor Gott und vor den Menschen, denn die Fürstin war eines Andern Weib.

„Ich sah, daß der junge Fürst zaudernd an der Thüre stehen blieb und rief seinen Namen. Er flog auf mich zu, wir sanken einander weinend in die Arme und schieden wortlos für immer."

Der Kandidat seufzte tief. „Was nun noch folgt," sagte er mit ganz verändertem Tone, „ist kaum der Erwähnung werth. Am andern Morgen befand ich mich in

der Kreisstadt, acht Tage später betrat ich die deutsche Erde wieder, ein armer, und was schlimmer ist, ein hoffnungsloser Mann. Die Baarschaft, welche ich bei mir getragen, hatte eben hingereicht, mich bis nach Deutschland zu bringen; ein Pack Banknoten, welche ich, von der Hand des jungen Fürsten an mich adressirt, in dem Fuhrwerk des Grafen vorgefunden, hatte ich an ihn zurückgesendet. Ich hatte nichts mit mir genommen, als ihr Bild, das ich auf meinem Herzen trug, und meine Erinnerungen, meine Schmerzen, meine Reue. Ich hatte keine Wünsche mehr, und kaum weiß ich selber, was mich damals abhielt, mein Leben zu beenden, oder weshalb ich es zu fristen suchte. Ich hatte keine Blutsverwandten, meinen früheren Lebensgenossen mochte ich nicht begegnen, meine theologische Laufbahn zu verfolgen, hielt mein Bewußtsein mich ab. Ich hatte das Recht zu lehren für alle Zeiten verscherzt, ich durfte die Kanzel, den Katheder nicht besteigen, ohne eine Sünde wider den heiligen Geist zu begehen. So kam ich zu dem Broderwerb, den ich jetzt übe, so fand Dein Vater mich, so fand ich Euch, und ahnte es nicht, daß Du, der Knabe, den ich mit hartem Urtheil wider mich, einst aus der Taufe hob, mir zum Befreier, zum Erhalter werden solltest."

„Ich?" rief Hermann, und die hellen Thränen traten

ihm in die Augen, „ich? was habe ich denn je für Sie gethan?"

Der Kandidat sah ihn lange nachdenklich an. „Reue und Buße besänftigen die Qualen des Gewissens nicht. Sie sind Erleidnisse; die Sünde aber ist eine That und sie bedarf der Thaten zu ihrer Sühne. Ich hatte Verzweiflung und Unglauben in das Herz des jungen Fürstensohnes gesäet, ich wollte Liebe, Vertrauen und Lebensmuth in Dir entzünden. Es war viel Glück, es war ein Leben zerstört durch meine Schuld, ich wollte einem Menschen die Möglichkeit bereiten, sich sein Glück zu suchen — und ich werde leben bleiben, um zu sehen, ob mein guter Wille seine Früchte an Dir trägt. Wenn Du Dich rein erhältst von Schuld, wenn Du ein Ziel erreichst, das zu erreichen Dir ohne mich vielleicht nicht möglich gewesen sein würde, dann ist's gut! Dann bin ich erlöst!"

Er erhob sich, ehe Hermann ihm eine Entgegnung oder gar eine Zusage hätte machen können, und ohne ein Wort mehr zu sprechen, schlug er den Heimweg ein.

In ihre Gedanken versunken erreichten sie die Stadt. Vor dem Hause, in welchem der Kandidat wohnte, blieben sie stehen. Herr Plattner hielt dem jungen Gesellen die Hand hin. „Lebe wohl und sei glücklich!" sagte er. „Bedenke, daß Du geweiht, daß Du in ein schweres Schicksa

hinein verflochten bist, und hilf mir, mich aus seinem Banne zu befreien. Lebe wohl!"

X.

Meister Brückner hatte darauf bestanden, daß Hermann am Montag auf die Wanderschaft gehen sollte, denn er wolle sich, sagte er, mit seiner Begleitung wieder einmal nach langer Zeit ein Extravergnügen, einen richtigen blauen Montag machen, damit die arme Seele dann wieder Ruhe und Lust zur Arbeit habe. Der Meister war immer der Meinung, daß man die Woche über weit besser still sitze, wenn man am Montag Kopf und Beinen etwas Ordentliches zugemuthet habe.

Um Mittag stand Hermann fix und fertig. Da er etwas auf sich hielt, hatte er sich gut ausstaffirt für seine Reise. Er wollte, wo er immer hinkam, zeigen, daß er guter Leute Kind und ein Mensch sei, der Etwas vor sich gebracht habe. Er hatte einen guten Sommerrock an, eine hübsch ausgenähte Blouse darüber. An dem schönen Leibriem hing ihm die lederne Feldflasche, das leichte Tuch unter dem zurückgeschlagenen Hemdekragen, der graue Filzhut waren neu gekauft. Neu gekauft war auch das lederne Ränzel, in dem er seinen Sonntagsanzug, die

schwarze Hose, den schwarzen Frack und die Reservestiefel nebst seiner Wäsche und seinen Bürsten trug, und er legte sein Gepäck bei Seite, als er zum letzten Male an seines einstigen Lehrherrn Tisch ging.

Der Meister und die Meisterin saßen in der Mitte wie sonst, der Werkführer hatte seinen Platz neben dem Meister, Lisette den ihren neben der Großmutter, so war es immer gewesen, so war's auch heute. Das gewohnte Montagsgericht stand auf dem Tische, es hatte Hermann immer gut geschmeckt, nur heute wollte es ihm nicht munden. Er konnte es gar nicht hinunterbringen, er hatte keinen Hunger und auch Lisette mußte heute den gewohnten Appetit nicht mit zu Tische gebracht haben, denn sie berührte die gebotene Speise kaum und die Meisterin, die sonst immer mit ihr beschäftigt war und auf Alles Obacht gab, was sie that und machte, schien es heute gar nicht zu bemerken, wie still und wie verändert ihr Großkind sich betrug.

Es war Hermann ordentlich wohl, als man vom Tische aufstand und er Lisette nicht mehr anzusehen brauchte. Sie sah blaß aus, als wenn sie krank werden müßte, den Mund hatte sie ganz fest zusammengezogen, ihre Augen waren so groß und mit den großen Augen sah sie ihn immer an, als hätte sie ihn noch nie zuvor gesehen, oder als hätte sie ihn Etwas zu fragen.

Um ein Uhr sollte er vor seines Vaters Thüre sein, von da wollten die Andern ihn abholen kommen. Um drei Viertel ging er hinaus in die Gallerie, wo sein Ränzel und sein Hut auf den alten Glühsteinen lagen. Er hob das Ränzel auf die Schulter, es kam ihm mit einem Male so schwer vor, daß es ihm die Brust bedrückte, als er's sich zurecht rücken wollte, und er hatte doch sonst nie das Geringste auf der Brust gespürt. Er rückte an dem Ränzel hin und her, endlich saß es fest. Er nahm darauf den Stock mit der eisenbeschlagenen Spitze und den Hut in die Hand und trat vor den Meister hin, gab ihm die Hand und dankte ihm für all' das Gute, das er von ihm genossen hatte, und dankte auch der Meisterin; und er sprach das Alles sehr fest aus, denn er war ein Mann und wollte doch nicht weinen, wenn schon es ihn gewaltig im Halse schnürte. Der Meister schüttelte ihm die Hand und klopfte ihm auf die Schulter.

„Halte Dich brav und laß von Dir hören!" sagte er. „Du hast hier Deine Schuldigkeit gethan. Schreib' bald einmal, und wegen der Eltern mache Dir keine Sorgen, wir werden nach ihnen sehen. Und nun mach', daß Du fortkommst!"

Frau Wernerin gab ihm auch die Hand, aber sie sagte nicht, daß er schreiben sollte, sie paßte auf Lisette auf, der plötzlich die dicken Thränen aus den Augen rannen. Ehe

noch Hermann sich ihr nahen konnte, ging das Mädchen auf ihn zu und bot ihm Lebewohl. Sie konnte vor Schluchzen kaum sprechen. „Adieu!" sagte sie, „nimm das Buch mit, wenn Du nicht da bist, mag ich nicht darin lesen. Nimm's mit! Adieu!"

Sie lief fort, Hermann wendete sich ab, seine Thränen zu verbergen; er wollte still sein, wollte nichts sagen, aber er konnte es nicht lassen, und obschon die Großeltern auf der Gallerie standen, rief er der Enteilenden zu: „Vergiß mich nicht!"

„Du mich auch nicht!" erwiderte sie, und er ging von dannen, trauriger und glücklicher, als er sich je gefühlt.

Der Meister blickte seine Frau an. „Was war denn das?" fragte er.

„Ja, was war das?" wiederholte seine Frau; „nun ist's zu spät zum Verwundern. Aber Ihr Männer, Ihr seht nichts mit Euren sehenden Augen. Seit Jahr und Tag hab' ich's Dir gesagt, schaff' den Hermann aus dem Hause, aber Du hast nicht hören und nicht glauben wollen —"

„Hättest Du Dich nur einmal vernünftig darüber ausgelassen, weshalb Du ihn forthaben wolltest, und daß es der Lisette wegen sei —", meinte der Meister, der, seit er im Magistrate saß und alle seine Ehrenämter neben

seinem Geschäft zu verwalten hatte, sich im Uebrigen auf seine Frau verließ.

„Hätte ich es Dir gesagt," versetzte die Meisterin, „Du wärest im Stande gewesen, Etwas daraus zu machen."

„Wandern und die Welt sehen muß er natürlich," sprach der Meister, der, seit er in die Jahre gekommen, nur immer gütiger und ruhiger geworden war. „Wandern muß er," wiederholte er, als überlege er die Sache mit sich selbst, und er hatte sich dazu eigens auf der Bank in der Gallerie niedergesetzt.

Seine Frau schüttelte den Kopf, daß das fette Unterkinn ihr wackelte, und die beringten Hände über den Leib faltend, rief sie: „Da haben wir's! Aber laß Du solche Redensarten nur vor dem dummen Dinge, vor der Lisette hören, und dann paß auf, was daraus werden wird."

„Was kann daraus werden, als ein Paar?" fragte der Meister gelassen.

„Und das wäre Dir recht? Das wäre Dir ganz recht und schön?" rief die Meisterin, die immer eifriger wurde.

„Was sollte mir daran nicht recht sein?" meinte Herr Werner. „Er ist ein schöner, braver, kerngesunder Junge, er versteht seine Sache, wird sich mehr und mehr vervollkommnen, und wenn er Meister wird, und die Lisette ihn

nehmen mag, nun so hast Du ja, was Du willst, und wir können uns zur Ruhe setzen."

Die Meisterin schlug die Hände zusammen und der Pantoffel flog ihr bei der ärgerlichen Bewegung von dem kranken Fuße ab, der ihr jetzt eben wieder geschwollen war, so daß der Schuh nicht fest saß. „Werner!" rief sie, „wenn ich Dich begreife! Nein! aber wenn ich das begreife! Also dazu sollen wir gearbeitet haben und gespart und uns geplagt, bis Du jetzt in die Sechsziger gekommen; darum bist Du Kirchenvorsteher geworden und Schützenkönig und sitzest im Magistrat mit all' den reichen und angesehenen Leuten, und hast Deine schönen Grundstücke und das schöne Kapital und die gute Kundschaft, damit unser einziges Enkel hier stecken bleiben soll in der engen Gasse als Meistersfrau und ganz von vorn anfangen soll wie wir?"

„Warum denn nicht? Aber nur nicht heftig!" begütigte Herr Werner, „und immer hübsch bei der Wahrheit geblieben! Von vorne anzufangen braucht ja Niemand, der eine reiche Frau bekommt; und da Vorrede keine Nachrede macht, so schlage Dir Deine Grillen mit der vornehmen Heirath für die Lisette ein für allemal, aber auch ein für allemal aus dem Sinn. Wenn ich" — er sah sich nach allen Seiten um, ehe er weiter sprach — „wenn ich ein reicher Mann geworden bin, so will ich mein Ver-

gnügen davon auf meine alten Tage haben, und es nicht einem Andern bereiten. Ich will das Kind meiner Tochter für mich haben und bei mir behalten, und Lisette und ich sollen in ihrem Manne einen Mann nach unserm Herzen haben. Sie soll keinen armseligen Beamten oder gar einen verhungerten adeligen Lieutenant heirathen. Das ist gut für die Juden, die sich ihrer Arbeit und ihrer Herkunft schämen und sich am liebsten selber adeln lassen, als könnte der Bürger mit seinem ehrlichen Namen nicht eben so gut vor Gott und Menschen bestehen. Ich bin armer Leute Kind so gut wie Du —"

„Mein Gott! Werner, wer streitet Dir das denn ab?" unterbrach ihn die Frau, die nicht wünschte, daß der Meister sich zu sehr in diese Gedanken vertiefte, von denen er dann nur um so schwerer abzubringen war. „Wer streitet Dir das denn ab, daß Du Dich vor Niemandem zu biegen und zu bücken brauchst! Aber wenn man doch so weit vorwärts gekommen ist für sein eigen Theil, so will man doch auch weiter fort und höher hinauf."

„Ah so!" rief Herr Werner, „nun versteh ich's! Höher hinauf! Das heißt bis hier oben hinauf in das erste Stockwerk, bis zu der Frau Stadtgerichtsräthin und ihrem Sohn aus erster Ehe, dem Junker mit dem blonden Schnurrbart, der nichts ist und nie was anderes werden wird, als eine Last für seinen Stiefvater und eine Plage

für seine Mutter. Also darum die große Freundschaft mit der Frau Stadtgerichtsräthin und darum all' das Gethue mit der Lisette!"

Die Wernerin wollte ihm immer in die Rede fallen, er litt es aber nicht; denn wie er Herr über seine Leute war, so war er es auch über seine Frau. Sie merkte, daß es für sie jetzt das Gerathenste sei, zu schweigen, und obschon ihr das Herz voll war und die Worte ihr bis auf die Lippen gingen, ließ sie ihnen nicht den Lauf. Das Blut siedete ihr, es war ihr heiß, daß sie die Haube vom Kopfe nahm und nach Luft schnappen mußte, wie ein Fisch auf dem Trocknen; aber sie rückte sich fest in dem Winkel auf der Bank zurecht, wickelte ihre rothen Arme in die Schürze ein und blieb so in sich abgeschlossen sitzen, nur leise mit dem kranken Fuß auf und nieder tretend, als müßten ihr Aerger und ihre Bewegung sich doch an irgend einem Punkte ihren Ausdruck suchen.

Der Meister betrachtete sie eine ganze Weile. Er schien sein Vergnügen an ihrem unterdrückten Zorn zu haben, aber je mehr sie dies gewahrte und sich von ihm abwendete, um so gutmüthiger wurden seine Mienen, bis er endlich ernst und doch freundlich zugleich, sich zu ihr wendend, ihr einen Schlag auf die Schulter gab.

„Christel," sprach er, „gieb Dir keine Mühe, Du richtest damit, das könntest Du wohl wissen, bei mir nichts

aus. Ob's der Hermann ist oder sonst ein Anderer, soll mir gleich sein. Aber ich bin alt geworden als Berliner Bürger und Meister und als mein eigner Herr, und nur Einer, der wie ich ein ehrlicher Bürger und sein eigner Herr ist, soll die Lisette haben. Das merk' Dir und das bringe ihr auch bei Zeiten bei, wenn sie's ja vergessen sollte, obschon sie mir nicht danach aussieht."

Er ging fort, um nach seinen Leuten zu sehen. Lisette ließ sich nicht blicken, und weil auf diese Weise keine Menschenseele da war, an der die Meisterin ihren Aerger hätte auslassen können, so jagte sie den alten dicken Kater von dem Platze fort, auf welchem er sich behaglich sonnte, und nahm ihrem Papagei den Zucker aus dem Bauer. „Will so ein Thier alles nach seinem Gusto haben," sagte sie, „will so ein Thier es besser haben als der Mensch!"

Sie trug ihn lieber mit seinem Bauer gleich in die Stube, und sie ging auch selber hinein, um zu sehen, ob nicht irgend etwas anders war, als sie's erwartete und wollte; denn daß heute Alles verkehrt gehen würde, das nahm sie zuversichtlich an.

Während dessen war Hermann schon längst zum Thore hinaus. Drei von seinen Kameraden waren mit ihm gegangen, und der Vater, der ebenfalls dabei war, schritt als der Munterste einher. Er hatte den langen blauen Rock angezogen und den runden Hut vor Vergnügen ganz

schief auf's Ohr gesetzt. Es war ihm lange nicht so wohl geworden, auszugehen, ohne seine Frau und seine Töchter, ohne den Korb mit dem Weißbrod und dem gemahlenen Kaffee. Er hatte sich auch die alte Feldflasche vorgesucht und sie über die Schulter gehängt, sobald er zum Thore hinaus war, denn in der Stadt würde es sich für ihn, der Meister und Bürger war, nicht gepaßt haben. Aber draußen ging ihm das Herz auf. Er faßte seinen Sohn unter dem Arm, er erzählte von seiner Wanderschaft, von dem Feldzuge und von der Zeit, in welcher er in der Festung gesessen hatte, und er war es, der die lustigsten Wanderlieder sang, die muntersten Schnurren zum Besten gab. Er hatte sich's schon lange vorgenommen wieder einmal eine andere Stadt zu sehen, als das alte Berlin, und so wanderte er zu Fuße mit, bis sie nach Spandau kamen. Dort wollte er einen Bekannten besuchen, den er seit Jahren nicht gesprochen hatte, denn der Meister Schneider kam eben so wenig aus seiner Werkstatt heraus, als Meister Brückner, und in Spandau wollte er dann Etwas darauf gehen lassen und die zwei Meilen mit einem der Stellwagen zurückfahren, welche zwischen der Hauptstadt und der Festung Spandau gehen.

Hermann hatte aber nicht vor, in Spandau einzukehren, sondern wollte gleich weiter fortgehen bis Nauen, und als sie daher in die Gegend kamen, wo die Chaussee

abbiegt und links sich die weite, sandige Fläche nach den Pichelsbergen hinzieht, blieb Hermann plötzlich stehen. Er war den ganzen Nachmittag zu keiner rechten Lustigkeit gekommen, das hatten die Kameraden ihm angemerkt, wenn er sich auch lustig gestellt hatte. Nun wurden seine Mienen völlig ernsthaft. Er gab dem Vater die Hand und sagte: „Adieu, Vater! es muß doch einmal geschieden sein, und hier geht's nach der Stadt ab. Wenn Sie weiter mitkommen, verspäten Sie sich am Ende, kommen nicht mehr mit dem Wagen fort und zu Hause machen sie sich darüber Gedanken."

Der Vater war betroffen. Er hatte in seinem Vergnügen an dem Wandern und an dem Singen mit den jungen Burschen, es ganz und gar vergessen, daß er nur auf den Beinen war, um seinem Sohn das Geleit in die Fremde zu geben, nun fiel ihm der Abschied schwer auf's Herz. Es zuckte in dem alten, runzligen Gesicht auf und nieder. Er wollte sprechen, um nicht zu weinen, aber was ihm zu sagen einfiel, hätte ihn erst recht zum Weinen gebracht, wenn er's ausgesprochen hätte, und es schickte sich doch nicht, daß ein gewanderter Mann, und vollends ein gedienter Soldat, der die Feldzüge mitgemacht hatte, zu weinen anfing, weil sein Sohn, ein großer, starker Mensch, der sich auf seine Beine und auf seine Fäuste verlassen konnte, endlich auch einmal in die Welt ging.

Und doch war und blieb's ihm weh und wunderlich um's Herz. Es ging ihm wie Tags zuvor, die Rührung kam über ihn. Er konnte sich's nicht verhehlen, der Sohn war ihm überlegen in diesem und jenem Punkte, und zumeist darin, daß er einen festeren Sinn und einen ernsteren Charakter hatte, wie das jetzt unter den jungen Leuten oftmals vorkam. Er dachte nicht an das Bierhaus, er machte sich keinen blauen Montag, er hatte auch mehr vor sich gebracht, als der Vater in jungen Jahren es gethan. Aber ein Vater muß doch immer Vater bleiben und sein Kind nicht über sich stellen, dachte er, und weil er gestern seinen Spaß mit ihm gehabt und sich an der alten Geschichte von der Wüstenwanderung erheitert hatte, so dachte er auch jetzt daran, was der Hermann einmal für ein dummer Junge gewesen sei, und wie er ihn so zum Besten gehabt und ihn einmal so schwer gekränkt und verspottet habe mit seiner Wanderschaft nach der Wüste. Mitten in seinem Herzeleid mußte er darüber noch heute lachen, und froh nur erst wieder lachen zu können, gab er dem Sohne einen tüchtigen Schlag auf den Rücken und rief: „Na, siehst Du, Hermann, da bist Du ja auch gerade davor; da hast Du gleich die blanke, baare Wüste mit dem knietiefen Sande! Nu, nur wacker drauf los und mach', daß Du durchkommst. Hinter Hamburg kommst Du gleich an's Meer. Ich bin auch einmal bis heran

gewesen, aber zu Schiffe gehen — Gott bewahre! dazu hätte mich kein Mensch gebracht. Ich muß festen Boden unter den Füßen haben, und auf dem Wasser reißt auch Keiner seine Stiefel ab, da ist für den Schuster nichts zu holen."

Er hatte damit seine volle gute Laune wieder gewonnen, Sohn und Vater umarmten einander herzlich, die Kameraden schüttelten dem Scheidenden die Hand, und als Hermann von ihnen ging und sich nach einigen Schritten noch einmal grüßend nach ihnen umwendete, da stand der Vater, seinen Hut lustig schwenkend, zwischen den drei jungen Leuten und war der Erste, der in der Freude an seines Sohnes rüstigem Schritt das Lied anstimmte, dessen muntere Klänge den Scheidenden noch eine ganze Strecke begleiteten:

Welche Lust, aus enger Stadt
In die weite Welt hinaus marschiren!
Und zumal, wer nichts daheime hat,
Kann gewinnen viel und nichts verlieren.
Darum, Bruder mein,
Laß uns lustig sein!
Auf die Wanderschaft laßt uns marschiren,
Unser Glück, unser Glück,
Unser Glücke draußen zu probiren!

XI.

Nahezu zehn Jahre waren verflossen seit Hermann von Berlin geschieden. Er war viel herumgekommen in der Welt, hatte in Hamburg und in England gearbeitet, war dann wieder in Deutschland gewesen, um seiner Militärpflicht nachzukommen, und hatte die Eltern besucht und den Herrn Plattner wiedergesehen, ehe er nach Manchester zurückkehrte, wo er unter der Leitung seines alten Bekannten von seinem Handwerk abgegangen war und sich ganz auf die Mechanik und auf die Zusammensetzung von Agrikulturmaschinen verlegt hatte.

Herr Werner und die Seinen waren aber nicht zu Hause gewesen, als Hermann sich die acht Tage in Berlin aufgehalten. Sie waren, die Großeltern und die Enkeltochter, damals sammt und sonders nach Teplitz gereist, weil die Schmerzen in dem Bein der Wernerin seit Jahren Winters immer ärger wurden, und da Herr Werner schon lange nicht mehr selbst in seinem Geschäft arbeitete, sondern es, seit er vor das Thor in sein Landhaus hinaus gezogen war, von seinem Werkführer auf seine Rechnung betreiben ließ, so hatte er gedacht, er könne seine Frau so gut wie jeder Andere eine Badekur gebrauchen lassen und sich nebenher die Welt einmal besehen und Lisetten die Welt zeigen, damit sie doch auch wisse, wie es draußen aussehe.

Hermann hatte damals viel zu hören bekommen von dem prachtvollen Garten, den Herr Werner sich angelegt, von dem schönen Wagen mit den beiden starken Braunen, die er hielt, von der Wernerin, die ihre Hauskleidung nur noch des Morgens trug und am Tage in den feinsten wollenen und seidenen Kleidern, in Hauben mit schweren weißen Bändern einherging. Aber man hatte es den Werner's auch nachgerühmt, daß sie ihre alten Nachbarn und Gevattern nicht vergessen hätten, daß sie gar nicht stolz geworden wären, und daß zu Weihnachten noch immer ein großer Gänsebraten und sonst auch dies und das für Brückner's abgeliefert würde.

Hermann hatte zu dem Allen geschwiegen und war nicht vergnügter dadurch geworden. Er war auch eines Morgens hinausgegangen vor das Thor und hatte sich das Landhaus angesehen, das gar nicht mehr wiederzuerkennen war, so viel hatte der Meister darauf verwendet; und war dann still nach Hause gegangen zu Herrn Plattner, bei dem er wohnte, und wenig Tage darauf war er wieder nach England abgereist. Kein Mensch hatte es von ihm erfahren, was ihm die ganze Zeit auf dem Herzen gelegen und wie schwer er mit sich gekämpft.

Er hatte etwas vor sich gebracht, er konnte, wenn er nur gesund blieb, auch darauf rechnen, einmal zur Selbstständigkeit, und wenn das Glück ihm beistand, auch zu

Vermögen zu kommen. Aber der Weg von der Besitzlosigkeit zum Wohlstand ist sehr mühevoll und weit. Er hatte ihn noch ganz und gar zurückzulegen, denn die Militärjahre hatten ihn aus aller seiner Arbeit und aus seinem Fortschritt herausgerissen, und Mutter und Schwester hatten ihm erzählt, wie schön die Lisette geworden sei und daß man sie bald mit diesem, bald mit jenem reichen jungen Manne verlobt nenne. Er konnte sich das Alles selber sagen und selber denken, es wunderte ihn nur, daß sie nicht schon verheirathet war, denn sie hatte mit vierzehn Jahren wie ein erwachsenes Frauenzimmer ausgesehen und nun mußte sie ihr achtzehntes Jahr beinahe vollendet haben.

Es blieb ihm all' die Tage sehr weh um's Herz und der Sinn war ihm verdüstert. Er führte das kleine Buch immer mit sich, das Lisette ihm einst beim Scheiden gegeben. Es war der erste Band von Schiller's Gedichten, in einer jener alten Nachdrucksausgaben, denen man vor Jahren noch häufig bei den Büchertrödlern begegnete. Bei einem Trödler hatte er es auch gekauft, als er noch ein Lehrjunge und Lisette ein Kind gewesen war, und er hatte ihr oft daraus vorgelesen, wenn er in den Feierstunden auf dem Hofe saß und die Kleine sich aus Langeweile zu ihm fand. Später, als sie groß wurde und in die Schule ging, hatte sie die Gedichte von ihm geborgt, um sie aus-

wendig zu lernen, und er hatte ihr die Lektionen überhört, weil der Großvater dazu die Zeit nicht hatte, und weil Hermann es besser verstand als die Großmutter, der das Lesen in fremden Büchern nicht so von Statten ging. So waren sie neben einander erwachsen, Hermann und Lisette, und in einander verwachsen, und die Schiller'schen Gedichte waren jedem von ihnen nach seinem Verständniß in das Leben und in das Herz hineingewachsen, und Hermann hatte, als er zuerst fortgegangen war, es wohl begriffen, daß sie dieselben nicht ohne ihn lesen mochte. Aber wie lange war das her, und wie viel konnte und mußte sich geändert haben seit jenen Tagen!

Es hatte ihn immer getröstet und ermuthigt, daß Lisette ihm nur das erste Bändchen mitgegeben und das andere für sich behalten; denn die beiden Bände mußten doch wieder einmal zusammenkommen, weil sie zu einander gehörten. Das abgegriffene Buch war ihm ein Talisman gewesen und ein Hoffnungszeichen, ein Pfand der Liebe und des Glücks — aber was half ihm das jetzt?

In dem schönen Hause, in welchem Lisette wohnte, hätte man ein solch' altes, schlechtes Buch wohl längst auf die Seite geworfen, und wie sehr es ihn auch drängte, ihr zu schreiben und ihr das Bändchen zu senden, das ihn bis dahin nicht verlassen hatte — er konnte es nicht über sich gewinnen. Bald fürchtete er, sie könne lachen, wenn

sie das Buch erblicke, bald dachte er, es sei noch Hoffnung für ihn da, so lange es in seinen Händen bleibe — und hoffen muß der Mensch, wenn er die rechte Kraft zum Handeln haben soll.

Mit weit schwererem Herzen, als er einst von Berlin gegangen war, verließ er es nach seiner ersten Heimkehr, und nur ein paar Mal in jedem Jahre hörten die Eltern von ihm, wenn er ihnen zum Weihnachtsfeste Etwas schickte, oder an den Herrn Plattner schrieb. Es kamen auch wenig gute Nachrichten von Berlin zu ihm nach England. Die Eltern wurden älter und älter, die Arbeitskraft nahm ab, die Kraft zum heiteren Entbehren ebenfalls. Die Kinder, die freilich alle ihr Brod erwerben konnten, halfen nach und halfen aus, indeß es saß von ihnen Allen Keiner noch im Vollen, und auf den Aeltesten richteten die Augen und die Hoffnungen sich darum doch zumeist. Herr Plattner, der noch älter als der Meister Brückner war, konnte bei Licht auch nicht mehr so viel schreiben, er klagte aber niemals, und von dem Werner'schen Hause erfuhr Hermann fast nichts.

Nur einmal, bald nachdem er in Berlin gewesen war, schrieb ihm seine Schwester, daß sie Lisetten auf der Straße getroffen habe und diese sie nach ihrem Ergehen und nach Hermann gefragt habe. Auf die Erzählung, daß er zu Hause gewesen, sei Lisette böse geworden. Sie hatte sich

aber doch erkundigt, wie er ausgesehen habe und wo er hingegangen und was er vorgehabt, und hatte zuletzt gemeint, die Schwester möge ihm schreiben: Feder und Tinte wären dazu erfunden, daß man Nachricht von sich gebe, und es sei nicht hübsch von ihrem Bruder, daß er nicht gewartet habe, bis sein alter Meister wieder nach Hause gekommen sei.

Darauf hatte Hermann einmal von Manchester aus an den Herrn Werner einen Brief gerichtet, aber der Brief war nicht beantwortet worden, und nur das hörte der junge Mann, daß Lisette seinen Schwestern je nach ihrem Können Arbeit gab, und einmal schrieb ihm der Herr Kandidat, daß Fräulein Werner ihn habe kommen lassen, um von ihm Unterricht im Englischen zu nehmen, was sehr zu verwundern sei, da es ja in Berlin so viel junge Lehrer und so viel Engländer gebe, und er niemals vom Sprachunterrichte in Deutschland zu seinem Erwerbe Gebrauch gemacht habe.

Mehr aber hatte Hermann nicht nöthig gehabt, um auf's Neue zu Lisetten, wie zu seinem Stern hinzusehen, und er hatte gelernt und gearbeitet an jedem Tage, und gehofft in jeder Stunde, und auf den rechten Augenblick und die rechte Gelegenheit gewartet, und sie hatte sich dargethan und er hatte sie benutzt.

Es war im Frühjahr von achtzehnhundertzweiundfünfzig,

als Herr Werner wieder einmal seinen Geburtstag feierte. Er war trotz seiner Jahre noch ein aufrechter Mann, der keine Abnahme seiner Kräfte spürte und sein hohes Alter gar nicht als etwas Besonderes ansah, denn sein Vater hatte es bis in die Neunzig gebracht und hatte es doch lange nicht so gut gehabt, als er. Seit er vor dem Thore wohnte, machte er jeden Morgen noch seinen stundenlangen Spaziergang, und weil er sein Herz, je älter er geworden war, nur mehr und mehr an sein Enkelkind gehängt, so hatte Lisette sich gewöhnt, stets um ihn zu sein und ihn auch zu begleiten, wenn er in der Frühe ausging. Sie hatten dann ihr bestes Gespräch mit einander und wußten von einander Manches, was den Andern verborgen blieb.

Früh am ersten Mai also schien die Sonne so hell und so warm, als wollte sie dem alten Herrn zu seinem Geburtstage ganz besonders etwas zu gut thun und ihm für das Jahr die warmen Tage versprechen, die des Alters Freude sind. Die Kastanien standen schon in ihrer vollen Blüthenpracht, die gelben Blüthendolden hingen von den Büschen hernieder und schon drängte sich die ganze Fülle der Baumblüthe schimmernd hervor, daß man die reichste Fruchternte erwarten konnte, wenn das Jahr hielt, was der Frühling versprach. Der alte Herr war heiter und guter Dinge. Er hatte schon seine Mütze mit

dem großen Schirm aufgesetzt, den Krückstock in die Hand genommen, und sein weißer Pudel paßte auf den Augenblick zum Fortgehen, als Lisette im grauen Morgenrock, den Strohhut in der Hand, herunter kam, dem Greise Glück zu wünschen und ihn abzuholen.

Sie war schön und stattlich geworden. Ihr blondes Haar hatte einen bräunlichen Schimmer bekommen, die klaren, hellen Augen einen ernsten und festen Blick, und da sie groß und stark war, sah sie recht wie ein Frauenzimmer aus, dem ein tüchtiger Mann seine Zukunft anzuvertrauen wünschen mußte. Sie hatte die Kraft der handarbeitenden Stände in sich bewahrt, aber eine bessere körperliche Pflege und eine größere geistige Cultur hatten dieser Kraft das Schwerfällige und Plumpe genommen, und der Großvater, der immer seine Freude daran hatte, daß Lisette handfest sei, sah es im Stillen doch mit Vergnügen, wie sie fein und vornehm in ihrem einfachen Anzuge aussah, als sie die Treppe aus der Gartenstube herunterstieg.

„Großvater!“ sagte sie, „das ist gegen die Abrede! Am Geburtstage könntest Du wirklich ein Bischen länger schlafen, damit man Dir doch vor Deinem Bette gratuliren könnte. Ich war um halb sechs Uhr munter, und nun bist Du doch noch vor mir da. Ich war in Deiner Stube, Dich zu suchen.“ Sie küßte ihn, und fügte, indem

sie ihn umarmte, mit großer Herzlichkeit hinzu: „Bleib' Du mir nur leben, Großvater! Du mußt mir ja den Vater ersetzen und hast es ja auch so unaussprechlich treu gethan.“

Er schüttelte ihr dankend die Hand und küßte dann ihr frisches Gesicht. „Schön Dank!“ entgegnete er, „ich denke, eine Weile soll's noch vorhalten. Mir wär's auch ganz recht; wenn man sich's so bequem zurecht gemacht hat für die alten Tage, will man's auch genießen. Es war mir nicht an der Wiege vorgesungen, daß ich's einmal so gut haben würde.“ Er öffnete mit diesen Worten die Gartenthüre, an der Seite, wo der Garten in das Wiesenland hinausging, und wo seine Lieblinge, ein paar schöne, rothbraune Kühe, tief in dem mit Butterblumen übersäeten, von Thau glänzenden Grase standen und sich achtsam mit den großen sanften Augen nach den Herankommenden umsahen, während der Pudel fröhlich hin und wider lief, und bald an dem alten Herrn, bald an dem schönen Mädchen liebkosend emporsprang.

Der Greis ging an die Kühe heran, klopfte sie freundlich auf die breiten Köpfe und pflückte ein paar Hände voll Gras, das er unter die beiden Thiere vertheilte. „Die gehen mir nun über alle Blumen und über all' den Kram, mit dem Ihr Euch zu schaffen macht,“ meinte er. „Ich muß durchaus etwas Lebendiges um mich haben. In der

Stadt, in dem engen Hofe, waren es der Storch, den Du ja noch gekannt hast, und der Rabe und der Papagei, die wir mit hinausgenommen haben, und wenn ich nebenan im Garten und im Hofe die ganze Schaar von Kindern sich tummeln sehe, so geht's mir wie der Großmutter, es thut mir leid, daß es bei uns so leer ist."

Er sah dabei zufällig die Lisette an und gewahrte, wie ihre Miene sich verdüsterte. „Großvater!" bat sie abwehrend.

„Ja, so!" rief er, „Du denkst, ich komme auf die Sprünge unserer Alten, da sei unbesorgt. Du sollst thun und lassen, was Du willst, das weißt Du. Willst Du heirathen, ist's mir recht, wenn's der Mann darnach ist; willst Du ledig bleiben, ist's mir auch recht, so habe ich Dich um so länger für mich allein, und was sie von dem frühen Heirathen Gutes sagen, das sind Narrenspossen. Was Dir in der Ehe beschieden ist, das kannst Du mit dreißig Jahren so gut genießen, wie mit zwanzig. Nur Eins ist mir nicht recht."

„Und was ist das?" fragte Lisette.

Der Greis antwortete nicht gleich. An der Umzäunung des Wiesengrundstücks war eine Latte an einer Seite losgerissen, sie hing schief von dem Pfahl hernieder. Er hob sie empor und Lisette half sie ihm halten, während er den Versuch machte, die langen Nägel, welche noch darin steckten,

in dem nächsten Pfahl vorläufig wieder einzupassen, bis er Jemand schicken konnte, sie gehörig zu befestigen.

„Da ist das verdammte Gesindel von drüben schon wieder dabei gewesen!" rief er ärgerlich aus. „Im Winter läßt man sich's gefallen; Noth kennt kein Gebot. Aber jetzt im Sommertag, wo Jeder Arbeit findet, der nur arbeiten will, da soll sie der Teufel holen, wenn ich sie attrapire. Der Karl muß nachher gleich hinaus!" — Er sah noch einmal nach den nächsten Latten hin, ob da etwa auch schon die Nägel losgemacht wären, und sprach dann, als habe er inzwischen nichts Anderes vorgehabt: „Was mir nicht recht ist an Dir, das ist, daß Du Dir die Einbildungen mit dem Brückner nicht aus dem Sinne schlägst."

Lisette wurde roth und die Adern auf ihrer starken, weißen Stirn schwollen leise an. „Großvater," sagte sie, „willst Du auch anfangen, mir das vorzuhalten? Ist's nicht genug, daß ich's schon ohnehin immer hören muß? Da ist aber gar nichts zu machen, Ihr glaubt nicht, daß er wiederkommen wird —"

„Wiederkommen," meinte der alte Herr, „wer zweifelt denn daran, daß er einmal wiederkommen wird; aber das hat ja gar nichts mit Dir zu thun."

„Er wird wiederkommen, um meinetwillen," sagte Lisette fest.

„Warum nicht?“ entgegnete der Greis, „ein Mädchen wie Du, und des alten Werner's Enkelkind, ist schon 'ne Reise werth.“

Lisette wurde ärgerlich. „Das hat Dir nun Alles die Großmutter wieder vorgeredet,“ rief sie. „Und doch weiß sie so gut wie Du, lieber Großvater, daß der Hermann mich nicht vergessen hat, daß er hier gewesen ist, damals als wir in Teplitz waren, daß er sich nur aus Bescheidenheit und weil er Ehre im Leibe hat, nicht hervor gewagt hat. Nachher hat er ja auch geschrieben und hat nicht wieder schreiben können, weil Ihr ihm nicht geantwortet habt. Und Ihr wißt auch, denn ich habe ja die Briefe an seine Eltern und an den Kandidaten selbst gelesen, daß er vorwärts kommt und daß es ihm gut geht, daß er unverheirathet ist und sich immer nach uns erkundigt —“

„Nach mir?“ fiel der Greis ihr in die Rede, der an dem Eifer des schönen Mädchens seine Freude hatte und es nicht wohl lassen konnte, einen Spaß zu machen, wenn die Gelegenheit sich dazu bot.

Lisette lachte. Sie nahm des Greises Hand, und wie sie so neben ihm her ging, sagte sie: „Es ist eigentlich kein Mensch daran Schuld, als Du! Hättest Du mir's nicht angewöhnt, daß ich immer meinen Willen haben muß, so würde ich nicht darauf bestehen. Was ich will,

das will ich nun aber einmal, und Recht behalten werde ich gewiß!“ Sie warf dabei die Lippen trotzig auf, und der Greis hätte gern zürnen mögen, hätte er das Mädchen nur nicht so lieb gehabt.

„Es hat sich schon Mancher verrechnet,“ meinte er endlich, „denk' an das alte Sprüchwort: hoffen und harren macht Manchen zum Narren; und eine Sünde und Schande wäre es doch wahrhaftig, wenn ein Mädchen, das wie mein Enkel in der Welt dasteht, und nur das Aussuchen hat, zur alten Jungfer werden sollte, weil sie sich den Sohn vom Brückner, von dem lumpigen Flickschuster —“

„Großvater! sag' das nicht! Armuth schändet nicht. Du bist auch armer Leute Kind.“

„Armer Leute Kind hin, armer Leute Kind her!“ rief der Alte, der plötzlich den Gleichmuth verlor, „ich hab's durch mich selber zu Etwas gebracht. Ich bin ein Mann bei der Stadt geworden, und wenn der alte Brückner auch sonst ein ordentlicher Mensch ist und ich nichts wider ihn haben will, — Gott bewahre, nichts, gar nichts! — so ist's doch Unsinn, daß Du Dir den Hermann nicht aus dem Sinn schlägst. Und die Großmutter hat Recht! Ich hätte den Kandidaten gar nicht über die Schwelle kommen lassen sollen, denn der bestärkt Dich nur, und wir werden's ja erleben —“

„Wette mit mir!“ fiel Lisette ihm in die Rede.

„Unsinn!“ brummte der Greis.

„Wette mit mir!“ wiederholte sie dringender.

„Du hast nichts zu verwetten,“ meinte er, und seine gute Laune begann wiederzukehren.

„Ich habe mich selber zu verwetten,“ sagte sie ganz ernsthaft. „Ich bin vorige Woche dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Wenn bis heute über's Jahr Hermann nicht zurückgekommen und nicht so zurückgekommen ist, daß Du selbst sagst, ich solle ihn zum Manne nehmen, so heirathe ich Denjenigen, den Du und ich mir dann hier aussuchen werden. Aber ich heirathe ganz bestimmt.“

Der Greis war überrascht. „Was weißt Du von dem Brückner?“ fragte er.

„Nichts weiter,“ versetzte sie, „nichts weiter, als was Ihr auch wißt und was der Kandidat erzählt hat.“

„Und darauf willst Du wetten?“

Lisette sah den Großvater an, lächelte, wurde dann wieder ernsthaft und sagte: „Ich kenne ihn! — ich gewinne die Wette, verlaß Dich drauf! Er hat von klein an im Kleinsten wie im Größten Wort gehalten.“

„Soll mir lieb sein,“ versetzte der Greis, und er selber war es dann, der von andern Dingen zu sprechen anhob.

XII.

Am Tage vorher war der Meister Brückner nahe daran gewesen, wieder einmal auf seinen Berg zu steigen, obschon jetzt keine Kinder mehr da waren, die ihn störten, und obschon die Frau ihm heute keine Plage machte mit ihren Sorgen und Kümmernissen. Denn die Sorgen und Kümmernisse waren seit anderthalb Jahren ganz und gar vorüber, seit Hermann alle Vierteljahr ein Bestimmtes schicken konnte, das völlig genug war, die Eltern über Wasser zu erhalten. Die Brüder und die Schwestern hatten nicht mehr nöthig beizusteuern, Hermann schaffte das Nöthige allein, und Hülfe nimmt sich immer leichter von Einem als von Vielen an, selbst wenn es zwischen Kindern und Eltern ist, daß sie geleistet und geboten werden muß.

Die Mutter war ganz schwindlig vor Freude. Der Herr Kandidat war da gewesen und hatte es selbst mit seiner Brille vorgelesen, daß der Hermann in der nächsten Woche kommen würde, und so konnte und durfte es doch bei ihr nicht aussehen, wenn der Sohn nach Hause wiederkehrte! Er mußte doch merken, daß sie anzuwenden und zusammenzuhalten wußte, was er ihnen von dem Seinigen mittheilte, er mußte doch merken, daß sie noch die Alte war und nichts umkommen und nichts verkommen ließ.

Sie lief, so wie sie stand und ging, zur Tochter hin, die nebenan an einen Böttcher verheirathet war, ihr die Neuigkeit zu erzählen und ihr zu sagen, daß sie bereits die Gardinen von den Fenstern und vom Bette losgesteckt und die Stuhlbezüge abgenommen und durchgewaschen habe, und daß sie anfangen werde, Alles rein zu machen, und daß sie Heringe in Essig legen werde, damit sie doch Etwas im Hause habe, was er gern esse, wenn Hermann wieder da sei. Sie wollte ein Bett für ihn geborgt haben, sie wollte — sie wußte selber nicht, was sie Alles wollte, und endlich ging sie Kaffee holen, um ihn für ihren Alten zu kochen, weil sie über all' dem Thun nnd Wollen die Zeit verpaßt hatte, den Mittag zu besorgen.

Meister Brückner hielt sich ruhiger. Er arbeitete seine Naht fort und ließ sich nichts merken vor der Frau. Nur der Lehrjunge sah, daß er nicht so gleichmäßig handthierte als sonst, und dann und wann hörte er, daß der Meister ein Stück von einer Melodie vor sich hinbrummte. Nachmittags, als die Mutter die Gardinen schon zum Trocknen auf den Boden gebracht und die Fenster zum Putzen ausgehoben hatte, so daß man vor Ordnungschaffen, wie der Meister es nannte, seines Lebens nicht mehr sicher in der Stube war, klopfte es mit einem Male an die Thüre und der Meister sagte ärgerlich: „Nun braucht der Teufel nur gerade einen Kunden herzuführen, so denkt er, der

Wirth will uns zum Hause hinausschmeißen, solche Zucht ist's hier bei uns!"

Aergerlich rief er: „Herein!" und die Meisterin ließ eben noch in Eile ihren Rock, den sie hoch aufgeschürzt, über die Unterröcke herniederfallen, als die Thüre sich öffnete, und ein Mann auf die Schwelle trat, der so groß war, daß er sich bücken mußte, um nicht anzustoßen. Seine Farbe war dunkel, wie die eines Menschen, der lange in heißen Ländern gelebt hat. Ein starker Bart umgab sein ganzes Gesicht, und er trug und hielt sich, das hätte ein aufmerksamer Beobachter bei dem ersten Blick erkennen mögen, wie Jemand, der in sich selbst beruht und seiner so gewiß ist, daß er nicht mehr in jedem Augenblicke an sich selbst zu denken braucht, um das Wohlanständige zu thun.

Die Mutter schrie auf vor Freude und schlug ein Mal um's andere die Hände zusammen; der Meister ließ auch das Werkzeug fallen, aber weil er sich nicht gleich fassen konnte und sich's nicht merken lassen wollte, wie die ansehnliche Erscheinung des Sohnes ihn in Verwunderung setzte und ihm Respekt einflößte, wandte er sich an die Mutter und sagte ärgerlich: „Da hast Du nun die Bescheerung! Nun ist er da, und nicht ein Platz, auf dem ein Christenmensch sich niederlassen kann! Das ist nun

der Willkomm für Einen, der Jahr und Tag von Hause weg gewesen ist!"

Er hatte sich während dessen an den Anblick des Sohnes gewöhnt, stand auf, schüttelte ihm die Hand und rief: „Willkommen zu Hause, und kümmere Dich nicht darum, Du weißt ja, wenn sie nicht Alles unter Wasser setzen kann, ist ihr nicht wohl. Und nachher geht das Lamento über das Kopfreißen los."

„Lassen Sie's doch, Vater!" begütigte Hermann, der die Eltern beide umarmte. „Ich bin froh, daß ich Sie Beide munter finde — munterer als ich gehofft — und dar Bischen Luft hier oben ist ja bei dem Wetter eine Wohlthat."

Er setzte sich absichtlich auf den alten ausgesessenen Polsterstuhl, der seit einem Menschenalter nicht erneut worden war und noch immer, wie in den Tagen von Hermann's Kindheit, für ein Muster von Bequemlichkeit galt. Er wollte es zeigen, wie bequem er's habe, und er hatte es auch schnell dahin gebracht, daß man über sein Fragen und Erzählen völlig vergaß, wie fremd er in dieser Umgebung erschien, und wie lange er sich nicht in ihr bewegt hatte. Die Schwester mit ihrem Manne, den Hermann noch gar nicht kannte, und mit dem Kinde, von dessen Geburt er noch gar nicht gehört, wurden herbeigeholt. Die Mutter, so wenig sie es satt werden konnte, den vor-

nehmen Mann anzustaunen, der ihr Sohn war, und seine Uhrkette und seine feine Wäsche und seinen schönen Reiseanzug zu bewundern, lief doch inzwischen davon, um unter einem Vorwande die Nachbarin an ihre Thüre zu locken, und sie den Sohn aus der Ferne anstaunen zu lassen; und die Eltern waren noch ganz verduzt über des Sohnes Anerbieten, sie von jetzt ab noch einmal so reichlich als bisher zu unterstützen, damit der Vater nicht mehr zu arbeiten brauchte, wenn er es nicht wollte, als Hermann's Erklärung, daß er nun fortgehen müsse, plötzlich der ganzen Freude ein Ende zu machen schien.

„Du willst fort?" rief die Mutter, „wo willst Du denn hin?" Er sagte, es dränge ihn, Herrn Plattner wieder zu sehen, und er müsse dann in seinem Gasthofe vorsprechen.

„In Deinem Gasthofe?" fragte die Mutter wieder. „Ja, ich bekomme ja aber ein Bett für Dich geborgt, und ich schlage es gleich auf, sowie es kommt."

Er dankte ihr, aber er erklärte, er wolle ihr keine Mühe machen und werde in dem Gasthofe bleiben, in dem er abgestiegen sei. Sie wollten wissen, wo das wäre? Er nannte den besten Gasthof der Königsstadt, in dem er sich einquartiert, um in der Nähe der Seinigen zu sein.

„Da hast Du seiner Zeit manch Paar Stiefel hingetragen," bemerkte der Vater.

„Der alte Portier hat mich auch noch gekannt," versetzte heiter der Sohn. Die Mutter schwieg. Es machte ihr einen feierlichen und großen Eindruck, daß der Sohn in jenem Gasthofe wohnte, und doch that es ihr leid, daß er nicht mehr derselbe war, der unter ihrem Dache geschlafen, als er nach seiner Militärzeit zum letzten Male in Berlin gewesen war.

Als er schon unter der Thüre stand, rief der Vater: „Na! und wie sieht's denn in der Wüste aus?"

Der Sohn lachte: „Etwas anders, lieber Vater, wie vor dem Halle'schen und vor dem Spandauer Thor."

„Und Du bist also wirklich darin gewesen?"

„Eine gute Strecke, Vater."

„Seh' ein Mensch!" sprach der Alte und schüttelte mit Bewunderung den Kopf, und dann erzählte er dem Schwiegersohn, der das schon oft gehört, wie er seinen Spaß mit dem Hermann gehabt, und wie er ihn begleitet habe, als er ausgewandert sei, und wie kein Mensch es wissen könne, was in einem solchen Jungen stecke.

Sie waren in Meister Brückner's Wohnung noch Alle in der größten Aufregung, als Hermann bereits die Stiegen zu der Wohnung seines alten Freundes und Beschützers hinanstieg.

Herr Plattner lebte noch immer in dem Stübchen, in welchem er gewohnt, als Hermann ein Kind gewesen.

Es waren noch immer die kahlen grauen Wände, noch immer hingen das Bild des Schlosses und das Portrait der Fürstin über dem Schreibtisch von weißem Holz, aber der kleine Raum hatte den Anstrich der Armuth verloren und ein freundlicheres Ansehen bekommen. Es war unverkennbar, daß sich Jemand um denselben bekümmerte, der Freude daran hatte, ihn wohnlicher zu machen. Es lag eine dicke Decke unter dem Tische, die Füße des Schreibenden warm zu halten, er hatte auch einen Stuhl mit einer Lehne, an welcher zum Ueberflusse noch oben eine Schlummerrolle befestigt war, den Kopf des Ruhenden zu stützen. An der entgegengesetzten Wand, nicht weit von seinem Bette, standen auf einem andern Tische eine Schiebelampe und ein einfaches Theegeräth, und der große, wohlgenährte Kater, der sich auf dem Fensterbrette behaglich in der untergehenden Sonne dehnte, verrieth unwiderleglich, daß Herr Plattner jetzt die Mittel besitzen mußte, einen solchen Hausgenossen wohl zu unterhalten.

Herr Plattner hörte eben auf zu schreiben. Er hatte die Brille, die er schon seit Jahren tragen mußte, von der Nase genommen, und war dabei, noch Ordnung in seinen Papieren und Schreibereien zu machen, als es an seine Thüre pochte und im nächsten Augenblicke Hermann sich in seine Arme warf.

Der Greis war überrascht, aber Gutes begreift sich schnell. „Mein Freund! mein Lehrer!“ rief Hermann aus, „so sehe ich Sie endlich wieder!“

Herr Plattner machte sich von ihm los, blieb in geringer Entfernung von ihm stehen, setzte die Brille auf und betrachtete ihn mit liebevollem Schweigen. „Gott lob!“ sprach er dann, indem er die Hände faltete und wie im Dankgebet erhob, „Gott lob, Du bringst Dein altes klares Auge, Du bringst die reine Stirn wieder.“ — Die Wimpern mußten ihm feucht geworden sein, denn er fuhr mit der Hand leise darüber, und sagte dann: „Sei mir willkommen, mein Sohn! Aber woher bist Du schon heute hier? Ich erwartete Dich nach Deinem Briefe erst in drei bis vier Tagen.“

Hermann's Gesicht überstrahlte eine schöne Lebendigkeit. „Es litt mich nicht zu rasten,“ sagte er, „seit ich in Triest den Fuß auf's Land gesetzt, seit ich mich wieder in Europa und vollends in Deutschland wußte. Ich dachte, Alles, was ich thun und sehen wolle, könne ich auch später thun und sehen. Und das Glück hat seinen Aberglauben, ich wollte nicht versäumen, so bald als möglich hier zu sein, denn —“ er sprach nicht zu Ende, was er hatte sagen wollen, sondern legte seine beiden Arme dem Kandidaten auf die Schultern und rief: „Welch' ein Glück ist's, daß ich die Eltern, daß ich Sie so wiederfinde, daß ich Ihnen

danken kann für Alles, was Sie mir gethan, für Alles, was ich durch Sie geworden bin!"

Der Kandidat erwiderte nichts. Er hatte sich niedergesetzt, als müsse er sich erholen, als wandle ihm eine Schwäche an. Hermann trat besorgt zu ihm. „Sind Sie unwohl? Habe ich Sie erschreckt?" rief er aus.

Herr Plattner schüttelte verneinend das Haupt. „Ich freue mich so sehr," sagte er endlich, „und ich hatte nicht geglaubt, daß ich es vermöchte." Er weinte, daß er es nicht verbergen konnte. Der große, schöne Mann hatte sich neben ihn hingekniet und hielt ihn so umschlungen. Als der Greis sich beruhigt hatte, sagte er: „Steh' auf! steh' auf, mein Sohn! Ich gehöre nicht zu denen, vor welchen man knieen soll. Und nun ist's genug von mir, Du bist nicht meinetwegen heimgekehrt; laß uns von Dir reden und von dem, was Dir am meisten am Herzen liegt."

„Nein," unterbrach ihn Jener, „einen Augenblick noch. Ich habe eine Botschaft an Sie, und diese war es, die mich nicht ruhen und nicht rasten ließ, bis ich sie in Ihren Händen wußte."

Er zog seine Brieftasche heraus, suchte unter verschiedenen Papieren, und reichte endlich dem Kandidaten ein versiegeltes Schreiben hin. Herr Plattner nahm es, betrachtete das Siegel und seine Hände zitterten, da er es erblickte.

„Was soll mir das? Woher hast Du das Blatt?“ rief er, während seine Wangen sich entfärbten und seine Lippen bebten.

„Lesen Sie! lesen Sie! Ich bringe Ihnen Gutes!“ betheuerte der Andere.

Der Kandidat gehorchte. Der Brief lautete: „Es ist eine wundersame Gewalt thätig und herrschend in der Welt, mag man sie Gott oder Schicksal nennen, und mag man die Leitung der irdischen Dinge, wie Sie es thun, einer allweisen Vorsehung oder einer innern Nothwendigkeit zuschreiben, so sind die Wege des Lebens dazu angethan, uns in Verwunderung zu setzen.

„Ein gelegentlicher Besuch in der Maschinenfabrik, welche das Gouvernement in Kairo eingerichtet hat, machte mich mit Herrn Brückner bekannt. Von ihm hörte ich, seit den Tagen meiner ersten Jugend zum ersten Male wieder Ihren Namen nennen, erfuhr ich von Ihrem Leben und von Ihrem Lebenslauf.

„Es ist viel Zeit vergangen seit der Stunde, die uns trennte. Ihr Schüler Alexander ist seit vielen Jahren ein Mann geworden, und Manches, das er gefördert und geleistet, ist aus dem Samen erwachsen, den Sie einst in seine junge Seele streuten. Fürst Michael ist seit fünfzehn Jahren todt. Die Papiere und Briefschaften meiner Mutter haben mich dahin gebracht, ihren frühen Hingang

nicht mehr als ein Unglück für sie zu betrachten. Ihr Leben an meines Vaters Seite war kein Glück für sie; sie selber nannte die Liebe, welche Sie ihr geweiht, den Segen und die Verklärung ihres Daseins.

„Daß ich, daß Vera's Sohn Ihnen dieses sagt, soll Ihnen dazu helfen, freier in die Vergangenheit zurück zu denken und muthiger in die Zukunft zu sehen, wenn eine solche dem kurzlebigen Menschen über seinen Tod hinaus vergönnt ist. Einsicht bringt ja den Menschen zum Vergeben und Verzeihen. Der Allwissende, an den Sie glauben, muß also auch nothwendig ein Allerbarmer sein!"

Das Blatt war Fürst Alexander D.... gezeichnet.

Der Greis las es und las es wieder, er hielt es fest in seinen Händen, und ein Strom heißer Thränen entstürzte seinen Augen, als er mit dem Ausruf: „Erlösung! Erlösung!" in seinen Sessel niedersank und betend eine Weile in sich versunken blieb.

XIII.

Die Fenster des Zimmers waren geöffnet, aber es war still auf der sonst so lebhaften Königsstraße, und auch auf den Fluren und Treppen des Corridors ließ sich kein Laut vernehmen. Es war tief in der Nacht.

Hermann hatte die Seinen am Abend in seinem Zimmer bewirthet, und dann noch lange mit dem Kandidaten beisammen gesessen und viel erkundet und Alles berathen. Als der Greis ihn verließ, hatte er sich zum Schreiben niedergesetzt. Nun war sein Brief beendet. Er setzte die Aufschrift darauf, aber ehe er ihn siegelte und in das kleine Packet band, das ihn begleiten sollte, las er ihn noch einmal durch. Er lautete:

„Seit heute Morgen bin ich in Berlin, seit zwei Stunden, seit meine alten Eltern mich verlassen haben, waren meine Gedanken ausschließlich bei Ihnen! — Wann waren sie das nicht in all' den Jahren, die zwischen heute und jenem Tage liegen, an welchem Sie dem armen fortwandernden Gesellen das Buch zum Angedenken gaben, das ich in diesem Augenblick nicht ohne Rührung ansehen kann, und das ich in Ihre Hände zurückgebe. Als ein Pfand der Neigung hat es mich begleitet auf allen meinen Wegen; als ein Pfand der Liebe und einer unverbrüchlich bewahrten Treue bringe ich es Ihnen wieder. Lisette, hat meine Liebe, hat meine Treue Werth für Sie? und haben Sie mich nicht vergessen?

„Als ich von Manchester aus Ihrem Großvater schrieb, erhielt ich keine Antwort. Es that mir wehe, aber ich mußte ihm Recht geben, wenn ich mich in seine Stelle dachte. Er konnte das Schicksal seiner Enkelin nicht an

ungewisse Hoffnungen sich ketten lassen. Es mußte ihm und Ihnen nach allen Seiten freie Hand verbleiben, und es mochte ihm auch anmaßend erscheinen, daß ich Wünsche und Hoffnungen durchblicken ließ, wo ich nichts zu bieten hatte. Ihnen gegenüber, theure Lisette, mag meine Liebe mich entschuldigen, bei Ihrem Großvater muß meine jetzige günstige Lage zum Fürsprecher für die Vergangenheit und Zukunft werden.

„Ich hatte in Manchester mich in der Fabrik meines Freundes gut eingearbeitet, als ein Agent der egyptischen Regierung in die englischen Fabrikdistrikte kam, um dort für sein Gouvernement Ankäufe von Maschinen zu machen, und Sachverständige für ihre Aufstellung und für die erste Leitung der in Alexandrien und Kairo zu errichtenden Fabriken zu gewinnen. Die Anerbietungen, welche man machte, waren vortheilhaft. Die Lust, welche ich von Kindheit an gehegt, die Welt zu sehen und die heißen Klimate kennen zu lernen, fiel mit in die Waage; ich verpflichtete mich für zwei Jahre, mit der Bedingung, wenn ich in meiner Stellung zu verbleiben wünsche, sie dann auf zehn Jahre mit einer ansehnlichen Gehaltserhöhung behalten zu können. Diese zwei Jahre sind nahezu verflossen. Ich habe einen Urlaub gefordert, um mein Vaterland, um meine Heimath, um Sie, Lisette, wieder zu sehen

und die Entscheidung über meine Zukunft in Ihre Hand zu legen.

„Ich bin gern in Egypten, und ich bin in der Lage, Ihnen und der Familie, die ich zu gründen wünsche, ein reichliches Auskommen und einen geachteten Namen zu bieten. Aber wollen Sie die Meine werden und wollen Sie Europa nicht verlassen, so sind mir von dem Fürsten Alexander D...., dessen Lehrer unser alter, verehrter Freund, der Kandidat Plattner einst gewesen ist, ebenfalls günstige Anerbietungen zur Begründung einer Schienen- und Glocken-Fabrik auf seinen Gütern im europäischen Rußland gemacht, und wollen endlich Ihre Großeltern nicht darin willigen, Sie mir zu geben, wenn ich Sie ihnen entziehe, nun — so müssen Sie mit mir warten, liebe Lisette! und es werden sich auch hier in Berlin eine Thätigkeit und ein Erwerb für mich finden lassen, denn ich verstehe mein Fach und habe Muth und Kraft.

„Es fragt sich nur, Lisette, ob Sie wollen? — Wie es kam, daß mein ganzes Herz Ihnen gehörte, seit ich zu denken weiß, das brauche ich nicht zu erklären. Daß Ihre Neigung sich mir, dem armen Jungen, zugewendet, das ist mir immer als das eigentliche Glück meines Daseins erschienen, dem ja auch die Freundschaft unseres guten Plattner so früh, und damals auch ganz unverdient, zu Theil geworden ist.

„Und während ich Sie frage, ob Sie meiner noch gedenken, ob Sie mich nicht vergessen haben, begehe ich das erste Unrecht, dessen ich mich gegen Sie schuldig weiß. Wer als Kind seinen Schmerz zu überwinden und ohne Aufforderung zu schweigen wußte, um seinem Spielgefährten eine Strafe zu ersparen; wer wie Sie in feinster Weise die hülfreiche Beschützerin meiner Familie wurde; wer sich wie Sie zur Schülerin des Mannes machte, dem ich danke, was ich bin, um diesem Manne beistehen und den Niedergebeugten durch antheilvolle Liebe aufrichten zu können: der hat mich nicht vergessen und der liebt mich auch.

„Lisette! ich habe in diesen Stunden keinen Gedanken als Dich. Unser guter Plattner, dem ich eine Befreiung von seinem schwersten Schmerze zu verkünden das Glück hatte, bringt Dir in der Frühe diesen Brief und das Bändchen Schiller'scher Gedichte, das Du kennst. Ich werde bald darnach in Deiner Nähe sein. Werde Du mein Botschafter bei Deinen Großeltern, und laß mich bald aus Deinen Augen, von Deinem Munde vernehmen, daß Du mich zu dem glücklichsten der Menschen machen willst."

Er siegelte den Brief sorgfältig zu, adressirte ihn und legte ihn in das Bändchen Schiller'scher Gedichte, das ihn durch sein ganzes Leben begleitet hatte. Dann versah er dasselbe mit einem bloßen Papierumschlag, und legte sich

nieder, um die glückseligsten Träume zu genießen, aus denen bald das Kind Lisette, bald das Weib hervortauchte, das in seiner Phantasie herrschte und das er heiß ersehnte.

Gerade um dieselbe Morgenstunde, in welcher Frau Werner den Kutscher in die Stadt schickte, um den Geburtstagskuchen herauszuholen und den Herrn Kandidaten mitzubringen, ohne den im Werner'schen Hause nichts mehr geschehen konnte, seit Lisette ihn so in Freundschaft genommen, hatten sich Hermann und Herr Plattner in eine Droschke gesetzt und dem Kutscher den Weg nach dem Landhause des Herrn Werner angegeben.

Es war eine geraume Zeit verflossen, seit Hermann zuletzt durch diese Straßen und Plätze gefahren, aber so achtsam er sonst auch auf alles dasjenige war, was ihn umgab, heute hatte er kein Auge dafür. Er wurde nicht müde, es Herrn Plattner einzuschärfen, wie er Lisetten das Buch geben solle, nicht müde, ihm zu wiederholen, daß er in den Wiesen unter dem Erlenbusche, dessen er sich von seinem letzten Besuche in Berlin erinnerte, den Ausgang und den Erfolg des Briefes abwarten wollte, und Herr Plattner, der wie ein ganz anderer Mensch und völlig verjüngt an seines Schülers Seite da saß, mußte immer lächeln, wenn Hermann ihn versicherte, daß er fest entschlossen sei, Berlin noch heute zu verlassen, wenn Lisette

seiner nicht mehr denken und seiner Werbung nicht Gehör schenken sollte.

Frau Werner hatte unterdeß im Hause umher geschafft, und saß, ihrem alten Grundsatze getreu, daß man die Arbeit hübsch in der Frühe anfangen und bei Zeiten abthun müsse, schon um elf Uhr auf dem Balkon vor ihrer Gartenstube fix und fertig angezogen, und freute sich der schattigen Wärme unter ihrer Marquise. Ihr dicker Fuß ruhte jetzt sehr bequem auf einem gestickten Kissen und das Strickzeug lag Anstands halber auf der damastnen Kaffeeserviette, die über den Tisch vor der Thüre gebreitet war, denn sich mit der Arbeit zu plagen, hatte sie bei ihren Jahren, und vollends bei dem schönen Wetter, doch nicht nöthig. Sie hielt darauf, daß es bei ihr im Garten und auf ihrem Balkon gerade so anständig und schön aussähe, wie bei ihren Nachbarn, die hier draußen schon länger ansässig waren, als sie. Und in dem Betrachten dessen, was in den zunächst gelegenen Häusern vorging, und in dem Ueberlegen, daß sie Alles ganz eben so gut haben und bezahlen könne, als die Besitzer der nächsten Grundstücke, war ihr die Zeit nicht lang geworden, und sie sah plötzlich mit Verwunderung an der großen Schlaguhr gegenüber der Thüre, daß es elf Uhr und der Kutscher noch nicht zurückgekehrt sei.

„Wo nur der Mensch bleibt!“ sagte sie zu ihrem Manne,

der ihr gegenüber noch ohne Brille seine Vossische Zeitung las. „Wo nur der Mensch bleibt!“ wiederholte sie und nahm behutsam den Fuß von dem Polster herunter, um an die Treppe zu gehen und nach ihrem Wagen auszuschauen. „Da wird er wieder zu Hause bei der Frau stecken und der arme Plattner wird sitzen und auf ihn warten, denn die Lisette hat es ihm geschrieben, daß er um zehn Uhr abgeholt werden würde.“

„Es thäte nachgerade Noth,“ meinte der Vater, „daß man Euch den Kandidaten ganz herausnähme. Es sind in diesem Frühjahre nicht viel Tage da gewesen, an denen Ihr ihn nicht hättet holen lassen.“

„Ihr?“ rief die Mutter, und sah dabei nach der schweren goldenen Uhr, ihrem liebsten Besitzstücke, die sie an einer dicken Erbskette und obenein noch an einem goldenen mit Amethysten verzierten Haken an der Seite trug. „Ihr? Ich bin es doch nicht, die ihn alle Tage holen läßt. Ich nehme keine Lectionen bei ihm, wie die Lisette, und ich frage auch den Tausend nichts nach aller der Politik, über die Du immer mit ihm zu discuriren hast. Meinetwegen brauchte er nicht zu kommen, wenn schon ich dem alten ehrlichen Gesicht das Bischen frische Luft hier draußen und sein ordentliches Mittag- oder Abendbrod auch von Herzen gönne. Wir haben's ja dazu!“

Sie hatte die letzten Worte aber noch nicht beendet,

als sie sich weit herausbog über das Geländer und sich die Hand über die Augen hielt, als traue sie diesen nicht, weil sie die Sonne blendete.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ rief sie. „Da kommt ja der Kandidat mit noch einem Andern in einer Droschke angefahren.“

Herr Werner war in seine Zeitung vertieft, er antwortete daher nicht gleich. Sich das gefallen zu lassen, war aber nicht die Sache seiner Frau. „Werner!“ rief sie noch lebhafter, „so leg' doch das elende Stück Papier aus der Hand. Herr Gott! vor lauter Lesen verlernst Du noch das Hören und Sehen. Sag' mir nur, was bedeutet denn das? Nun steigt er aus und kommt hierher zu Fuß, und der Andere steigt auch ab und geht hinten herum, hinter Bergmann's Grundstück weg. Das ist ja reiner Unsinn; wozu ist er denn ausgestiegen, er hätte sich doch können bis hierher fahren lassen, wenn die Droschke doch einmal bezahlt war. Als ob er nicht hätte warten können, bis der Wagen gekommen wäre.“

„Er wird wohl seinen Grund dazu gehabt haben, früher zu kommen,“ meinte Herr Werner, der auch jetzt noch immer gelassener zu werden pflegte, je mehr seine Frau sich ereiferte.

Sie konnte sich jedoch den Grund nicht denken, wie sie sagte, und sie war noch nicht mit ihrer Verwunderung und

mit ihrem Aerger über ihren Kutscher fertig, der, wenn er nicht immer so unpünktlich wäre, dem Kandidaten die Droschkenfahrt hätte ersparen können, als dieser in das Gartenthor eintrat. Kaum sah sie ihn nun in ihrem Bereiche, als sie ihm entgegenging und ihm die Frage zurief, mit wem und weshalb er denn herausgefahren sei, und weshalb er ihren Wagen nicht erwartet hätte.

Der Kandidat, der seit er Lisettens Lehrer geworden und in Folge ihrer Empfehlung noch ein paar Schüler aus den Kreisen der wohlhabenden Gewerbetreibenden bekommen hatte, mehr auf sich verwenden konnte, sah heute in seiner saubern Kleidung noch viel reputirlicher aus als sonst. Er hatte noch sein ganzes gemessenes und formvolles Wesen beibehalten und auf den lebhaften Zuruf der eifrigen Hausfrau entgegnete er nach ruhiger Begrüßung: er habe sich früher auf den Weg gemacht, weil er Fräulein Lisette ein Buch zu bringen gehabt, das sie, wie er glaube, schon lange zu besitzen gewünscht. Unterwegs sei er müde geworden und habe einen vorüberfahrenden Herrn gebeten, ihn einsteigen zu lassen.

Die Wernerin schüttelte den Kopf. Sie wollte wissen, wer der Herr gewesen sei. Der Kandidat entgegnete, das könne er nicht sagen. Nun riß der Wernerin die Geduld. Sie nannte es außer allem Spaß, daß ein alter Mann um der Lisette willen solche Streiche mache. Daß er in

der Mittagshitze, in der Sonnengluth solch' einen Weg zu Fuß gelaufen sei, und daß er dann wildfremde Menschen angehe, weil er nicht weiter könne, das müsse dem Mädchen ja den Kopf verdrehen. „Unsere jungen Leute," so schloß sie ihre Rede, „die sind jetzt alle viel vernünftiger, die thun so etwas nicht, und darum ist der Lisette nachher auch Niemand recht, weil Sie sie so verziehen, Herr Plattner!"

„Bist Du nun fertig?" fragte Herr Werner, der inzwischen dem Gaste einen Stuhl geboten und dessen Glückwunsch zum Geburtstage empfangen hatte. Indeß man konnte es Herrn Plattner anmerken, daß er keine rechte Ruhe hatte, und eben fragte er, ob das Fräulein nicht zu Hause sei, als Lisette, welche die Stimme ihres alten Freundes gehört hatte, zu ihnen in das Freie hinaustrat.

Sie reichte dem Kandidaten die Hand. „Weshalb schilt denn die Großmutter so mit Ihnen?" rief sie ihm entgegen, „ich hörte es bis in meine Stube."

„Weil ich früher herausgekommen bin, um Ihnen ein Buch zu bringen," versetzte der Kandidat, und es fiel Lisetten auf, daß er sie scharf in's Auge faßte, und daß seine Stimme anders klang, als sie sie sonst zu hören gewohnt war.

Er zog dabei ein kleines Päckchen aus der Tasche und reichte es seiner jungen Freundin hin. Lisette nahm es,

öffnete den Umschlag, der Kandidat wendete keinen Blick von ihr. Ein schnelles Roth überflog ihr Gesicht, ihr Auge flammte auf, sie war ihrer selbst nicht mächtig und ganz fassungslos rief sie: „Oh! wenn Sie mir das bringen, dann ist's gut!" — Und ehe die erstaunten Großeltern noch eine Frage um die Ursache ihrer Erschütterung und Aufregung thun konnten, war sie in das Haus geeilt und hatte die Thüre ihrer Stube hinter sich rasch zugemacht.

Den Fragen, dem Staunen des Großvaters, der Neugier und der Heftigkeit der Großmutter Stand zu halten, wäre für Herrn Plattner, wenn er das Geheimniß nicht verrathen wollte, keine leichte Sache gewesen, hätte der Zustand länger gewährt. Indeß schon nach wenigen Minuten kam Lisette heraus, mit Augen, in denen die hellen Freudenthränen strahlten, und mit dem Ausruf: „Wo ist er? Ach, wo ist er?"

„In der Wiese am Erlenbusch," bedeutete der Kandidat, und mit geflügeltem Schritt eilte Lisette hinunter in den Garten, wo sie dem Auge der Großeltern durch die Hecken bald entzogen wurde.

Der Kandidat war sprachlos. Ihm klopfte das alte Herz in der Brust. Er hatte sie ja einmal empfunden, die Seligkeit der Liebe, und er kannte die Kraft der beiden Herzen, die er herangebildet, die er befestigt hatte in dem Glauben an das Sittliche und Heilige, und die in

dieser Stunde das Glück des Wiedersehens nach langem, treuem Hoffen zu genießen hatten.

„Ist die Lisette toll geworden?" fragte die Wernerin; und: „Ist der Brückner zurück?" fragte leise Herr Werner, dem eine Ahnung des Zusammenhangs aufdämmerte.

„Ja!" rief der Kandidat, „ja, er ist zurück, und dort kommen sie ja schon, die beiden lieben Menschen!"

Die Wernerin sah hinunter; da kam Lisette her, umfangen von dem Arme eines schönen, großen Mannes, und Beide so strahlend, so hell in ihrer Herzen Zuversicht nnd Freude.

„Aber wie ist mir denn!" rief die Großmutter, „ist das nicht der Hermann, der so manchen Puff von mir bekommen? Nein! wie die Zeit vergeht, man soll es gar nicht denken!"

Sie schlug die Hände ein Mal um's andere zusammen, aber es blieb ihr nicht viel Zeit für all' ihr Staunen und Verwundern. Die Liebenden waren da, sie lagen dem Großvater in den Armen, sie küßten die Wernerin, sie umarmten den Kandidaten, und die Sonne schien dazu so hell, daß der gute alte Herr Plattner wie in einem Glorienscheine dastand, als der Wagen ankam, der ihn hatte herausholen sollen.

„Kehr' um!" rief Herr Werner, „fahre gleich in die Stadt zurück zum Meister Brückner, und hole Alles her-

aus, was von der Familie da ist. Sie sollen heute mit uns Mittag essen und Kaffee trinken und Abendbrod essen, allesammt. Es ist Geburtstag hier. Bestelle das; Geburtstag und noch etwas anderes."

„Laß nur erst den Kuchen auspacken," meinte die Wernerin.

Und: „Ich muß doch erst füttern!" wendete der Kutscher ein.

„Du kannst drin in der Stadt füttern," bedeutete Herr Werner, „mach', daß Du fort kommst!"

Solche Zucht und Wirthschaft hatte der Kutscher seit all den Jahren, die er bei den Pferden war, noch nicht erlebt. Solche Freude war aber in dem Hause auch noch nicht gewesen.

Hermann mußte erzählen und mußte sich betrachten lassen, denn die Wernerin konnte und konnte es nicht begreifen. Und Herr Werner lachte zu all' den Aussichten, die Hermann hatte, und nannte es Narrenspossen, wenn er von Egypten und von Rußland sprach.

„Hier hinten auf der Wiese, da wo Ihr Euch wiedergesehen habt, da ist Egypten und Rußland genug," sagte er, „da bau' Dir, was Du willst, und treibe, was Du magst. Der Schwiegersohn vom alten Werner kann's mit ansehen, bis sein Haus gebaut ist, und da mein Enkel satt geworden an meinem Tisch, so wird auch wohl für's

Urenkel noch etwas da sein, wenn's inzwischen kommen wollte."

Er war glücklicher, der alte Herr Werner, als ihn je einer der Seinigen gesehen, er hatte immer den Hermann gern gehabt, und er freute sich, daß Lisette ihren Willen durchgesetzt.

Wie die Stunden vergingen, wie der Mittag verstrich, wie der Meister Brückner aus dem Wagen stieg, und seine Frau, die nie in einer Kutsche gesessen hatte, gar nicht heraus kommen konnte, wer wollte das zu schildern unternehmen! Große Freude wirbelt ihre einzelnen Momente so kaleidoskopisch durcheinander, daß sie nicht festzuhalten sind, und nur das Bild einer unbegreiflichen phantastischen Herrlichkeit davon in der Erinnerung zurückbleibt.

Am Abend, als sich die einzelnen Personen beruhigt hatten, sagte die Wernerin: „Ich muß lachen, wenn ich den Hermann jetzt so vor mir sehe und dabei denke, wie sie ihn immer in der Straße den reitenden Kesselflicker schimpften, weil er dazumal so schlecht in Kleidern und so auf das Reiten versessen war."

„Wenn ich's erlebe, daß ich noch einen Urenkelsohn hier im Hause habe," meinte der Großvater, „so soll der Hermann sein eignes Reitpferd haben, und ein Reitpferd, das sich sehen lassen kann."

Hermann hörte das nicht in seinem stillen Plaudern

mit der Braut, bis sein Vater ihn mit den Worten anrief: „Das Liebste ist mir, daß er doch auf seinen Kopf bestanden hat, und wie die alten Juden in die Wüste hinein gekommen ist."

„Ja," sagte Hermann, „nur umgekehrt. Die Juden zogen aus der Heimath in die Wüste und ich bin aus der Wüste in die Heimath, und in welche Heimath und an welches Herz zurückgekehrt."

„Die Wüste soll leben!" rief Meister Brückner, dem der Wein und die Aufregung die alten Wangen rötheten.

„Und der Kesselflicker daneben!" sprach die Wernerin, die einen Spaß in Ehren liebte.

Hermann lachte. „Nun mit dem Kesselbauen, wenn auch nicht mit dem Kesselflicken, kann es eine Wahrheit werden, Großmutter!" sagte er. „Denn ich denke Ihnen hier einen Kessel aufzustellen, der Tag und Nacht nicht aus dem Kochen kommen, und der uns satt machen soll für alle Zeit."

Und als dann Meister Brückner mit der Frau schon lange in einer Droschke in die Stadt befördert worden, und Herr Werner und die Frau zur Ruhe gegangen waren, da schieden Hermann und Lisette in dem Beisein ihres alten Freundes zum ersten Male von einander, und Herr Plattner umarmte sie Beide und sagte: „Ihr seid meine Erlöser geworden, jetzt kann ich ruhig sterben. Bleibt

rein von Schuld und laßt mich leben in Eurem Angedenken."

„Und noch lange leben mit uns!" riefen die beiden Glücklichen, und immer und immer klang noch ein letztes: „Gute Nacht!" ihm nach, als Hermann mit seinem alten Freunde in die Stadt zurückkehrte, zu deren geachtetsten Bürgern, zu deren thätigsten Gewerbtreibenden Herr Hermann Brückner in diesem Augenblicke zählt.

Das Haus, das er sich erbaut hat, sieht hell zwischen seinen mit jedem Jahre wachsenden Fabrikanlagen hervor, und trägt über seiner Thüre den einfachen Wahlspruch: „Arbeite und beharre!"

Ein ächt bürgerlicher Wahlspruch und recht eigentlich hervorgegangen aus dem Geiste, der den Berliner Kindern, dem Berliner Bürgerstande eigen ist und eigen bleiben möge für alle Zeit.

Das lebende Bild.

Ein Mährchen.

(1858.)

Als die Republik Venedig noch in ihrer ganzen Macht und Größe bestand und über viele Inseln des mittelländischen Meeres herrschte, blühten in ihr Handel, Gewerbe und Künste, wie sonst fast nirgends auf dem Erdenrunde. Von weit und breit kam man herbei, die majestätischen Kirchen, die stolzen Paläste zu bewundern, die in marmorner Herrlichkeit aus dem bläulichen Wasser der Canäle emporstiegen, und die Meisterwerke der bildenden Kunst zu sehen, mit denen die Hand der großen Maler und Bildhauer sie geschmückt hatte.

Unter diesen war Meister Lorenzo, obschon fast noch ein Jüngling zu nennen, doch einer der berühmtesten, und aus allen Ländern reisten die jungen Künstler nach Venedig, um als seine Schüler Aufnahme bei ihm zu finden. Aber auch in der Vaterstadt ward er hochgeehrt. Die vornehmsten Edelleute, die fürstengleichen Nobili, ja der Doge selbst, bewiesen ihm die größte Achtung, und man

war stolz darauf, ein Gemälde von seiner Hand zu besitzen.

Daher hatte der Doge auch ein prächtiges Fest veranstaltet, als ein neues Bild des Meisters Lorenzo im großen Saale des Palastes aufgestellt und enthüllt werden sollte. Es zeigte den Dogen, einen eben so weisen Herrscher im Frieden, als tapferen Helden im Kriege, wie er als Triumphator heimkehrte von seinem Siege über die muhamedanischen Seeräuber, welche damals noch das adriatische und mittelländische Meer unsicher machten und auch den venezianischen Schiffen oft großen Schaden zufügten.

Schon am Vorabend hatte Meister Lorenzo das Bild mit seinen Schülern aufgestellt, und am Tage des Festes, als die Sonne hoch am Himmel glänzte und das rechte Licht in den Saal fiel, flog Gondel nach Gondel durch die Kanäle hin, die Gäste nach dem Dogenpalaste zu tragen. Die Gondoliere waren in ihren Staatslivreen, mit den Farben der adeligen Geschlechter geschmückt, in deren Dienst sie standen, aber die Edelleute selbst, so Männer als Frauen, trugen über ihrer prächtigen Festkleidung den schwarzen Tabarro, einen weiten Mantel, ohne den kein adeliger Venezianer sich auf der Straße sehen ließ.

Als alle übrigen Geladenen versammelt waren, trat Meister Tizian, der erste Maler seiner Zeit, in die Halle

ein und eine laute Fanfare gab nun das Zeichen zum Beginn des Festes. Die Thüren des großen Saales wurden geöffnet, die Gäste verfügten sich zu ihren Plätzen, und neben dem noch verhüllten Bilde stand Meister Lorenzo, eine hohe, edle Gestalt. Sein Auge leuchtete vor innerer Bewegung, seine Wange war kräftiger geröthet als sonst, und das herabfallende Gelock seines dunkelbraunen Haares hob die Schönheit der Stirn, auf der das Bewußtsein eines nahen Triumphes in Siegesfreude thronte, obschon seine Blicke ab und zu sich mit unterordnender Scheu auf den greisen Meister Tizian gerichtet hatten, dem gegenüber Meister Lorenzo sich noch immer als ein lernbegieriger Schüler empfand.

Endlich, als auch der Doge und seine Tochter Donna Julia in den Saal getreten waren und sich niedergelassen hatten, zog Lorenzo's ältester Schüler auf einen Wink des Meisters mit rascher Hand den Vorhang von grünem Sammet zurück, der das Bild bis dahin den Blicken der Gesellschaft verhüllt hatte. Ein kaum hörbarer Ausruf freudiger Bewunderung tönte durch den Raum. Man staunte, prüfte, genoß den vollen Eindruck schweigend lange Zeit, denn die Kunst war damals ein Gegenstand der Andacht in Italien, dann erhob sich ein lauter Beifallsruf und alle Blicke wendeten sich von dem Bilde zu dem Meister, der es geschaffen.

Der Doge, die Nobili, die schönsten Frauen überhäuften ihn mit Lobsprüchen; der greise Meister Tizian aber trat auf den jungen Kunstgenossen zu, ihn mit froher, warmer Anerkennung zu preisen. So hoch das den Lorenzo in jeder andern Stunde beglückt haben würde, schien er doch von all der Freude und Bewunderung jetzt nichts zu sehen und zu hören. Die Worte Tizians, der Dank des Dogen erhielten kaum eine verwirrte Antwort. Man wußte nicht, was man von ihm denken sollte.

Er hatte seine Hände über das Herz gepreßt und wie in einer Verzückung hingen seine Augen an Donna Julia, an der schönen Tochter des Dogen von Venedig. Erst als sie an ihn herantrat, als sie im Auftrage ihres Vaters dem Maler einen Lorbeerkranz auf purpurnem Kissen überreichte, durchzuckte plötzlich wieder heißes Leben seine Glieder. Sein Auge leuchtete, seine Brust hob sich tiefathmend empor, und mit fester Hand den Lorbeerkranz von sich weisend, den Donna Julia ihm bot, sagte er leise, daß nur sie es hören konnte: „Erst wenn ich Euch gemalt, verdiene ich ihn!“

Dann bog er sich auf ein Knie vor ihr nieder, stand schnell auf, legte den Kranz mit einer raschen Wendung dem greisen Tizian zu Füßen und verließ den Saal, so daß alle Anwesenden ihm betroffen mit ihren Blicken

folgten, und ein großes Erstaunen sich der ganzen Gesellschaft bemächtigte.

Man umringte Donna Julia, man fragte, man vermuthete, man wollte wissen, aber sie widersprach allen Vermuthungen und erklärte selbst ihrem Vater, sie habe die Worte des Malers nicht verstanden. Das beschäftigte die Gesellschaft eine Weile bis Meister Tizian sich in das Mittel legte.

„Wollet nicht rechten mit einem Künstler, edle Herren und Damen," sagte er, „wenn nach langer Zeit der Arbeit, nach Tagen sorgenvoller Spannung, der Beifall einer so edeln Versammlung, so erlauchter Gönner und Kunstverständiger ihn überwältigend erschüttert und er den Lorbeer zurückweist, weil er noch Schöneres zu leisten hofft. Ich kenne Meister Lorenzo. Es war gewiß ein edles Gefühl, das ihn bewog, diesen Saal so plötzlich zu verlassen. Nehmt es als ein solches an."

Das ließ die Gesellschaft sich gefallen, weil es ihr schmeichelte, und bei den Freuden des Bankettes vergaß man den Vorfall, nachdem der Doge selbst auf das Wohl des Meister Lorenzo seinen Becher geleert hatte.

Der aber saß während dessen in seiner Werkstatt und sah mit düsterem Auge die Bilder an, welche auf den Staffeleien vor ihm standen.

„Was seid ihr und euer lebenheuchelnder Schein gegen

das Urbild aller Schönheit?“ rief er aus. „Was ist euer Farbenglanz gegen die Sonne des Lebens, die aus dem goldenen Lichte ihrer braunen Augen leuchtet? Was ist die Kunst gegen eine Julia!“

Seine ganze Seele lebte in der Erinnerung an sie. Er sah sie vor sich, die stolze, volle Gestalt der siebzehnjährigen Jungfrau, das röthlichblonde Haar von langen, weißen Perlenschnüren durchflochten, mit funkelnden Edelsteinen geziert, den schlanken Leib gehüllt in das Gewand von braungelbem Brokat, aus dem der Nacken und die Brust in blendender Weiße hervorsahen, und je deutlicher er sich die klare Stirn, die edel gebogene Nase, den schönen Mund, die Form der Wangen und vollends gar die braunen Augen vor die Seele rief, um so fester stand in ihm der Vorsatz, nie wieder ein anderes Bild zu malen, bis er das Bildniß Donna Julia's vollendet, schön und herrlich wie sie selbst, glanzvoll, wie es in seinem Herzen lebte.

Schon am Morgen des nächsten Tages stieg er die breite Treppe des Palastes empor, eine Audienz bei dem Dogen zu erbitten, der ihn augenblicklich vor sich zu führen befahl.

„Nun, Meister Lorenzo,“ redete er ihn freundlich an, „was wandelte Euch denn gestern an, daß Ihr Euch unserer Bewunderung so plötzlich entzogen habt? Ich hoffe,

die böse Stimmung ist vorüber und Ihr verschmäht es nicht mehr, das Lob und den Dank zu empfangen, die wir Euch als gerechten Lohn aus vollem Herzen zollen?"

„Verzeiht, mein edler Herr," entgegnete Lorenzo, „wenn ich den Schein der Ungebühr auf mich geladen, und wollet mir ein Zeichen Eurer Vergebung angedeihen lassen, indem Ihr mir die Gnade gewährt, um die zu bitten ich gekommen bin."

„Sprecht es aus Euer Begehr, lieber Meister," rief der Doge, „wir sind Euch sehr verpflichtet, und da Euer Bild eine Zierde Venedigs bleiben wird, so lange San Marco die Republik beschützt, so fordert unverzagt. Was in der Macht des Dogen steht, soll Euch so weit als möglich gern bewilligt werden."

Lorenzo schwieg eine Weile, dann sagte er: „Vergönnt mir, das Bildniß Donna Julia's zu malen, gnädiger Herr und Fürst."

Der Doge blickte ihn prüfend an, eine dunkle Röthe flog über das Gesicht des Malers, aber der Doge that, als würde er sie nicht gewahr, sondern entgegnete ruhig: „Warum sollte Euch verweigert werden, das Bild der Tochter auf die Nachwelt zu bringen, da Ihr das Bild des Vaters der Zukunft aufbewahrt durch Eure Kunst? Geht getrost in Euer Haus, wenn das all' Euer Verlangen war. Donna Julia soll Euch Tag und Stunde

bestimmen, in der sie Euch zu dem Bilde sitzen will, und Ihr mögt Euch das Zimmer des Palastes wählen, welches Euch zur Werkstatt am geeignetsten dünkt, um das Bild der Donna zu vollenden."

Lorenzo war glücklich über alle Maßen, glücklicher als hätte man ihm ein Reich und eine Krone verheißen. Er sollte Donna Julia wiedersehen, oftmals, stundenlang; er sollte ihr Bild fesseln dürfen auf die Leinwand, um es immerdar vor Augen zu haben — das war alles, was er jetzt begehrte.

Mit einem raschen Sprunge verließ er die Gondel, die ihn zu seiner Wohnung getragen, schnell eilte er die Treppe hinan zu seiner Werkstatt, und als hätte er noch nie ein Bild begonnen, so emsig prüfte er die Leinwand, Farben und Pinsel, so ängstlich strebte er das Beste zu finden, weil er das Höchste leisten wollte.

Die Tage bis zur ersten Sitzung vergingen ihm wie träumend. Wachend und schlafend war es nur ihr Bild, das ihn erfüllte, und hochklopfenden Herzens betrat er zu der festgesetzten Stunde das Gemach der schönen, stolzen Fürstentochter.

Wohl hatte sie des Malers Worte an jenem Tage vernommen, wohl hatte sie den Sinn derselben verstanden, doch ihr Stolz empörte sich dagegen, daß ein Maler, und wäre er selbst der hochberühmte Lorenzo, sich ihr in Liebe

zu nahen wagte. Schön und herrlich geschmückt, wie er sie zuerst gesehen, trat sie ihm entgegen, aber ein Zug kalten Hohnes lag auf ihrer Stirn, als sie sich in der Haltung vor Lorenzo hinstellte, die er sich für sein Bild erbeten hatte.

Lorenzo sah den Ausdruck ihrer Züge, sein Herz brannte in grimmem Weh, sein Auge umflorte sich, seine sonst so sichere Hand erbebte, und es war ihm, als müsse er niederstürzen und Donna Julia anflehen, nicht mit diesem Blicke auf ihn hinzusehen. Er wollte fortgehen, die Arbeit nicht beginnen, aber welchen Grund sollte er dafür angeben? Wie konnte er wissen, ob Julia geneigt sein würde, eine neue Sitzung zu bewilligen, wenn er die erste zu benutzen sich geweigert hatte? Es blieb ihm keine Wahl. Mit schwerem Herzen ging er an die Arbeit.

Aber das Vorbild war zu schön, als daß die Seele des Künstlers sich nicht davor hätte erheitern sollen. Seine Augen schwelgten in dem Anblick dieser Formen, und mit fliegender Eile gab die geschickte Hand die Züge wieder, von denen des Meisters Seele erfüllt war.

Auch Julia's Antlitz erheiterte sich. Die Begeisterung, welche von des Malers Stirn leuchtete, verfehlte ihre Wirkung nicht auf sie. Der Mensch, indem er schaffend auftritt, bekommt jenen Ausdruck allmächtiger Kraft, welche für den Augenblick seine Umgebung bewältigt, und auch

Donna Julia entging nicht diesem Einflusse. So lange Lorenzo malte, sah sie verehrend zu ihm empor, sie fühlte eine Macht in ihm, höher als Rang und Geburt, eine Macht, die sie unterjochte, die sie zwang, sich zu demüthigen vor dem, welcher sie besaß.

Dann war Lorenzo glücklich. Das Bild wuchs täglich schöner aus dem dunklen Hintergrunde hervor, täglich das Original tiefer in des Malers Seele hinein, huldvoll, gütig, weiblich milde, wie Julia sich zeigte während seiner Arbeit. Hatte er aber den letzten Pinselstrich an jedem Tage gethan, legte er die Palette weg, erhob er sich von der Staffelei und machte die Aufregung der Arbeit der Ermüdung Platz, dann ging sein Taggestirn ihm unter. Eine plötzliche Umwandlung fand in den Zügen Donna Julia's statt, der Ausdruck kalter Hoheit machte seine frühere Herrschaft darin geltend, ihre Gestalt richtete sich stolz empor, und mit vornehmer Herablassung verabschiedete sie den Maler, dem ihr Hochmuth die Wange bleichte und das leuchtende Auge trübte.

So vergingen Wochen um Wochen. Zwischen Freude und Schmerz, zwischen Hoffnung und Entmuthigung umhergeworfen, bald entschlossen, Julia seine Liebe zu gestehen, bald getrieben, die Arbeit nicht zu vollenden, um den kalten Blicken der Jungfrau nicht wieder begegnen zu müssen, litt Lorenzo Folterqualen. Hatte er sich am Abend

gesagt, daß er den Palast nie wieder betreten wolle, so fand ihn der nächste Mittag auf dem Wege, der ihn dahin führte, und er sagte sich, seine Künstlerehre gebiete ihm, das Bild zu vollenden, was auch sein Mannesherz darunter leide.

Auch Donna Julia's Seele war nicht mehr so ruhig, als in den ersten Tagen, in denen der Maler seine Arbeit begonnen hatte. Seine Schönheit, sein Genius und endlich seine unverkennbare Liebe hatten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Mädchens gemacht, dessen sie sich bewußt war und dessen sie sich schämte. Sie vermied es, an ihn zu denken, sie erschrak, wenn sie dennoch sein Bild in ihrer Seele immer und immer wieder entdeckte, sie weinte laut auf, wenn sie, aus einem Traume erwachend, gewahr ward, daß der Maler selbst in ihren Träumen lebte. Der Stolz der Fürstentochter schmähte die Liebe zu einem Niedriggebornen, zu einem Künstler, als eine Unwürdigkeit, und je tiefer diese Liebe wurde, um so mehr zwang sich Donna Julia den Maler geringschätzend zu behandeln, sei es um ihr Geheimniß nicht zu verrathen, sei es um sich zu überzeugen, daß sie einen Mann nicht lieben könne, den seine Stellung nöthigte, solche Unbill ruhig von ihr hinzunehmen.

Indeß nicht seine Stellung war es, sondern seine Liebe, die ihn schweigen ließ. Was er von keinem Könige der

Erde geduldet hätte, was der weltberühmte, gefeierte Künstler von Niemand zu ertragen brauchte, das litt er von der Geliebten, und so kalt und höhnisch sie ihm auch begegnete, in immer höherer Schönheit stieg ihr Bild aus dem Geiste des Künstlers hervor, bis es vollendet auf der Leinwand lebte.

Endlich hatte er sich genug gethan, endlich rief er mit dem Entzücken der Liebe, mit dem freudigen Stolze der Selbstbefriedigung: „Nun kommt, Madonna, und seht, wie schön Ihr seid!“ Endlich hoffte er auf ein Lächeln der Freude, auf ein Wort des Dankes, das ihn trunken zu Julia's Füßen niedergezogen haben würde.

Aber stolz und streng, das Herz zusammengepreßt von Schmerz bei dem Gedanken, Lorenzo nicht mehr an jedem Tage zu sehen, einem Schmerze, den ihr Hochmuth sich wegzuleugnen strebte, trat sie vor das Bildniß hin.

„Ist das Eure hochgerühmte Kunst, edler Meister?“ fragte sie. „Mußtet Ihr darum den Lorbeer ablehnen, den Ihr wohl verdient hattet für das Bild im Dogensaale? Fürwahr mich dünkt, Ihr hättet ihn nehmen sollen, denn dies Bild wird ihn Euch nicht erwerben.“

Lorenzo stand wie gelähmt, er hatte kein klares Bewußtsein, er hätte aufschreien mögen, er hätte ihr in diesem Augenblicke fluchen können für das Weh, das sie ihm that, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst. Er

fühlte sich vernichtet in seiner Liebe, vernichtet in seinem Künstlerbewußtsein durch den Hohn des Wesens, in dem seine Leidenschaft die ganze Welt erblickte. Sein Gesicht entfärbte sich zu Leichenblässe, seine Hände bebten krampfhaft, und mit Schrecken ward Julia das Elend gewahr, das sie angerichtet hatte.

Ein Gefühl des Mitleids regte sich in ihr, aber sie kämpfte es nieder, als in diesem Augenblicke der Doge in das Gemach trat, die beendete Arbeit in Augenschein zu nehmen.

Betroffen von der hohen Vollendung des Bildes, mehr noch betroffen von des Künstlers ganz verstörten Zügen, von dem flammenden und aufgeregten Blicke seiner Tochter, sah er bald diese, bald jenen prüfend an. Sein Scharfsinn hatte es leicht, das Geheimniß dieser beiden Herzen zu errathen, das er von Anfang an geahnt. Er bedauerte den Künstler, aber er tadelte seine Tochter nicht, denn mochte lieber ein Künstler untergehen in Verzweiflung, als das Haus des Dogen entehrt werden durch die Liebe seiner Tochter zu einem Manne, der nicht ihres Gleichen war

Schweigend und fest drückte er die Hand Donna Julia's, als er an ihr vorübergehend, sich zum Maler wendete, ihm in warmen Worten seine Bewunderung auch für diese Arbeit auszudrücken. „Donna Julia darf stolz darauf sein, werther Meister," sprach er, „einen Künstler

wie Euch zu solchem Werke begeistert zu haben, und so noch von der späten Nachwelt um der Wohlgestalt willen bewundert zu werden, mit der es Gott gefallen hat, sie zur Freude der Menschen auszustatten."

Ein höhnisches Lachen des Malers unterbrach diese wohlgemeinten Worte, und plötzlich fanden sein Schmerz und sein Zorn den Ausdruck. „Die Nachwelt wird dies Werk nicht sehen!" rief er bitter, und hatte den Arm mit gewaltiger Kraft zu einem Schlage gegen die Leinwand erhoben, als die Hand des Dogen ihn zurückhielt.

„Um aller Heiligen willen!" rief zu gleicher Zeit Donna Julia, und was die abwehrende Hand des Vaters nicht vermocht hätte, das Meisterwerk vor der Zerstörung zu schützen, das vermochten die Worte der Jungfrau, in denen ein Klang der Liebe zitterte.

Lorenzo glaubte zu träumen. Er blickte zu ihr hinüber, Freudenthränen, wie sie nur das Aufhören eines furchtbaren Leidens erpreßt, drängten sich in seine Augen, seine Hände falteten sich in anbetender Liebe. Da zog wieder die Eiseskälte über Julia's Antlitz, und sich in der Haltung des Bildes neben das Gemälde stellend, sagte sie: „Es ist wahr, mein gnädiger Vater, daß Meister Lorenzo die Formen meiner Gestalt zu fesseln wußte, und ich danke ihm das, wenn es Euch Freude ist, aber gerade von Meister Lorenzo mußte man mehr erwarten, wenn er

sein Höchstes leisten wollte, sein Bild mußte lebendig aus dem Rahmen treten, und —“

„Und thut dies Bild das nicht?“ fragte der Doge. „Ist das nicht der Glanz Deines Auges? Ist das nicht die Hoheit Deiner Stirn, nicht der Adel unseres reinen Stammes?“

„Es ist ein Schatten dieser Stammeserbschaft in dem Bilde, ein Schatten, nicht das volle Leben! Das Bild ist schön, aber es ist todt, und doch hätte ich dem Meister gern gedankt für ein Bild, das lebend hervorgetreten wäre von der Leinwand, ein Ebenbild der Lebenden.“

Damit verneigte sie sich gegen ihn und verließ das Gemach. Selbst der Doge zürnte ihr. Er hielt die Hand des Malers in der seinen, er versuchte die Worte seiner Tochter als den Ausdruck einer jugendlichen Eitelkeit hinzustellen, mit der man Nachsicht haben dürfe, er sprach von Weiberlaunen, lobte das Bild mit aller der Bewunderung, die er wirklich dafür hegte, und die es in so reichem Maße verdiente, aber der Meister blieb still und kalt, bis er endlich seine Hand aus der des Dogen befreite und tief aufathmend bat: „Laßt mich jetzt gehen, gnädiger Herr, denn was Ihr auch sagen und thun möget, ärmer als ein Bettler gehe ich von dieser Stelle.“

Schweigend stieg er die Treppen des Palastes hinab, schweigend wanderte er über die Piazetta und den Markus-

platz durch die Pforte des Uhrthurmes in das Gewirr der Straßen hinein, die sich hier dichtgedrängt an einander schließen. Er vermied es aufzublicken, umher zu sehen — er schämte sich vor den Menschen. Hatte er doch das Härteste erfahren, was dem Manne begegnen kann; er war verspottet worden in dem Glauben an sich und an seinen Beruf, verspottet von den Lippen des Weibes, das er liebte.

Wohin er ging, er wußte es nicht. Seine Wohnung wollte er nicht mehr betreten, denn auch dort stand Julia's Bild. Er hatte es aus der Erinnerung für sich gemalt, wenn er von den Sitzungen aus dem Palaste heimkehrte. Er erbleichte bei dem Gedanken, noch einmal diese Züge sehen zu sollen, ein heißer Stich fuhr durch sein Herz — und „fort! fort!" rief er, ohne zu bedenken, daß er sich in dichtem Menschengedränge befand, und daß man seine Worte hören könne.

Auch hatte man sie vernommen, denn plötzlich richtete sich neben ihm eine kleine weibliche Figur, so hoch sie konnte, empor, und fragte: „Und wohin wollt Ihr gehen, Meister Lorenzo?"

Der Meister schrak zusammen und blickte die Fragerin an. Sie trug einen dunklen Mantel, dessen Kapuze sie über das Haupt gezogen hatte, und ihr Gesicht war in einer schwarzen Halbmaske verborgen, aber ihr runzel-

volles Kinn, das aus der Maske hervorsah, und die bebende Hand, mit der sie sich auf einen Palmenkrückstock stützte, verriethen ihr hohes Alter.

Ehe er es hindern konnte, hatte sie den Dolch, den er in seinem Gürtel trug, daraus hervorgezogen und in die Falten ihres Mantels verborgen. „Wo Zunder liegt, taugt das Feuer nicht,“ sprach sie, und da sie sah, daß Lorenzo sich ihrer wie einer Zudringlichen entledigen wollte, fügte sie hinzu: „So hat mich Donna Maria, Eure Mutter, nicht von sich gewiesen, als sie einst in meinem Hause Zuflucht fand mit ihrem Säugling.“

Lorenzo hielt inne und wollte fragen, aber die Alte war im Menschengedränge verschwunden, ohne daß er sie wiederfinden konnte, und nur ein Ring, den sie an ihrem Finger getragen haben mußte, war in seiner Hand zurückgeblieben, als er versucht hatte, sich von ihr los zu machen.

Das alles war das Werk weniger Sekunden gewesen, und Lorenzo mußte sich gestehen, daß die Alte wohl gethan habe, durch Entwendung der Waffe ihn vor dem Gedanken des Selbstmordes zu warnen, der dumpf und schwer in seiner Seele emporgestiegen war.

„Nein, nein,“ rief er aus, „dahin soll sie mich nicht treiben!“ Aber als er nun auf die Zukunft blickte, die vor ihm lag, als er daran dachte, daß er leben solle ohne

Julia's Liebe, daß er malen, schaffen solle ohne ihren Beifall, ja ohne den alten Glauben an seine eigene Kraft, da kam Verzweiflung über ihn, und er fühlte, daß er nicht auf sich hören dürfe, wolle er am Leben bleiben.

Er wünschte einem Freunde zu begegnen, um sein volles Herz vor ihm auszuschütten, und doch floh er ängstlich um die nächste Straßenecke, sobald er eines Bekannten ansichtig wurde. Wie konnte er über seine Lippen bringen, welcher Schimpf ihm angethan worden!

So kam er von Straße zu Straße, bis zu einer Stelle, wo farbiger Lichtglanz schon von weitem sein Auge traf. In einem kleinen, mit Bäumen bepflanzten Hofraume, der zwischen zwei Häusern gelegen, sich gegen die Straße hin öffnete und mit bunten Glaslampen phantastisch beleuchtet war, saßen und lagen auf Polsterbänken Griechen, Armenier und Perser bei einander, bald einzeln, bald in Gruppen; und ohne sich Rechenschaft zu geben, was ihn dahin zöge, trat der Maler in das Kaffeehaus hinein, zu dem der Platz gehörte, und setzte sich an einem der Tische nieder.

Die Anwesenden sahen ihn flüchtig an, dann wendeten sie die Augen mit der Gelassenheit des ruhenden Orientalen von ihm ab, zogen lange Rauchwolken aus den schlanken Röhren ihrer Tschibuks, und ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf den Mährchenerzähler,

der ihnen die Mühe ersparte, die Phantasie mit eigenen Erfindungen und Gedanken zu beschäftigen.

Anfangs hatte Lorenzo wenig Acht auf die Worte des Erzählers, obschon sich derselbe der lingua franca bediente, welche damals jeder Mann an den Küsten und auf den Inseln des mittelländischen Meeres verstand, bis plötzlich der Name der weisen Astrea sein Ohr berührte und seine Theilnahme erregte.

„Die Mutter schien todt zu sein," sagte der Erzähler, „auch der kaum zweijährige Knabe athmete nur mühsam. Astrea aber jammerte der unglücklichen Schiffbrüchigen. Sie rief ihre Geister herbei, die webten aus dem weichen Grase des Ufers eine wärmende Matte, hoben Mutter und Kind hinein und trugen sie bis hoch hinauf zu der Höhe des Berges, wo einst der Tempel der Liebesgöttin geprangt hatte, an der Stelle, die jetzt das Haus Astrea's einnahm. Dort betteten die heilsamen Hände der weiblichen Genien den neuen Hausgenossen auf wohlthuendem Lager, wärmten die erstarrten Glieder mit dem Hauche ihrer rosigen Geisterlippen, und als dann die Mutter erwachte, als dann das Knäblein die Augen aufschlug, da war solche Freude unter den Genien, daß der Eine dem Kinde die Schale zum Trinken reichte, die sonst nur die weise Astrea selbst mit ihrem heiligen, prophetischen Munde berührte."

„Als Astrea das sah, erschrak sie sehr. „Es wird ein mächtiger Geist in den Knaben fahren," sagte sie, „und er wird geehrt und berühmt werden über die Maßen, aber da er überirdische Kraft getrunken aus dieser Schale, wird auch übermenschlich Wehe einst sein Theil sein."

„O rette ihn davor!" baten die Genien, die gar so großes Gefallen an dem Knaben hegten.

„Astrea schüttelte das Haupt. „Jedes Glück hat sein Leid, jede Gunst will erkauft, jeder Segen verdient, jeder Friede errungen sein. Ich will über ihm wachen in der Stunde seiner heißesten Angst, ich will ihn erretten, wie ich Mutter und Kind errettet habe aus der Wogenbrandung, und da er den Vater verloren hat durch des Meeres grause Gewalt, so will ich der Schirmer seiner Jugend werden und ihn zu Glück und Ehre leiten durch den nächtlichen Weg der Schmerzen. Bindet ihm das Andenken an das linke Handgelenk, das meine Pflegekinder tragen."

„Damit banden die Genien eine kleine goldene Kette um den Arm des Kindes, in deren Mitte ein Brillant befestigt war, und als sie die Kette schlossen, leuchteten die Augen des Knaben viel heller, lächelte sein Mund viel lieblicher."

Kaum hatte der Erzähler diese Worte gesprochen, als Lorenzo, der mit immer größerer Spannung dem Vortrage des Erzählers gelauscht hatte, von seinem Sitze

emporsprang, den Aermel seines Wammses zurückschlug und vor den Augen der erstaunten Zunächstsitzenden eine feine goldene mit einem Diamant geschlossene Kette an seinem linken Handgelenk enthüllte.

„Wo ist Astrea?“ fragte Lorenzo lebhaft, „wo ist sie?“ Aber während die Orientalen von ihren Polstern aufstanden und sich herandrängten, den Talisman zu sehen, war derselbe plötzlich verschwunden. Betroffen blickte Lorenzo den Erzähler an, noch betroffener schienen die Orientalen, die hier plötzlich die Wunderwelt, von der sie wie von Gebilden phantastischer Träume gehört, in dem nächsten, wirklichen Leben vor ihren Augen auftauchen sahen.

Die Armenier und Griechen, die als gute Christen Zauberkünste hinter diesen Wundern witterten und damit nicht ihr Seelenheil verscherzen wollten, verließen ihre Plätze und den Garten; die Muhamedaner aber blieben und wollten es erst abwarten, ob ein Grund zum Fliehen vorhanden sein würde. Sie verlangten das Ende der Erzählung zu hören, aber der Erzähler versicherte, es jetzt nicht geben zu können und erbot sich, das Geld zurück zu zahlen, das er von seinen Zuhörern bereits empfangen hatte, während er sich ebenso standhaft weigerte, Lorenzo Auskunft über den Aufenthalt Astrea's zu schaffen. Die Muhamedaner wurden zornig, sie fuhren mit Schimpfworten auf den Erzähler und auf den Maler Lorenzo los,

und da sich ein paar Sbirren, durch den Lärm herangezogen, der Eingangsthüre näherten, verließ Lorenzo den Ort, und wendete sich der Gegend zu, in der seine Wohnung gelegen war.

Die Erlebnisse der letzten Stunden hatten seinen Gedanken eine andere Richtung, seiner Seele neuen Muth gegeben. Ehe er das Haus betrat, blickte er noch einmal zum Himmel empor, da leuchtete der Venusstern ihm mit ganz wunderbarer Klarheit entgegen, und zu gleicher Zeit fiel ein Lichtstrahl wie von einem Wetterleuchten oder einer Sternschnuppe auf den Ring der alten Frau, den er an seine Hand gesteckt hatte. In dem blutrothen Rubin prangte hell und deutlich eingeschnitten das Ebenbild des Gestirns, und auch in seinem Armbande strahlte es wieder, das nun mit einem Male wieder an seinem Handgelenke zu sehen war. Erstaunt blieb er stehen, als abermals das helle Gefunkel des Venussterns ihm auffiel, und er beschloß, der Richtung nachzugehen, in der das Sternbild stand.

Was ihn dazu bewog, Astrea auf diesem Wege zu erwarten, wußte er selbst sich nicht zu sagen, doch wuchs der Glaube, daß er ihr begegnen, daß sie ihm helfen werde, von Minute zu Minute in ihm, und er schritt rüstig vorwärts, bis er in einem der engsten Gäßchen, hart an dem Prachtbau der Rialtobrücke, plötzlich seinen

Weg durch einen Menschen versperrt fand, der auf dem Boden unter dem Schutze eines Madonnenbildes, anscheinend tief eingeschlafen, fast die ganze Breite des Weges einnahm. Auf des Malers Anruf, daß er Platz machen möge, antwortete der Liegende nicht, er regte sich auch nicht, da Lorenzo über ihn fortstieg, und diesem mußte also der Gedanke kommen, daß es vielleicht kein Schlafender, sondern ein Todter sein möchte. Er wendete sich zurück, beugte sich hernieder, da hörte er die ruhigen Athemzüge des Mannes, und sah, daß er auf dem Gürtel seines Wammses, wo Diener das Wappen ihres Gebieters zu tragen pflegen, einen Stern gegraben hatte. Mit rascher Hand schüttelte er den Schläfer wach. „Wo ist Deine Herrin?“ fragte er ihn.

„Wer gibt Euch ein Recht nach ihr zu fragen, Signor?“ entgegnete der Andere, während er aufstand und seine langen Glieder streckte.

Lorenzo hielt ihm den Ring vor die Augen, der trotz des spärlichen Lichtes, welches die Lampe von dem Madonnenbilde niederwarf, doch hellstrahlend durch das Dunkel schien.

Als der Diener das Zeichen gewahr wurde, verneigte er sich ehrerbietig, kreuzte die Hände über der Brust als ein Zeichen des Grußes, und wies den Fragenden, ohne

ein Wort zu sprechen, nach der Thüre, auf deren Schwelle sein Haupt geruht hatte.

Lorenzo klopfte, die Thüre des kleinen, finstern, ganz unansehnlichen Hauses öffnete sich von selbst, schloß sich dann wieder, sobald Lorenzo die Schwelle überschritten hatte, und zu seinem höchsten Erstaunen befand er sich plötzlich in der Halle eines Palastes, gegen dessen feenhafte Schönheit die Herrlichkeit des Dogenpalastes plump und düster erschien. Nirgends waren Mauern oder schwerfällige Marmorsäulen zu erblicken. Blumengewinde und Reihen von mildleuchtenden Sternen bezeichneten die Linien einer Architektur, deren Material so leicht wie Luft und doch nicht durchsichtig war. Die Treppe war mit Decken aus weißem Schwanengefieder belegt. Als er sie bestiegen hatte, sah er oben in einer lichtstrahlenden Halle eine Frau von der höchsten Schönheit vor einem großen Himmelsglobus sitzen, dessen Sterne sie aufmerksam betrachtete, während ihre Hand leise Töne auf einer Orgel anschlug, die Lorenzo's Seele mit solchem Frieden erfüllten, daß er in süße Thränen ausbrechend zu den Füßen der Herrlichen betend niedersank.

Eine Weile spielte sie ruhig fort, dann als die letzten Töne sanft verklungen waren, erhob sie sich, breitete ihre Hände über den Knieenden und segnete ihn mit dem Spruche des Friedens: „Ehre sei Gott in der Höhe,

Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen!" Darauf reichte sie ihm die Hand und hieß ihn willkommen in ihrem Hause.

„Bist Du Astrea?" fragte Lorenzo.

„Ja, mein Sohn," entgegnete sie, „und ich werde halten, was ich Deiner Mutter einst gelobte, wenn Du mir vertraust."

„Und wer bist Du, wundervolles Wesen?" fragte er weiter.

„Ist das Dein Vertrauen, ungläubig Menschenkind?" entgegnete sie lächelnd, während sie ihm mit ihrer Hand freundlich die Locken von der heißen Stirn strich. „Genügt Dir es nicht, daß ich bin, daß ich Macht habe Dir zu helfen, daß ich Dich mit dem Friedenssegen Deines Gottes begrüße? Was willst Du mehr? Und sagte ich Dir, woher ich komme, sagte ich Dir, wohin ich gehe, und kündete ich Dir mein ewig Leben, würde Deine Menschenseele es denn fassen?" Sie schaute ihn prüfend und mitleidig an. Dann nahm sie einen goldenen Stab und deutete auf die goldene Himmelskugel hin, auf der die Sterne durch funkelnde Brillanten und ihre Bahnen durch köstliche Streifen von blauem Lapis Lazuli gebildet waren. „Zähle die Sterne mit einem Blicke Deines Auges," sagte sie.

„Welcher Sterbliche vermöchte das?" rief Lorenzo.

„Nun denn, so sage mir, was ihre Sprache bedeutet,“ fuhr sie fort, während sie wieder die Orgel berührte und abermals die volle Seligkeit der Sphärenharmonie ihn umrauschte.

„Ich verstehe sie nicht, aber meine Seele geht auf vor ihrem Klange in ungeahnter Wonne.“

„Lehre also Dich bescheiden, vertrauen und genießen,“ entgegnete sie mit liebevoller Hoheit, und winkte dann dem Jüngling ihr zu folgen.

Durch eine Reihe prächtiger Gemächer schritten sie vorwärts, bis endlich Astrea eine verborgene Thüre öffnete und sie in eine große, verhältnißmäßig dunkle Wölbung traten. Nahe vor der Eingangsthüre blieb sie stehen, und faltete die Hände wie zum Gebet. Ein leichter, süßduftender Rauch quoll aus der Mitte des Bodens hervor, dann erschien eine klare, reine Flamme, ein Schwarm weißer Tauben kreiste in flatterndem Zuge über ihr, und gleich darauf verschwand das alles wieder, und das Bild Donna Julia's, das Lorenzo für sich selbst gemalt hatte, stand an der Stelle der Opferflamme.

„Nimm dieses Messer und schneide das Bild von seinem Hintergrunde los,“ befahl sie dem Maler.

Der Jüngling zauderte. Es schmerzte den Künstler, sein Werk zu zerstören, und ein neuer Zweifel stieg in ihm empor, ob denn sein Thun nicht Unheil über die Geliebte

heraufbeschwören könne. Mit flehendem Blicke schaute er Astrea an, er hoffte, sie werde abstehen von ihrem Verlangen, aber ihr Gesicht blieb ruhig und unbewegt. Da warf er sich vor ihr nieder und sprach: „Laß mich Deiner Gnade verlustig gehen für immerdar, mag Elend und Verachtung mein Loos sein durch mein ganzes Leben, ich werde fortan es tragen wie ein Mann; Julia ein Leid zu thun, das allein vermag ich nicht."

„Segnen die bösen Geister, die dem Menschen Schlingen legen, ihn mit dem Gruße des Friedens?" fragte Astrea, und augenblicklich wendete Lorenzo sich dem Bilde zu und schnitt es aus dem Hintergrunde heraus. Als es geschehen war, als das Bild am Boden lag, schien es ihm, als töne ein leiser Laut der Klage von seinen Lippen, als füllten Thränen die Augen des Bildes. Er konnte den Anblick nicht ertragen und wendete sich verhüllten Antlitzes davon ab, als auf Astrea's Wink leichtbeflügelte Genien sichtbar wurden. Sie hoben das Bild empor, aus dem Boden loderte wieder das reine, duftende Feuer auf, und die Genien senkten das Bild in die Flammen, so daß es in wenig Augenblicken davon verzehrt wurde. Die Asche hoben sie auf, sonderten sie vorsichtig, füllten einige Körner, die Astrea selbst gewählt hatte, in eine goldene Kapsel, und Astrea befestigte diese an den Hals ihres Schützlings. Danach befahl sie den Genien sich zu ent-

fernen, führte Lorenzo in den Saal der Himmelskugel zurück und sprach zu ihm: „Gehe morgen Mittag in den Dogenpalast, wenn das Gestirn des Tages hell hineinleuchtet in das Zimmer, in dem das Bild Donna Julia's steht, und schütte vorsichtig, was auch geschehen, oder wer auch darin anwesend sein möge, die geläuterte Asche aus der goldenen Kapsel über das Haupt und die Brust des Gemäldes aus. Dann verlasse das Gemach, blicke nicht zurück, wenn Dich auch die höchste Verlockung dazu nöthigen wollte; im Uebrigen vertraue mir und lebe wohl."

Damit legte sie ihre Hand auf des Jünglings Haupt, sprach noch einmal den Segen des Friedens über ihn aus, und nachdem sie ihm ihre Hand gereicht, die er knieend an seine Lippen drückte, deutete sie ihm an, sie zu verlassen. Ruhig und ermuthigt gehorchte er ihr, und wenig Augenblicke später befand er sich auf der Straße.

Schnell und von neugierigem Bangen getrieben, eilte er seiner Wohnung zu, aber dort angekommen, sah er mit Ueberraschung, daß Donna Julia's Bild noch unversehrt auf seiner alten Stelle stand. Nur die Farben schienen ihm bleicher, und ein Ausdruck von Trauer über die Züge gebreitet, den er nie in dem stolzen Angesicht der Geliebten wahrgenommen hatte.

Die Nacht verging ihm in Träumen, bunt und unerfaßbar, wie solche Erlebnisse sie erzeugen mußten. Am

Morgen erhob er sich früh und eilte zur Piazetta, um den Augenblick nicht zu versäumen, in dem er sein Werk im Dogenpalaste zu vollbringen hatte. Die Stunden schlichen ihm langsam, wie einem Kranken, dahin. Die Erde schien ihm still zu stehen, die Schatten nicht weichen zu wollen, in denen die Fenster des Palastes lagen. Plötzlich traf der erste Sonnenstrahl das große Bogenfenster des bezeichneten Saales, und mit klopfendem Herzen, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, schritt der Maler die Treppe hinan, welche nie wieder zu betreten er noch am vorigen Tage entschlossen gewesen war.

Die Dienerschaft, welche gewohnt war, ihn täglich in dem Palaste zu sehen, ließ ihn ungehindert vorüber. Ungehindert erreichte er auch den großen Saal, wo das Bild noch auf der Staffelei stand und stolz und befremdet den Eintretenden anzublicken schien.

Sein Herz klopfte hörbar; seine ganze Liebe, die ganze Erinnerung an Donna Julia's Grausamkeit bestürmten ihn auf dieser Stelle mit neuer Heftigkeit. Der Boden brannte unter seinen Füßen, eine heiße Röthe zorniger Scham flammte in seinem Antlitz empor, und mit fester Hand schüttete er den Inhalt der Kapsel über das Haupt und die Brust des Bildes aus. Dann wendete er sich ab, das Zimmer zu verlassen.

Auf der Schwelle desselben trat ihm Donna Julia

entgegen. Ihr Gesicht war blässer, ihr Haupt nicht so hoch gehoben als sonst. Sie glich dem Bilde, wie es Lorenzo gesehen in der letzten Nacht. Kaum aber hatte sie ihn erblickt, als sie mit kaltem Triumphe ihm zurief: „Seid Ihr gekommen, Eure Arbeit zu verbessern, Meister Lorenzo?"

Sie hielt inne, als sie bemerkte, daß er ihre Anrede nicht beachtete, sondern ohne sie selbst nur eines Blickes zu würdigen, schnell an ihr vorüber schritt.

„Ihr könntet weilen, so lange ich mit Euch spreche, Signor," rief sie ihm nach, „ich würde Euch nicht lange Eurem Berufe entziehen." Dabei aber wurde ihr Antlitz todtenbleich, große Thränen trübten ihre Augen, und sie mit heftiger Bewegung zerdrückend, hob sie das Haupt hoch empor, wie zürnend gegen sich selber, und eilte in den Saal.

Kaum jedoch hatte sie die Thüre desselben geschlossen, als zu ihrem höchsten Entsetzen ihr Bild aus dem Rahmen heraus und mit jenem Ausdruck der Geringschätzung vor sie hintrat, mit dem sie eben wieder Lorenzo's liebend Herz gemartert.

Julia erstarrte. Sie wollte fliehen, das Entsetzen bannte sie an den Boden fest, und ehe sie es hindern konnte, hatte ihr Ebenbild Julia's Hand ergriffen, sie fest zu halten.

„Warum erschrickst Du, Julia?“ fragte das Bild mit einem Tone des Spottes, in dem Julia schaudernd ihre eigene Stimme erkannte, „warum erschrickst Du vor dem Meisterwerk Lorenzo's? Du verlangtest, das Bild solle lebendig heraustreten aus dem Rahmen, Dein strahlender Doppelgänger. Du siehst, er hat Deinem Wunsche genügt, das Bild ist lebendig, und schöner, strahlender als Du selbst!“

Bei diesen Worten hielt die Gestalt der Donna einen Spiegel vor Augen, und mit Schrecken gewahrte Julia die Veränderung, welche mit ihr selber vorgegangen war. Alle Farbe, aller Glanz der Jugend hatten sie verlassen, sie sah todt und grau aus, wie ein ganz verblichenes Gemälde, sie konnte kaum noch in dem matten, schattenhaften Spiegelbilde ihre eigene Gestalt erkennen.

Vergebens versuchte sie sich von der Hand des lebenden Bildes zu befreien; vergebens warf sie sich im angstvollen Ringen vor ihrer Doppelgängerin nieder und beschwor sie, sie zu lassen; die schöne Hand hielt sie wie mit eiserner Gewalt, während Julia's Ohr die Worte vernahm: „So fest hast Du das Herz des Unglücklichen gehalten! so unerbittlich wie ich an Deiner Qual mich weide, hast Du Dich gesättigt an dem Leid des treusten Herzens!“

Julia lag in Thränen auf dem Boden. Sie war keines Wortes mehr mächtig. Nicht nur ihre Jugend

hatte das lebende Bild in sich gesogen, auch ihre Stimme hatte es geraubt. Sie war nur noch ein Schatten, und mit strenger Hoheit sagte das Bild: „Ein Schatten warst Du nur von jenem Bilde, das die Liebe in Dir sah, — so werde denn jetzt auch zum Schatten. Verschwinde und erwirb Dir Befreiung von den bösen Geistern, denen Du verfallen bist!“

Da war es Julia als löse ihr ganzes Wesen sich auf, eine Art von Ohnmacht umfing sie, und der letzte Eindruck, dessen sie sich bewußt blieb, war der Eintritt des Dogen, der ihre Doppelgängerin mit all der Zärtlichkeit in seine Arme schloß, mit der er Julia an sein Herz zu drücken pflegte.

Als sie wieder zu sich kam, gewahrte sie sich in einer ihr völlig fremden Umgebung. Es war eine Künstlerwerkstatt voll fröhlichen Lebens, voll ernster Bemühung; heiterer Fleiß sprach aus den Gesichtern der Jünglinge, die vor ihren Stafeleien standen, und in ihrer Mitte arbeitete ihr Lehrer und Meister, der kunstgeübte Lorenzo.

„Wie komme ich hierher?“ rief Julia. Niemand antwortete auf ihre Frage. Sie wiederholte den Ruf. Es blieb alles still. Sie trat an Lorenzo heran, sie legte die Hand auf seine Schulter. Er sah sie nicht, er empfand nicht die Berührung ihrer Hand, und mit Grauen erkannte Julia, daß sie unsichtbar, unwahrnehmbar geworden für

die Sinne der Menschen, daß sie bestimmt war, einsam unter ihnen umherzugehen, lebend, empfindend und doch todt für alle, während ihr Schemen ihre Stelle einnahm in der Reihe der Lebendigen.

Sie wollte fliehen, sie vermochte es nicht. Sie wollte den Maler nicht anblicken, ihr Auge war an ihn gebannt. Eine furchtbare Verzweiflung kam über sie. Das belehrende, freundliche Wirken Lorenzo's zu betrachten, machte ihr Schmerz. Die Ehrfurcht und Liebe, welche seine Schüler ihm bewiesen, entflammte ihren Zorn. Sie haßte ihn in diesem Augenblicke, weil sie ihn nicht lieben wollte.

„Soll mein Dasein gebannt sein an das Leben eines Tagelöhners? Und was ist der Maler, der um Sold arbeitet, anders als ein Tagelöhner neben der freigebornen Fürstentochter?“ rief sie aus. „Soll des Dogen einzig Kind das Weib eines Malers werden? Niemals! lieber verschwinden von der Erde, lieber das Herz zerfleischen, in dem sein Bild sich einzudrängen wagte!“

In ohnmächtigem Schmerze, in wirkungslosem Zorne schwand der Tag für Julia dahin. Als der Abend anbrach und die Schüler Lorenzo's sich entfernten, trat der Meister traurig vor das Bildniß Julia's hin. Er betrachtete es schweigend lange Zeit, dann seufzte er, holte einen Vorhang herbei, deckte ihn über das Portrait, wie

man den Deckel des Sarges über einen geliebten Todten breitet, und verließ das Gemach.

Eine angstvolle Unruhe bemächtigte sich Julia's bei dieser Scene. Was bedeutete Lorenzo's Schweigen, was bedeutete das Verhüllen ihres Bildes? Warum wollte er es nicht mehr anblicken? Wollte er ihrer vergessen? Hatte er aufgehört sie zu lieben?

Sie mußte ihm nach, sie mußte wissen, was er thun würde. Gespannt folgte sie ihm durch das Gedränge des Markusplatzes, auf dem das fröhliche Maskengewühl des Karnevals sich bewegte. Lorenzo hatte nicht daran gedacht, eine Maske anzulegen, um so häufiger näherte man sich ihm. Hohe, stolze Frauengestalten traten an ihn heran, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Hier und da ward eine Maske behutsam gelüftet, man wollte erkannt sein, man wollte den schönen Maler errathen lassen, wie süße Huld, wie großes Glück für ihn zu hoffen sei. Er antwortete hier mit einem Scherze ablehnend, dort mit einer Galanterie, noch hatte keine der Frauen ihm eine lebhaftere Theilnahme abgewonnen, und doch war in Julia's Herz schon die Angst der Eifersucht entbrannt.

Da trat eine Frau an ihn heran, gegen die Sitte Venedigs in weiße, leuchtende Gewänder gehüllt; höher, schlanker, edler in der Erscheinung, als alle Frauen um sie her. In staunender Bewunderung folgten ihr die

Männer, aber wer es auch wagte, sich ihr zu nahen, sie wies ihn von sich. Lange schon hatte ihr Auge nach Lorenzo ausgeschaut, jetzt, da sie ihn erblickte, hielt sie ihm ihre Hand entgegen. Ein Karfunkel prangte an ihrem Finger — Julia gewahrte einen gleichen Ring an des jungen Malers Hand, und ohne daß die Fremde sich entlarvte, erkannte der Maler die Erscheinung alsobald. Er nannte ihren Namen nicht, er sprach nicht zu ihr, aber sein Gesicht verrieth die Freude, sie wieder zu sehen. Er mußte sie erwartet haben, er mußte sie lieben. Sie winkte ihm, er folgte ihr, und durch das Gewühl der Masken eilte sie mit ihm dem Ufer zu, wo eine Gondel ihrer harrte.

Lorenzo und die Fremde bestiegen das Schiffchen, die Thüre des Gondelhäuschens ward geschlossen. Der Diener und die Zofe der Fremden stimmten einen lieblichen Wettgesang an, die Gondel glitt leise und schnell durch die Wasser. Wilde Eifersucht im Herzen, saß Julia an dem äußersten Ende der Gondel, das Auge wie mit Zaubergewalt an die Thüre geheftet, hinter der Lorenzo und die Dame ihr entschwunden waren.

Es war fast Mitternacht als die Gondel ihre Fahrt durch die Lagunen beendet hatte und wieder an der Piazetta anlegte. Der Jüngling stieg an's Land, die hohe Frau winkte ihm freundlich nach, ihr Auge glänzte mild

wie des Mondes Licht, das sich in den leise plätschernden Wellen spiegelte. Dann stieß ihre Gondel vom Ufer ab, und in demselben Augenblicke landete das Boot des Dogen an der Treppe, Fanfaren und Trommelschall verkündeten seine Ankunft, die Ehrenwache trat zusammen, das Gefolge schritt voran, die Menge machte Platz, auch Lorenzo trat zurück. Wie kalt erschien diese allgemeine Ehrfurcht der unsichtbaren Julia.

Sie sah den Dogen die Treppe hinaufschreiten, seine Tochter ging an seiner Seite. Lorenzo's Wangen färbten sich, als Julia's Ebenbild in seine Nähe kam, seine Augen hingen an der Scheingestalt, da flog das kalte, spöttische Lachen über das Gesicht des Schemens, und tief davon getroffen verließ der Jüngling den Platz. Ein leiser Schrei des Schmerzes ertönte neben ihm. Er wendete den Kopf nach der Seite hin, von der er erklungen war, es war Niemand zu sehen. Traurig schlich er nach seiner Wohnung, und müde und erschöpft warf er sich auf das Lager nieder.

Was half es ihm, daß Astrea ihm eben erst in gütevollen Worten die Erfüllung seiner Wünsche verheißen, daß sie ihm geboten hatte, sich keinem Kummer hinzugeben und glaubensvoll zu hoffen? Blieb doch Donna Julia unerweicht, hatte er doch eben wieder ihren kränkenden Hochmuth erfahren müssen.

Astrea hatte ihm volle Freiheit für sein Handeln zugestanden, er beschloß sie zu nutzen. Er wollte Donna Julia nicht wieder sehen. Sein Genius rang darnach sich zu erhalten, und er fühlte, daß es ihm unmöglich sein würde, unter diesen ewig neuen Schmerzen zu arbeiten und zu schaffen. Er wollte Venedig verlassen, er wollte Ruhe suchen, aber nicht Vergessenheit.

Von diesem Entschlusse gekräftigt, schlummerte er ein, aber Julia, die wahre Julia wachte an seinem Lager. Wenn Lorenzo schlief, dann gewann die Unsichtbare ihre Gestalt und Stimme wieder. Leise beugte sie sich über den Schlafenden, von seinem Ringe den Namen des Weibes zu lesen, das er liebte. Aber vergebens! nur ein Sternbild war sichtbar darauf, und das nämliche Zeichen dieses Sternbildes war eingegraben auch auf dem Diamanten an des Schläfers Handgelenk. Julia weinte bitterlich. So fest war er der Fremden zu eigen, so ganz hatte er sich ihr hingegeben, daß er ihr Zeichen am Leibe trug, gleich einem Sklaven. Und doch hatte er Julia einst geliebt! Doch erbleichte er noch vor dem Hohne ihres Ebenbildes!

Ihre Seele fand keinen Ausweg, keinen Trost. Sie schalt Lorenzo unbeständig. Sie klagte sich des Hochmuths an. Sie zürnte ihm und wollte ihm doch sagen, daß sie bei ihm sei, sie legte ihre Hand leise auf seine

Stirn, ihn zu erwecken, aber wehe! — als er die Augen öffnete, schwand sie wieder dahin zum unsichtbaren Schatten. Sie war für ihn nicht mehr vorhanden.

Am frühen Morgen, als die Schüler sich versammelt hatten, trat der Meister unter sie, zur Abreise gerüstet. Sie sahen ihn verwundert an, sie fragten, ob er fortzugehen denke?

„Ja! Ihr lieben Gesellen," sagte er, „für eine Weile muß ich von Euch gehen. Es treibt mich einmal fort aus der Werkstatt hinaus in die weite Welt. Arbeitet denn ruhig fort und laßt mich ziehen mit freundlichem Gedenken bis ich wiederkehre."

So ungern die Schüler ihn entbehren mochten, so wagte doch Niemand ihm zu widersprechen. Des Meisters Kummer war den Schülern nicht entgangen, sie hofften die Reise werde ihn zerstreuen, und so entließen sie ihn mit guten Wünschen, mit Hoffnungen auf seine schnelle Wiederkehr.

Noch zur selben Stunde durchschiffte er die Lagunen, ließ sich am Festlande aussetzen, und wanderte wie in den Tagen seiner Jugend durch das schöne Land, nur nicht mehr einsam wie in jener Zeit, denn Julia's unsichtbares Wesen war an seiner Seite.

Sie athmete erleichtert auf, als er Venedig verlassen hatte. Nun konnte er dem Schemen doch nicht mehr be-

gegnen, nun konnte ihr Ebenbild ihn nicht mehr kränken, nicht Lügen strafen, was sie selbst empfand. Plötzlich aber entstand in ihr der Argwohn, daß Lorenzo vielleicht nur deshalb von Venedig scheide, um die schöne Fremde aufzusuchen, und jeder Schritt, den sie weiter wanderten, vermehrte ihre bangen Zweifel.

Indessen ein Tag entschwand nach dem andern und der Meister blieb allein. Heute rasteten sie in der Hütte des Landmannes, und er ward heiter und froh im Verkehr mit ihren einfachen Bewohnern, morgen empfing sie das Schloß eines fürstlichen Kunstfreundes, der in dem Maler einen hochgeehrten Gast begrüßte. Die schlichten Menschen fühlten sich ihm brüderlich verwandt, denn er war einfach und offenen, reinen Herzens wie sie selbst; die Großen der Erde, die Reichen und die Mächtigen, erkannten in ihm die Hoheit des Genies, die Gott nur seinen Auserwählten spendet, und alle Menschen trugen ihm Wohlwollen entgegen und Liebe. Nur Donna Julia hatte ihn verschmäht, sie, der er genaht war in der demüthigen Huldigung seiner tiefen, heiligen Liebe.

Täglich wuchs darüber der Schmerz in ihrer Brust, wenn sie des Künstlers reines, schönes Leben sich vor ihrem Auge entfalten sah, täglich stieg aus der Reue die Liebe klarer in ihr empor. Sie sah ihn heiterer werden,

das freute und betrübte sie zugleich, denn er ward heiterer, obschon er sich in weiter Ferne von ihr glaubte.

So oft er eine Kirche betrat, so oft er vor einem Heiligenbilde in frommer Andacht weilte, betete sie für ihn, betete sie um Erlösung für sich selbst, um ihm ihr Leben weihen zu können in der Liebe, die sie für ihn hegte. Allnächtlich sprach sie zu ihm in seinen Träumen von ihrer Liebe, von ihrer Pein. Keinen Augenblick zu missen, in dem sie sich dem Geliebten offenbaren konnte, mied sie oft den Schlaf, so sehr sie ihn bedurfte, und immer und immer blieb sie nur ein Schatten, immer wieder schwand sie dahin, wenn Lorenzo von ihrem Liebeswort geweckt den Tag erblickte.

Sie ahnte es nicht, wie es allein die Hoffnung auf Erfüllung seiner nächtlichen Träume war, welche in ihm die Heiterkeit erzeugte, die Julia's Seele so beängstigte. Sie ahnte es nicht, daß er jetzt oftmals ihre Stimme auch am Tage neben sich vernahm, daß er ihr eigner und ergebener war als je zuvor.

So wanderten sie fort und fort, ohne daß er sie an seiner Seite wußte, ohne daß sie sich in seinem Herzen glaubte, und kamen eines Abends am Fuße des Appenin zu einem verfallenen einsamen Wirthshause, in dem der Wanderer zu rasten beschloß. Eine unbestimmte Furcht hatte Julia beängstigt, ein Todtenkreuz am Wege, wie es

dem Ermordeten errichtet wird, ihre Bangigkeit erhöht, angstvoll wachte sie neben dem Geliebten. Kein Lüftchen regte sich in der Natur, kein Laut war zu hören in dem ganzen Hause. Da ward die Müdigkeit Herr auch über Julia, ihre Augenlider wurden schwer, sie fühlte ihren Kopf herabsinken auf die Brust und fuhr erschreckt empor, sich schnell ermannend zu neuer Wachsamkeit für den Geliebten. Behutsam ergriff sie seine Rechte, ihn bei dem Nahen einer Gefahr sogleich zu wecken, und sanft und zärtlich, als ahne er ihre Nähe, drückte der Liebende träumend des Mädchens Hand an seine Lippen.

Julia sank auf ihre Knieen: „Erlösung! Erlösung!" rief sie betend aus — da schimmerte plötzlich ein Lichtstrahl durch die Wand über dem Lager des Schlafenden. Julia trat erschreckt zurück. Das Licht wurde heller, die kleine Spalte in der Mauer klaffte auf, dehnte sich zum weiten Portale, und plötzlich erblickte Julia vor sich die Prachtgemächer des väterlichen Palastes.

In vollem Ornate saß der Doge auf dem Throne, Donna Julia an seiner Seite. Ein großer Zug von Edelleuten trat in die Halle ein. Ein Gesandter des mächtigen Herzogs von Burgund befand sich an ihrer Spitze. Auf goldgesticktem Kissen trug er eine Fürstenkrone und einen goldenen Ring mit edelm Gestein geziert. Feierlichen Schrittes nahte er dem Throne, in

wohlgesetzter Rede warb er für seinen Herrn um Donna Julia's schöne Hand.

Als er seinen Antrag beendet hatte, entgegnete ihm der Doge: „Euer Antrag ehrt uns und Eure Bitte sei Euch gewährt, vieledler Herr Gesandter und hochgeborner Graf! Nur einem Fürsten, einem königlichen Herrn, hatte Donna Julia gelobt, die Hand der Dogentochter einst zu reichen, und so gehet hin und saget Eurem Herrn frohe Botschaft. Er komme, sobald es ihm gefällt, sich seine Herzogin von unserer Hand zu holen."

Da knieete der Gesandte nieder und reichte der falschen Dogentochter den Trauring dar. Freudestrahlend steckte sie ihn an den Finger, mit dem Ausdruck stolzen Triumphes drückte sie die funkelnde Herzogskrone auf ihr Haupt, jubelnde Musik ertönte, und alle Anwesenden riefen: „Heil! Heil! der edeln Herzogin des herrlichen Burgund!"

Mit immer wachsender Bestürzung hatte Julia diese Scene verfolgt, und als ihr Ebenbild den Trauring an den Finger steckte, als man der neuen Herzogin die Huldigung darbrachte, da konnte sie es nicht länger mehr ertragen. „Rette mich! rette mich, Lorenzo!" rief sie mit flehender Angst, „errette mich für Dich!" und sank in Thränen zusammen.

Der Jüngling sprang empor. Er hatte den Ruf ge-

hört, er hatte das Bild gesehen wie Julia, verwirrt, trostlos blickte er umher. Alles war still und öde. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, es war ein Traum gewesen, aber einer der Träume, welche düsteren Schatten werfen über manchen goldenen Tag.

Er konnte den Schlaf nicht wieder finden. Die Schwüle des Zimmers beängstigte ihn. Er sehnte sich in die Luft hinaus, in das Freie. Er wollte gehen, wandern, um sich diesen Traum aus dem Sinne zu schlagen, und doch konnte er sich's nicht verbergen, daß, wenn kein Wunder geschehe, Julia leichter die Gattin eines Kaisers als das Weib des Malers werden würde, den ihr Stolz verachtete. Freilich hatte Astrea ihm verheißen, es solle ihm Freude werden und Glück erblühen, aber sie hatte ihm auch versprochen, er werde ohne sein Zuthun Kunde erhalten von der Geliebten, und doch hatte ihm noch Niemand, so lange er schon von der Heimath fern war, den Namen Donna Julia's genannt, doch hatten nur seine Träume ihm ihr Bild gezeigt. Indeß er konnte nicht aufhören auf die Erfüllung seiner Wünsche zu hoffen, denn er liebte Julia mehr als jemals, und Lieben heißt Glauben und Glauben heißt Hoffen; sie alle drei sind Eins!

Wo seine Hoffnung, wie sie sich verwirklichen werde, er vermochte es nicht zu ahnen, und gläubigen Herzens

beschloß er vorwärts zu wandern nach dem heiligen Rom, um in der St. Peterskirche, wohin sich jedes Leiden Trost erwartend wendet, auch um Trost und Glück für sich zu beten.

Noch am Abend konnte er Rom erreichen, wenn er sich zeitig auf den Weg begab, und er beschloß das zu thun. Er erhob sich von seinem Lager, legte ein Geldstück hin, Quartier und Zeche zu bezahlen, und schritt in die Nacht hinaus, seine Seele zu erfrischen, sein Ziel zu erreichen. Eine Stunde mochte vergangen sein, da war ihm plötzlich, als flüstere eine Stimme, die er sonst nur im Traume so lieblich vernommen hatte: „Hüte Dich, Lorenzo!"

Er wendete sich um, es war Niemand zu sehen. Das erste bleiche Grau des Tages dämmerte durch die Nacht, ein scharfer Lufthauch zog kältend durch die Natur. Die Sterne, die ihm Anfangs mild geleuchtet, verloschen am Firmamente, die Sonne aber stieg noch nicht empor, die Gipfel der Bäume rauschten erst leise, dann immer stärker, daß es fast wie ein unheimlich Stöhnen erklang. Da knisterte es zur Rechten im Gebüsch, und gleich darauf raschelte es unter den Bäumen zur Linken. Lorenzo's Hand lockerte das Schwert in seiner Scheide. „Hüte Dich! hüte Dich!" tönte es noch banger warnend neben ihm, und noch ehe der zweite Warnungsruf verhallt war,

fühlte er sich von starken Fäusten gepackt, sah er die Waffen der Räuber gegen sich gerichtet. Ein Dolchstoß hatte seine Schulter gestreift, aber der Jüngling riß sich mit Aufbietung aller seiner Kraft von den ihn umstricken-den Armen der Räuber los. Im Nu war sein Schwert gezogen, hellleuchtend zuckte es durch die Luft, der Kampf begann — Julia ward machtlos seine Zeugin.

Lorenzo's hohe Gestalt schien noch gewachsen zu sein, sein Auge flammte und die ersten Strahlen der Sonne umleuchteten ihn, daß er herrlich da stand wie der käm-pfende Achill. Seine Kraft, seine Besonnenheit, sein Muth steigerten sich in der Gefahr. Angstvoll und doch mit bewunderndem Entzücken schaute Julia auf ihn hin. Schon hatte er einen der Räuber leblos niedergestreckt, schon blutete der Andere aus klaffender Stirnwunde, als dessen wohlgeführter Stoß des Malers Brust traf, und die Waffe seiner Hand entfiel.

„Er ist verloren!“ klagte es verzweifelnd in Julia's Herzen. Da tönte Schellengeklingel und ferner Hufschlag an ihr Ohr. „Hülfe! zur Hülfe!“ rief sie mit solcher Angst der leidenschaftlichen Liebe, daß zum erstenmal seit ihrer Verzauberung der Ton ihrer Stimme den Menschen vernehmbar ward. Das belebte ihren Muth. Immer lauter, immer flehender erschallte ihr Ruf, ein Trost des hingesunkenen Lorenzo, ein Entsetzen seiner Feinde. Wie

von einem Geiste verfolgt, flohen sie vor dem unsichtbaren Hülferufe in das Gebüsch, und „Julia! Julia!“ seufzten des Jünglings bleiche Lippen, der zu sterben glaubte, als die Rettung nahte.

Eine Gesellschaft von Reisenden kam von den Höhen herab, den dunkelrothen Wagen eines Kardinals in ihrer Mitte, anderes Gefährt schloß sich ihm an, und ein Trupp Bewaffneter bildete die Spitze und den Schluß des ganzen Zuges. Als sie des Verwundeten gewahr wurden, hielten die Ersten an, und der Kardinal sendete seinen Diakonus zu fragen, was es gebe. Der hatte kaum den Maler erblickt, als er ihn erkannte, und sein Ausruf der Bestürzung und des Bedauerns zog den Kardinal herbei, der, ein Botschafter des Papstes, von Venedig heimkehrte zu des heiligen Vaters Thron.

„Santa Madonna! Meister Lorenzo!“ sprach der Kardinal, „wie finde ich Euch in solcher Noth?“ Und da der Verwundete nicht zu antworten vermochte, ließ der Kardinal ihn aufheben und in seinen eigenen Wagen tragen, um ihn behutsam und gefahrlos mit sich zu nehmen nach Rom.

Am Abend, als sie die heilige Stadt erreichten und in ihr des Kardinals Palast, ward in demselben ein Zimmer für den Maler hergerichtet, und der Kardinal und seine schöne Schwester, die Gräfin Vittoria, blieben selbst als

sorgliche Pfleger an seinem Lager, die ganze Nacht hindurch, bis am Morgen die Aerzte Hoffnung gaben für das Leben des verwundeten Mannes.

Julia's Pein war hart und schwer. Sie mußte es ansehen, wie die Hände einer fremden schönen Frau dem Maler die Liebesdienste leisteten, die zu gewähren ihr selbst ein Glück gewesen sein würde, und sogar die Möglichkeit, dem Kranken sichtbar zu werden in seinen Träumen, war ihr jetzt genommen, da die Wächter und Pfleger, welche der Kardinal für Lorenzo bestellt hatte, ihn keinen Augenblick verließen.

Die Krankheit währte lange und der arme Meister litt der Schmerzen viel. Wie klagte sich Donna Julia an, daß sie es gewesen, die ihn fortgetrieben aus der sicheren Heimath, die ihn in dies Unglück gebracht. Wie blutete in bitterer Reue ihr das Herz, wenn sie die Hingebung und Verehrung sah, mit der die Gräfin Vittoria dem Künstler begegnete, sich glücklich preisend, daß ihr der Himmel gestatte, einem solchen Manne das Leben erhalten zu helfen.

Von allen Seiten erkundigte man sich theilnehmend nach dem berühmten Meister, der Papst selbst sendete um Nachricht, als die Kunde von seinem Unfalle zum Vatikan gedrungen war, und ließ zu den Häupten von Lorenzo's Lager Bilder des heiligen Nothhelfers Johannes und der

gnadenreichen Schmerzensmutter hängen, die er selbst geweiht mit eigner Hand zum Trost des edlen Kranken. Tag und Nacht rang Julia im Gebete vor diesen Bildern um Erlösung von ihrem Zauberbanne, und immer heißer wurde ihr Wunsch, sie zu erlangen, und ihre Liebe wurde immer größer und immer größer ihre Pein, denn als Lorenzo's schwerste Krankheitstage vorüber waren, als man ihn heraustragen konnte aus dem Krankenzimmer, da war es Vittoria, die ihn führte und leitete, die ihn auch jetzt fast niemals mehr verließ. Immer Neues wußte sie zu ersinnen, ihn zu unterhalten, sich ihm angenehm zu machen. Sie spielte auf der Harfe, wenn sie trübe Schatten auf seiner Stirn gelagert sah, sie sang ihm süße Lieder mit ihrer schönen Stimme, sie las ihm aus den Dichtern des Landes vor, bis die Geister des Trübsinns wichen von der Stirn des Kranken, und mit der Heiterkeit ihm die Gesundheit wiederkehrte.

Eines Abends, als er schon festen Schrittes in dem Garten umherwanderte, der vom Quirinale hinab die Stadt überschaute, hörte er Gräfin Vittoria's Stimme aus einem der Bosquets erschallen und folgte ihrem Klange. Die Gräfin, in rosenfarbenen Gewändern, einen silberdurchwebten Schleier auf dem rabenschwarzen Gelock, die Zither in den weißen Armen blickte ihm so liebevoll entgegen, daß sein Herz davor erglühte und erschrak.

„Wie soll ich es verlernen, Madonna,“ sagte er, „durch Eurer Lieder süßen Klang mein Herz zu laben?“

„Und warum müßte das sein, mein edler Freund?“ fragte die Gräfin. „Ehrt Rom den Künstler nicht höher noch als selbst Venedig? Seid Ihr nicht hoch willkommen hier in diesem Hause, so lange es Euch gefällt bei uns zu weilen? Und glaubt Ihr, daß man nicht versuchen wird Euch festzuhalten in dem schönen Rom?“

Sie lächelte dabei mit so holdseliger Schelmerei, sie blickte ihm mit so zärtlicher Wärme in das Auge, daß ein Widerstrahl derselben des Jünglings Wangen färbte, und als fürchte sie zu viel gesagt zu haben, fügte Vittoria hinzu: „Hat doch die alte Roma Euch große Ehre zugedacht!“

„Und welche Ehre wäre das, Madonna?“ fragte er.

Da rief sie durch ein Zeichen ihre Dienerin herbei, sprach leise einige Worte mit dem Mädcheu, das sich entfernte und bald darauf mit einem Kästchen aus Elfenbein zurückkehrte, das so kunstvoll mit Gold und Malereien verziert war, daß man vermuthen mußte, solch edles Gehäuse verberge auch ein kostbar Gut.

Vittoria hielt es scherzend erst eine Weile in die Höhe, damit der Meister den Inhalt errathe, dann als ihm dies nicht gelingen wollte, zog sie ein wohlgefaltetes Papier daraus hervor, drückte dasselbe ehrfurchtsvoll an ihre

Lippen, schlug es von einander und las wie folgt: „Da Ihr, verehrte Gräfin und fromme Tochter in Christo, Euch das Verdienst erworben habt, durch Eure Pflege und Sorgfalt dem Vaterlande und der Kunst das Leben des vieledlen Meisters Lorenzo von Venedig zu erhalten, so sei es Euch vergönnt als Euer Lohn, dem Gastfreund und Schützling Eures edlen Hauses die Botschaft zu verkünden, daß ihm der Papst und Rom die seltene Ehre zudenken, gekrönt zu werden auf dem Kapitole."

„Madonna!" rief der Maler erglühend in Freude, und warf sich zu Vittoria's Füßen, „diese Gunst gilt mir höher als das Leben, und Ihr seid es, der ich nicht nur mein Leben, der ich auch dieses Glück verdanke."

Vittoria war bewegt. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie reichte das eigenhändige Schreiben des Papstes, der ihr Onkel war, dem Maler hin und sagte: „Er wußte wohl, der heilige Vater, daß er mir Köstlicheres nicht zu geben vermochte von allen Schätzen der Erde, die ihm unterthänig ist, als was Euch Glück bereiten konnte, theurer Meister!"

Da kniete dieser voll von Dank und Freude vor ihr nieder. Sie reichte ihm ihre Hand, die er mit seinen Küssen bedeckte, und leise sank das Haupt der Gräfin auf des Malers Schulter.

Ein schriller Weheschrei tönte dicht neben ihnen durch

die Luft. Beide sprangen empor. „Julia!“ rief der Maler, und starr und lautlos blickte ihn die Gräfin an.

„Wen habt Ihr gerufen, Lorenzo?“ fragte sie endlich.

Der Jüngling schwieg einen Augenblick, dann faßte er sich wieder, und bat Vittoria nur um ein kurz Gehör. Schwankend zwischen Schreck und Hoffnung, zwischen Zorn und Liebe, setzte sie sich an seine Seite nieder und er sprach also: „Ich danke Euch mein Leben, Madonna! ich hoffe Euch mehr zu danken, denn Eure Botschaft verkündet mir die Aussicht auf mein höchstes Glück. Wisset denn auch, daß mein Herz in Liebe entbrannt ist für eine Jungfrau meiner Vaterstadt —“

Vittoria ließ ihn nicht enden. Bleich vor wildem Schmerz rief sie: „Ihren Namen, ihren Namen, Lorenzo!“

„Julia, des Dogen von Venedigs Tochter.“

Da zuckte es wie Mitleid auf in dem Antlitz der Gräfin und dann auch wieder wie schadenfroher Hohn, und scharf und deutlich jede Silbe betonend, sagte sie: „So wißt Ihr es nicht, daß Donna Julia verlobt ist mit dem Herzog von Burgund, und daß schon morgen ihr Hochzeitstag gefeiert werden soll? Es ist ein Botschafter des heiligen Vaters hingegangen, der neuen Herzogin den Segen zu ertheilen!“ Damit verließ sie den Maler, der regungslos zurückblieb, keines Wortes mächtig, die bleiche Stirn an ein Marmorbild gelehnt.

So fanden ihn die Boten, die ihn für morgen zu der Krönung laden sollten. Er hörte ihre Worte theilnahmlos. Was galten ihm Ehre und Ruhm, wenn sie ihm nicht mehr Julia gewinnen konnten? Was hatte er erstrebt, erhofft, als Julia allein?

Der Tag verging ihm in düsterem Brüten. Als die Sterne auftauchten, rief er Astrea an, die ihm gelobt hatte, ihm zu erscheinen, wenn er ihrer in höchster Noth bedürfen sollte, aber sein Ruf verhallte ungehört. Sein Herz schlug angstvoll, sein Kopf brannte fieberisch heiß. In derselben Stunde, in der ihm morgen die höchste Ehre zu Theil werden sollte, sollte auch das Glück seines Lebens ihm entrissen werden für immer, immerdar. Seine Seele konnte diesen Zwiespalt nicht in sich erfassen. Er wollte fort, fort nach Venedig noch in derselben Nacht, aber was hatte er dort zu suchen, was zu finden, wenn Julia es verlassen hatte?

In der marternden Unruhe seines Leidens kam kein Schlaf sich auf seine Augen zu senken. Nachtüber wandelte er in den offenen Hallen, in den Gärten des Palastes umher, bis ihn bei Tagesanbruch die Müdigkeit überwältigte, und er auf einer der Bänke niedergesunken die Augen zum Schlummer schloß.

Da schwebte Julia leise zu ihm heran: „Hoffe, glaube, vertraue!" rief sie und drückte zum ersten Male einen

Kuß auf seine Lippen. Wonnetrunken breitete er ihr die Arme entgegen, schlug er die Augen auf — Vittoria stand vor seinen Blicken.

Mit dunklem Erröthen sah sie sein Erschrecken. Dennoch ergriff sie seine Hand und sprach: „Lorenzo, es ist nicht meine Schuld, daß Donna Julia Euch entrissen wird, nicht meine Schuld, daß sie Euch nicht liebte. Ich bin die letzte Erbin meines Namens. Der Papst, der Euch aus freiem Antrieb die Ehre der Krönung zuerkannte, wird dem ruhmgekrönten Meister das Leben meines gräflichen Hauses nicht versagen — und ich liebe Euch, Lorenzo!“

Der Meister wendete sich von ihr und verbarg schmerzvoll sein Gesicht in seinen Händen. „Habt Erbarmen, Vittoria!“ flehte er, „zwingt mich nicht, Euch zu kränken, die ich so tief verehre!“

„Und Du liebst mich nicht, Du wirst mich niemals lieben?“ rief sie im aufflammenden Zorne.

Der Maler antwortete nicht.

Da richtete sich Vittoria hoch empor: „Wehe Dir und mir! Fluch über das Leben, das ich Dir erhalten zu meiner Schmach!“ rief sie und verließ den Garten.

Ohne Freude flossen für den Meister die Stunden bis zur Krönung dahin. Die Pracht des Kapitols, die hohe Feier des Triumphes, die jedes andere Herz in stolzem

Schlage gehoben hätten!, vermochten kaum ihm eine freudige Wallung zu erregen. Er sah nicht die ihn umgebende Menge, er sah nicht den Papst im Kreise seiner Kardinäle, er hörte nicht die Rede, die man an ihn richtete. Nur Julia sah er sich schmücken zur Hochzeitsfeier mit dem Herzog von Burgund, und dann wieder fiel sein Blick auf die bleiche Vittoria, die mit ihrer Krone von weißen Perlen und ihren weißen Gewändern, ihn festen, glanzlosen Blickes anstarrte, wie der Engel des nahen Todes. Er trauerte um Julia, er trauerte um Vittoria und um sich selbst.

Den Lorbeerkranz in seinen vollen Locken, ernst und bleich, einem Opfer mehr ähnlich als einem Triumphirenden, trat er auf die hohe Treppe, welche hinabführt von dem Kapitole. Des Volkes lauter Freudenzuruf begrüßte ihn. Sein Name tönte jubelnd von allen Lippen. Gedichte zu seinem Preise wurden unter das Volk vertheilt. Das stolze Rom, die Hauptstadt der Welt, huldigte dem Genie des Künstlers. Der Meister ward einem Kaiser gleich geehrt.

Man drängte sich an ihn, als er die Treppe hinabstieg, ihn in seine Wohnung zu geleiten, es gelang den päpstlichen Wachen kaum die Menge von dem Gekrönten abzuwehren, und immer wieder drängten sich andere heran, die ihn sehen, die ihn sprechen wollten. Des Meisters

Stimmung erheiterte sich in diesem Wechselverkehre mit den Menschen, und eben schüttelte er ein paar Römern, die sich als Kunstgenossen zu erkennen gaben, freundlich die Hände, als ein Dolchstoß gegen seine Brust gezückt wurde.

Ein Wehegeschrei ertönte durch die Luft, leise verhallend wie Todesgestöhn, Blutstropfen benetzten des Meisters Gewänder, man glaubte ihn verwundet, man umringte ihn, man suchte den Mörder festzuhalten, eine allgemeine Verwirrung entstand, Lorenzo war genöthigt in das Kapitol zurückzukehren, und während man ihm Glück wünschte, der Gefahr entronnen zu sein, sank die Gräfin Vittoria zusammen vor dem Blicke, der sie aus seinen Augen traf, denn er hatte den Mann erkannt, der den Stoß geführt.

Die Rettung des Malers, der Todesschrei und die Blutstropfen, welche geflossen, ohne daß Lorenzo verletzt worden, erregten das höchste Aufsehen. Man sah ein Wunder darin, eine Gnade Gottes, und fromme Gemüther riethen ihm, da er die höchste irdische Ehre genossen habe, der Welt zu entsagen und sich der Kirche zu weihen, da ihn der Himmel offenbar zu großen Ehren ausersehen haben müsse.

Der Meister aber hatte nur einen Gedanken, nur ein Ziel — Venedig. Eine Sehnsucht, die er sich nicht zu erklären vermochte, da Julia bei seiner Rückkehr Venedig

verlassen haben mußte, zog ihn dorthin zurück. Es war ihm, als sei er dort nöthig, das Leben Julia's zu erhalten, und Tag und Nacht, in ununterbrochener Reise, eilte er dem Norden zu.

Je näher er Venedig kam, um so größer wurden seine Spannung und seine Unruhe. Noch eine halbe Tagereise mochte er davon entfernt sein, als er einem Boten der Republik begegnete, der anscheinend eben so große Eile hatte südwärts zu kommen, als der Meister nach dem Norden. Während sie ihre Rosse tränkten, fragte er den Boten: „Und was habt Ihr Neues mitgebracht aus unserer Stadt?"

„Nun was Ihr wissen werdet, Signor, was alle Welt jetzt weiß, das große Wunder."

„Nichts weiß ich," entgegnete Lorenzo, „denn ich komme geraden Wegs von Rom herauf."

„Und dahin gehe ich um Raths zu erholen von des heiligen Vaters Stuhl, weil Niemand das Wunder zu erklären weiß. Hört zu, was sich in unserem Venedig begeben hat mit unseres Dogen Tochter. Es war der Hochzeitstag der edlen Donna Julia. Kostbar geschmückt kniete sie vor dem Altare in San Marco, ihr zur Seite der Gesandte des Herzogs von Burgund, der bei der Trauung seinen Herrn zu vertreten hatte. Der Doge, der Nuntius standen hinter ihr, ein Kreis von Edlen

umringte sie, Niemand konnte ihr nahen ungesehen, sie war schön und blühend vor den Augen aller Anwesenden, plötzlich stieß sie einen furchtbaren Weheruf aus, wie zum Tode getroffen, eine tiefe Wunde klaffte in ihrer Seite auf, ihre bräutlichen Gewänder waren im Augenblick mit Blut überströmt, und bleich und leblos sank sie zu den Füßen ihres Vaters nieder."

In immer steigender Bewegung hatte Lorenzo den Worten gelauscht. „Und sie ist todt?" fragte er endlich fast tonlos, als der Erzähler geendet hatte.

„Todt eben nicht, aber sie liegt wie eine Leiche bewegungslos da, und keine Kunst der Aerzte hat bisher vermocht, sie wieder zu erwecken."

Noch während der Worte des Redenden saß Lorenzo schon wieder zu Pferde, und drückte seinem Rosse auf's neue die Sporen ein, es vorwärts treibend, so schnell es ihn nur tragen konnte. Wie Schatten flogen die Gegenden an ihm vorüber, es war noch hell am Tage, als er in Mestre sich in eine Gondel warf und reichen Lohn den Gondolieren bot, wenn sie ihre Ruderschläge verdoppeln wollten. Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu, schon färbte sich der Himmel mit röthlichem Glanze, als er aufgerichtet im Boote stand, die Zinne des Palastes einen Augenblick früher zu erschauen, der sein Liebstes, seine Welt umschloß.

Erstaunt sah die Dienerschaft des Dogen beim Beginne der Nacht den Maler, den man in weiter Ferne glaubte, bestäubt vom weiten Ritte, in der Tracht des Reisenden, durch die Gemächer des Palastes eilen, als würde er erwartet. Niemand wagte ihn aufzuhalten, so gebieterisch, so berechtigt sah er aus. An der Thüre von Donna Julia's Gemach hielt er still. Wie betend hob er zwischen Angst und Hoffnung schwankend die Hände zum Sternenhimmel empor; noch ein Schritt, ein Druck der Hand, die Thüre öffnete sich, nnd mit Verwunderung wurden Julia's Frauen, wurde ihr Beichtiger und wurde der Doge, die an Julia's Lager weilten, des Malers ansichtig.

Kaum aber hatte sich dieser ihr genähert, als Donna Julia's Augen sich allmälig öffneten, als sie sich langsam, langsam erhob, und dastand in ihren weißen herabwallenden Gewändern, wie ein Wesen, das zurückkehrt aus den Gefilden einer andern Welt. Da litt es den Meister nicht länger in seiner bittern Pein. „Julia! Julia! fliehe nicht von mir!" rief er mit liebevoller Klage, während heiße Thränen seine Augen füllten.

Und als hätte ein Wort Gottes sie getroffen, so durchzuckte sie der Laut. Sie drückte ihre Hände gegen ihr Herz, und mit dem Rufe: „Mein Erlöser und mein Herr!" sank sie zu seinen Füßen nieder.

Lorenzo hob sie an seine Brust. Sprachlos staunten der Doge, die Frauen und der Beichtiger den räthselhaften Vorgang an, als leises Klingen sich vernehmen ließ, das sich zu immer vollern Tönen gestaltete und endlich in Akkorde überging, wie keines Menschen Kunst sie je hervorgebracht.

Und die Wände des Gemachs wichen zurück, daß man Astrea gewahr wurde in ihrer sternenfunkelnden Herrlichkeit und Schöne. Langsam schwebend kam sie aus den Wolken hernieder und weilte vor den Liebenden.

„Liebe ist Wiedergeburt, Liebe ist Erlösung vom Tode! Liebe ist Leben und Heiligkeit!“ sangen die beiden Genien zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken, und der Chor der Uebrigen jubelte: „Ehre sei Gott in der Höhe! Frieden auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen!“

Da sanken Julia und Lorenzo auf die Kniee vor der himmlischen Erscheinung, und die andern knieten und beteten wie sie. Und Astrea neigte sich herab und steckte den Rubinring mit dem Sternenbilde, den der Meister getragen bis zu dieser Stunde, an die Hand der neubelebten Julia, und segnete sie mit dem Spruche des Friedens und mit dem Zeichen des Kreuzes, dann erklangen in rauschenden Harmonien die Jubeltöne der Sphärenmusik, und in einem Strome unirdischen Lichtes entschwand die himmlische Erscheinung den Augen der Anwesenden.

Der Doge aber, als er sein Gebet beendet hatte, richtete sich auf und sprach: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der Wille dessen, der sich uns kund gethan durch solche Wunder!“ Und er nahm Donna Julia's Hand und legte sie in die Hand Lorenzo's, und befahl dem Beichtvater den Trausegen zu sprechen über die Liebenden.

So ward Donna Julia, des Dogen stolze Tochter, die Erwählte des Herzogs von Burgund, des Malers Lorenzo Weib. Der Papst selbst, als er die Kunde des Wunders erhalten hatte, übernahm es den Herzog von Burgund zufrieden zu stellen, und ernannte Lorenzo zum Grafen von Astreo. Vittoria aber ward der Rath gegeben, sich zurückzuziehen in die Stille eines Klosters. Dort lebte sie und starb, während die Nachkommen Lorenzo's und Julia's noch heute unter den Geschlechtern des italienischen Adels blühen.

Unter einem strahlenwerfenden Sternbilde führen sie Pinsel und Palette im Wappen, und die Meisterwerke des Stammvaters sind noch heute der kostbare Besitz seiner kunstliebenden Nachkommenschaft.

Der Domherr.

(1847.)

Wenn in der Welt- und Menschheitsgeschichte eine Umwälzung des Bestehenden beginnt, pflegt man den Einzelnen, der die Nothwendigkeit derselben zuerst ausspricht, als den Schöpfer der neuen Epoche zu betrachten, während er nur das Geschöpf der Zeit und des Entwickelungsgrades ist, die im allgemeinen Menschheitsbewußtsein die Aenderung als unerläßliches Bedürfniß fühlbar machen. Keine Revolution, keine Reform entsprang jemals urplötzlich aus der Seele eines Einzelnen. Das Große, das Bedeutende wächst nur langsam, genährt von den Hindernissen, welche sich ihm entgegenstellen. Hat das Unrecht und mit ihm das Bedürfniß der Aenderung seinen höchsten Grad erreicht, so findet sich immer der Held, der im tiefsten inneren Zusammenhange mit seiner Zeit, jenes Lösungswort ausspricht, das gar Viele ahnen, während Mangel an Entschlossenheit oder hemmende Verhältnisse sie hindern, es klar zu erkennen und das Wort zu sprechen und die That zu thun, welche Befreiung bringen könnte.

Zum Beweise dieser Behauptung will ich hier eine Reihe von Vorgängen, ein Ereigniß schildern, das sich vor Jahren, als eben die Bewegungen begannen, welche die Bildung der deutsch-katholischen und der freien Gemeinden zur Folge hatten, in meiner nächsten Umgebung zutrug.

Den Ort der Handlung gebe ich nicht an, auch die Namen der dabei betheiligten Personen sind theils nicht genannt, theils verändert, da alle noch leben, und nur unter dieser Bedingung die Mittheilung der Vorgänge möglich ist, die ich eben deshalb auch nur in aphoristischen Umrissen wiederzugeben vermag.

Es ist somit keine eigentliche Novelle, sondern eine Zusammenstellung von Thatsachen, welche dem Leser hier geboten werden. Wo ihm eine Lücke zu sein scheint, mag er selbst sich ergänzen, was ich verschweigen muß.

In einer der größten Städte Deutschlands herrschte noch vor wenig Jahren ein Kastengeist, der dem Fremden ungemein auffallend erscheinen mußte. Die verschiedenen Stände, die verschiedenen Confessionen waren scharf getrennt, und die Prediger der zu gleichen Theilen aus Katholiken und Protestanten bestehenden Bevölkerung suchten in eigenem Interesse diesen Parteistreit zu unterhalten.

Der Ort, obgleich durch Handel bedeutend und der Sitz vieler Landeskollegien, behielt dadurch eine kleinstädtische Beschränktheit. Die verschiedenen Stände und Parteien sahen sich wenig in der Nähe, beobachteten aber einander aus der Ferne um so strenger; Neugier und Splitterrichterei trieben ihr Wesen auf das Höchste, und was der Sektengeist begann, das vollendete das Kastenwesen.

Dort lebte der Kommerzienrath W. als eins der bürgerlichen Häupter der strengkatholischen Partei, zu welcher fast die ganze sogenannte vornehme Welt gehörte. Man hielt innerhalb derselben damals eifriger an dem äußeren Ritus der katholischen Kirche, als an ihren Moralgesetzen. Der Ton der Gesellschaft war leicht, die Sitten im Allgemeinen noch leichter, aber man sah es als Gewissenssache an, kirchlich zu sein, und als Ehrensache, keine Protestanten in der Familie zu haben.

Der Kommerzienrath hatte denn auch in seiner Jugend eine schöne adlige Oesterreicherin aus einer ganz katholischen Familie geheirathet, und in der Ehe dieser beiden Gatten thronten Kaufmanns- und Adelsstolz als Hausgötter, mit dem ganzen Gefolge ihrer unausbleiblicher Vorurtheile und Beschränktheiten.

Zwei Töchter waren dem Kommerzienrathe geboren. Zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung beginnt, war die Aelteste schon seit Jahren ganz nach den Wünschen

der Eltern mit dem kommandirenden General verheirathet; Johanne, die zweite Tochter, aber war noch im Vaterhause und galt, obgleich kaum zweiundzwanzigjährig, für einen weiblichen Sonderling, für einen Freigeist, für kalt, herzlos oder kokett, je nachdem die Leute, welche über sie sprachen, eine dieser Eigenschaften für die schlimmste hielten. Zweierlei stand indeß fest, daß sie schön sei und unbeliebt. Man sprach davon, sie habe mit sechszehn Jahren eine Leidenschaft für einen Mann unter ihrem Stande gehabt, dann sei sie Braut geworden und habe am Tage vor der Hochzeit aus bloßer Laune dies Verhältniß gelöst. Sie war eben ein Sonderling, liebte die Bälle nicht, besuchte die Kirche noch seltener und nur auf ausdrücklichen Befehl, und man beklagte die Eltern, daß diese Tochter so aus der Art geschlagen sei.

Die Familie lebte in großem geselligem Verkehr. Das Handelsgeschäft des Vaters zog viele Ausländer in das Haus, welche bei ihm akkreditirt waren; die verheirathete Tochter mit ihrem Manne vergrößerten den Kreis, und seit einiger Zeit war der jüngste Bruder der Kommerzienräthin, der Domherr Anton von S., als häufiger Gast dazu gekommen.

Durch die Verwendung seiner Familie, welche ihn früh dem geistlichen Stande geweiht, hatte er, damals eben erst dreiunddreißig Jahre alt, die Stelle eines Domherrn

in jener Stadt erhalten und vor nicht langer Zeit sein Amt angetreten. Ein schöner Mann, geistig reich begabt, im Besitz jener feinen geselligen Formen, die der hohen katholischen Geistlichkeit eigen sind, hatte er auf seinen Reisen und in der großen Welt alle Beschränktheit einer klösterlichen Erziehung abgestreift und stand geistig auf dem Höhenpunkte seiner Zeit im edelsten Sinne des Worts.

Sein Auftreten in jener Stadt erregte Neugier und Theilnahme. Er war unter den eilf andern mehr oder weniger alten Domherren, denen Tafelfreuden und ihr bequemes Dasein der Gipfelpunkt irdischer Befriedigung däuchten, eine um so bemerkenswerthere Erscheinung, als man seine Sitten, trotz seines Lebens in der Welt, streng und untadelhaft nannte. Die Kommerzienräthin war stolz auf den Bruder, und alle Familienglieder fühlten sich von ihm angezogen und in gewisser Weise beherrscht, ohne daß er nach irgend einer Herrschaft zu streben schien. Er übte die Wirkung einer bedeutenden Persönlichkeit.

Jeden Sonntag gab man ein größeres Mittagbrod im W.'schen Hause; die Familie und die grade anwesenden Fremden speisten dort. Im Sommer fuhr man nach demselben nach der Villa hinaus, im Winter blieb man beisammen und es war Empfangtag. An einem Sonntage im Herbste des Jahres 184* hatte man sich von der Tafel erhoben, bei welcher diesmal der Domherr nicht zugegen

gewesen war, und die ganze Gesellschaft wollte sich nach der Villa begeben, um noch einmal zum Schlusse trotz der vorgerückten Jahreszeit, dort den Abend zuzubringen, als Johanne erklärte, daß sie nicht mitkommen werde, sondern in der Stadt zu bleiben wünsche. Man machte ihr Gegenvorstellungen, sie beharrte aber auf ihrem Vorsatz, und mit mißbilligendem Achselzucken verließen Mutter und Schwester die Eigensinnige, welche sich nach Entfernung der Uebrigen auf ihr Zimmer zurückzog.

In der Villa traf nach einer Verabredung der Domherr fast zu gleicher Zeit mit den Uebrigen ein. Er vermißte Johanne, die Schwester ergoß sich in Tadel und Klagen gegen sie, und Niemand hatte ein Wort der Entschuldigung für sie, selbst die Mutter war hart und streng in ihrem Urtheil. Das fiel dem Domherrn auf. Johanne dauerte und interessirte ihn trotz ihrer schroffen Außenseite; er mußte ihrer fortwährend denken und entfernte sich bald wieder unter einem schicklichen Vorwande, um sie aufzusuchen.

Es war sehr still in der Stadtwohnung, als er dort ankam. Er fand Johanne allein in ihrem Zimmer. Ein helles Feuer brannte in dem Kamine, Vasen, mit frischen Blumen gefüllt, standen zu beiden Seiten einer antiken Lampe. Johanne lag in einem niedrigen Polsterstuhl und sah in dem doppelten Lichte mit ihren langen blonden

Locken schöner aus, als der Domherr sie je erblickt hatte. Bei seinem Eintreten trocknete sie erschreckt ihre Augen und reichte ihm mit den Worten die Hand: „Es ist schön, daß Du meiner gedacht hast, Onkel! ich bin des Alleinseins müde. Komm! nimm Dir einen Stuhl hierher und laß uns plaudern."

Der Domherr that wie sie verlangte, und sagte: „Siehst Du, Liebe, wie sich Dein Eigensinn bestraft! Die Einsamkeit hat Dich verstimmt und Du weinst, während die Deinen empfindlich gegen Dich sind, und wohl mit Recht. Du solltest fügsamer sein, Johanne!"

Sie sah ihn an mit einem großen, ernsten Blick und fragte: „Glaubst Du auch, daß ich eigensinnig bin, und aus Langeweile, aus Laune weine?"

„Nein, Johanne! aber Du bist uneins mit Dir selbst, Du bist unglücklich," entgegnete er, „und ich kam herein von der Villa, weil ich die Zeit benutzen wollte, Dich einmal allein zu sprechen und zu versuchen, ob ich Dir nicht helfen könne, Friede mit Dir selbst zu schließen."

„Onkel!" rief Johanne, „das Wort lohne Dir Gott! Du bist ein Priester, und was nicht jeder Priester ist, Du bist ein Mensch; das gilt mir mehr. Willst Du mich Beichte hören? Ich habe nicht gebeichtet vor den Priestern seit zwei Jahren, ich verachte sie und ihre Gleißnerei; ich habe Niemand mein Leid geklagt, denn sie verstehen es

nicht. Es gilt mir jetzt auch gleich, was sie in der Familie von mir denken, aber das Herz ist mir schwer, Du bist gut, Dir vertraue ich, Du sollst mich nicht verkennen. Höre Du meine Beichte!“

Sie hatte sich vor ihm niedergekniet, er richtete sie auf, nöthigte sie, sich in den Sessel zurückzusetzen und sagte, indem er mit ernster Liebe ihre Hände in die seinen nahm: „Johanne! das ist der rechte Sinn der Beichte, Entladung der bedrückten Seele in liebendem Vertrauen, in der Zuversicht auf Theilnahme. Sprich! ich höre mit ganzem Herzen!“

Sie stützte das Haupt einen Augenblick in die Hand, in Nachsinnen versunken, dann hob sie an: „Erinnerst Du Dich aus der Zeit Deines ersten Besuches bei uns eines jungen Mannes, welcher Karl F. hieß? Er war der jüngste Sohn eines Hausknechts, der mit eigener höchster Lebensgefahr meinem Vater die Handlungsbücher gerettet, als unser altes Haus bei dem großen Brande ein Raub der Flammen wurde. Der treue Diener starb an den Folgen seiner Brandwunden. Zum Dank erzog man den Sohn in unserm Hause und ließ ihn studieren, d. h. man ließ seine Seele nähren mit der Erhabenheit des klassischen Alterthums, man erfüllte seinen Geist mit hohen Gedanken und Empfindungen, um ihm durch Hintansetzung, durch Vernachlässigung und Kränkung jeder Art, seine Armuth

und Abhängigkeit doppelt schwer empfinden zu machen. Ihn habe ich geliebt, seit ich zum Bewußtsein erwachte. Sein Leiden war das meine, sein Wissen theilte er mir mit, und vor dem Auge des vierzehnjährigen Mädchens breitete er die Schätze des Geistes aus, welche seine Studien ihm erwarben. Er war Protestant und studierte Philosophie. Vor seinem Worte brach in meiner Seele das ganze System der Vorurtheile zusammen, in dem die Meinen leben; in ihm lernte ich den Menschen höher achten, als die zufällige Stellung desselben in der Gesellschaft. Mein Herz hing an ihm!" sagte sie und ruhte aus, als gälte es Kraft zu gewinnen für das Schwere, das ihr noch zu berichten blieb.

„Eines Abends, ich war damals sechszehn Jahre alt, gestanden wir uns, was wir einander waren. Ich wollte mein Glück sogleich der Mutter verkünden, wenn sie mit der Schwester von dem Balle heimkehren würde. Karl rieth mir davon ab; er habe nicht den Muth, sagte er, mich dem Zorne der Meinen auszusetzen. Ich begriff das nicht. Die Liebe machte mich so stark, ich fürchtete Nichts, ich konnte meine Wonne nicht verbergen. Noch am Abend warf ich mich der Mutter in die Arme. Sie nannte meine tiefe Liebe eine unanständige Liebschaft — jede Möglichkeit des Vertrauens zu ihr war mir in diesem Augenblicke für immer zerstört. Mein Vater verwies Karl

aus dem Hause, er ließ sich von ihm das Ehrenwort geben, daß er sich mir nicht nähern, mir nicht schreiben wolle. Ich habe ihn nicht wieder gesehen."

„Und weißt Du, was aus ihm geworden ist?" fragte der Domherr.

„Er ist nach Nordamerika gegangen."

„Liebst Du ihn noch?"

„Ich werde ihn nie vergessen, denn was wir so lieben, wie ich ihn liebte, wird ein unablöslicher Theil unseres Ich; aber meine Bewunderung für ihn ist nicht mehr dieselbe. Es war klein von ihm, mich aufzugeben. Er wußte, daß die Liebe zu ihm mich geistig meiner Familie entfremdet hatte, daß ich kein Dasein hatte als in ihm. Jahrelange Abhängigkeit hatte aber vielleicht die Kraft seiner Seele gebrochen, er vermochte nicht sich meinem Vater zu widersetzen, nicht die Geliebte zu schirmen, sie sich zu gewinnen, obgleich er meiner Ausdauer gewiß sein durfte.

„Die Schwester verheirathete sich, und mein Vater erklärte mir, daß ich mir alle meine romantischen Grillen aus dem Sinne schlagen müsse. Einen unbemittelten, unangesehenen Mann, oder einen Protestanten, dürfe ich niemals heirathen, im Uebrigen stehe mir die Wahl frei. Das harte Wort meiner Mutter, die Art von mitleidiger Geringschätzung, mit welcher die ganze Familie meinen

Kummer behandelte, scheuchten mich in mich selbst zurück. Ich litt ohne zu klagen. Das ist schwer. Drei Jahre später überredeten mich die Eltern zu der Verlobung mit Baron D. Ich hielt ihn für einen achtungswerthen Mann; er war viel älter als ich, aber er schilderte mir den segensreichen Wirkungskreis, den ich auf seinen Gütern finden würde, und das Glück, welches ich ihm selbst gewähren könne, mit vieler Wärme. Ich war innerlich einsam, sehr bedürftig geliebt zu werden und zu lieben. Meine Neigung für Karl gestand ich dem Baron, sobald er um mich warb und die Eltern meine Zustimmung verlangten. Er allein ehrte sie und verspottete sie nicht. Dafür wollte ich Alles thun, was ihn glücklich machen konnte. Drei Monate währte mein Brautstand. Die Eltern fühlten sich zufrieden gestellt, ich hoffte innerlich ruhig zu werden, war dem Baron dankbar und mein Herz wendete sich ihm zu. Da, wenige Tage vor meiner Hochzeit, als man mich mein Brautkleid anversuchen ließ, erhielt ich einen Brief von fremder Hand. Eine Frau schrieb mir, sie habe den Schwüren des Barons, der bei ihrem Vater erzogen worden, getraut, sie sei einst ohne den Segen der Kirche, mit dem Zorn der Ihren beladen, seine Gattin geworden, und fordere von mir für ihre beiden Kinder den Vater zurück, dem sie seit langen Jahren angehöre, der sie verlassen wolle um meinetwillen."

Johanne hielt inne, preßte die Hand auf das Herz, als ob sie dessen gewaltiges Schlagen bezwingen wolle, und sagte dann: „Nicht wahr, Onkel! das war recht hart?“

„Armes Kind!“ entgegnete der Domherr, „und was hast Du danach gethan?“

„Ich überlegte nicht lange. Die Eltern hätten, falls ich die Wahrheit sagte, darin keinen Grund gesehen, die Heirath mit dem Baron zu lösen, das wußte ich aus ihren Aeußerungen über ähnliche Verhältnisse. Jener Brief trug das Gepräge der einfachen Wahrheit. Ich begriff die Zustände nicht genau, aber das Eine stand in mir fest, daß ich nicht über das Herz einer Andern zum Altare schreiten könne. Ich hätte keinen ruhigen Augenblick mehr genossen. Dem Baron den Brief zu schicken, war mein erster Vorsatz, dann überlegte ich, das könne jener Unglücklichen in seinen Augen Schaden bringen; deshalb schrieb ich ihm nur, daß es mir unmöglich sei ihn zu heirathen, und sagte dies auch den Eltern. Man drang in mich mit Güte, mit Vernunftgründen, mit Härte zuletzt, jene Ehe zu schließen. Man zeigte mir die Gefahr für meinen unbescholtenen Namen, ich sah diese wohl ein, aber ich durfte doch nicht anders handeln. — Die Eltern können mir das nicht vergessen, nicht verzeihen; man denkt das Abenteuerlichste von mir, und scheucht mich damit immer mehr in mich selbst zurück. Ich bin allein unter den

Meinen, und bin das leider schon gewohnt. Nur manchmal, wie heute grade, kommt mir das Gefühl trostloser Vereinsamung; und wenn sie mich dann Alle kalt und launenhaft nennen, dann thut mir das Herz weh und ich fühle mich unglücklich, weil ich noch so jung bin."

Ein heißer Thränenstrom brach aus ihren Augen hervor. Sie weinte lange und still, während der Domherr schweigend ihre Hand hielt. Endlich sagte er: „Man hat Dir weh gethan, Du Arme! aber tröste Dich. Ein Jeder wird an das Kreuz geschlagen, und Jeder feiert seine Auferstehung. Darum Muth, Johanne, blicke auf Christus und liebe die Menschen um der Liebe willen, und ein glückliches Dasein wird für Dich beginnen, wenn Du in Dir das Menschheitsideal zu erreichen trachtest. Nur habe Nachsicht für die Andern, welche es nicht erkennen oder erstreben wie Du."

„Glaubst Du an Glück, Onkel?" fragte Johanne im Tone des Zweifels.

„Zuversichtlich, denn wir sind dafür geschaffen."

„Und bist Du glücklich?" fuhr sie fort.

„Ich bin mit meinem Loose zufrieden und in mir gefaßt, Johanne! — Du weißt, es war nicht mein freier Wille, der mich dem geistlichen Stande bestimmte; als ich aber anfing Welt und Menschen zu kennen, als ich die Irrthümer und Mißbräuche der Kirche begriff, da segnete

ich mein Geschick, denn ich fand meinen Beruf schön, meine Aufgabe der Arbeit würdig."

„Aber wie vermagst Du trotz der erkannten Mißbräuche und Irrthümer Priester zu bleiben? Wie erdrückt Dich nicht — vergieb mir das Wort — der trostlose Götzendienst der Kirche? Wie kannst Du ihn lehren und verbreiten?"

„Thue ich das, Johanne?" fragte der Domherr. „Ich segne meinen Beruf als katholischer Priester, weil er mich weiht zum Streiter der Wahrheit, weil ein Uebel nur da mit Sicherheit bekämpft werden kann, wo es sich zeigt. Der Mensch kann nicht leben ohne ein Ideal, und wo könnte man ein schöneres finden, als in Christus, dem Manne, der voll Liebe für die Menschheit sich der Wahrheit opfert? als in der Madonna, dem ewig jungfräulichen Weibe, das stark genug ist, unter dem Kreuze des einzigen Sohnes zu stehen? Diese Ideale, an denen sich die Seele erhebt, der Menschheit zu erhalten, und die heilige Liebeslehre von den wüsten Zuthaten verderblichen Aberglaubens zu reinigen durch Wort und That, ist die Aufgabe meines Lebens geworden."

„Heißt arbeiten und kämpfen denn glücklich sein? Wo ist Dein Lohn nach der Arbeit? Was freut Dich nach der That?" fragte Johanne.

„Das Bewußtsein freiwilliger Entsagung für den rechten Zweck."

„O! ich kann aber nicht ewig entsagen!" rief das junge Mädchen mit Heftigkeit, „meine ganze Seele dürstet nach Glück."

„Beglücke Andere und Dein Durst wird gestillt werden, theure Johanne," wiederholte der Domherr. „Du bist den Deinen entfremdet, schließe Dich ihnen wieder an, übe Nachsicht für ihre Eigenthümlichkeit und Du selbst wirst in innerem Frieden die Frucht davon erndten. Ich kam als ein Freund Dir Trost zu bringen. Du hast mir Dein Herz enthüllt, Du hast mir gebeichtet. Als Priester des reinen Christenthums gebe ich Dir den einzigen Segen, welcher Heilung bringt: Liebe, damit Du glücklich werdest!"

Der Domherr legte seine Rechte mild auf Johannens Haupt, sie ergriff sie und wollte sie an ihre Lippen pressen. Er duldete es nicht, drückte ihr fest die Hand und verließ schweigend das Zimmer. Es war Nacht, als Johanne sich aus ihrem Nachdenken emporriß, ihr Lager zu suchen.

Seit diesem Tage schien eine wesentliche Veränderung in Johanne vorgegangen zu sein; sie kam sich erleichtert vor, da ihr Herz sich seines Kummers in vertraulicher

Mittheilung entladen hatte und sie sich von einer verstehenden Seele beklagt wußte.

Der Domherr behandelte sie mit der Theilnahme und Fürsorge eines älteren Bruders, wozu ihn sowohl sein verwandtschaftliches Verhältniß, als sein Stand berechtigten. Die Zuversicht, bei ihm unabläßig freundliche Theilnahme, geistige Anregung und Stärkung zu empfangen, machte, daß sie geduldiger die Galanterien ihrer Bewerber ertrug, welche sich früher oft über ihre kalte, abweisende Art beklagt hatten.

Unter diesen Bewerbern ward Graf Severin J., ein Pole, der im Großherzogthum Posen bedeutenden Länderbesitz hatte, von dem Kommerzienrath, welcher mit ihm gemeinsam gewisse Fabrikunternehmungen besaß und betrieb, vorzugsweise begünstigt. Er war sehr viel im Hause der Generalin und ihrer Eltern, und obgleich er in der Gesellschaft für einen Anbeter der Erstern galt, behauptete sie, daß nur Severin's Neigung für Johanne ihn an sie fessele. Auch schien es, als ob seit einiger Zeit das Verhältniß zwischen der Generalin und Severin eher im Abnehmen als im Steigen begriffen sei. Dazu mochte die Ankunft des Domherrn das Ihrige beigetragen haben, der auf die Generalin ebenfalls einen lebhaften Eindruck gemacht hatte.

Die Generalin, eine jener leeren Frauennaturen, denen

das bewegende Lebenselement nicht aus der eigenen Seele quillt, stolz und hochmüthig wie ihre Mutter, war die zweite Frau ihres greisen Mannes geworden, weil sie dadurch die erste Stelle in der Gesellschaft einzunehmen hoffen durfte. Der General war stumpf und brachte seine Zeit zwischen den sich täglich wiederholenden Dienstpflichten eines Soldaten im Frieden, und den Diners und L'hombrepartien zu, welche seine Unterhaltung ausmachten. Eveline lebte dadurch so ungebunden als möglich; man wollte wissen, daß sie zahlreiche Verhältnisse zu andern Männern gehabt habe, indeß da sie vorsichtig und berechnend war, konnte man ihr keine bestimmten Vorwürfe machen. Sie galt für eine liebenswürdige und kluge Frau, und war vor Allem eine kokette Frau.

Daß zwei Charaktere, wie die der beiden Schwestern, sich vollkommen fremd bleiben, ja fast feindlich entgegentreten mußten, bedarf kaum einer Erwähnung, nnd die große Vorliebe der Kommerzienräthin für die älteste Tochter trug dazu bei, dies innere Mißverhältniß zu erhöhen. Indeß seit der Ankunft des Domherrn war zwischen den Schwestern eine Art von Annäherung zu Stande gekommen, denn Eveline suchte die jüngere Schwester mehr als früher auf, weil sie hoffen konnte, dem Domherrn im Hause ihrer Eltern häufig zu begegnen.

Der Erste, welchem dieses auffiel, war Graf Severin.

Der Antheil, welchen die Generalin dem Domherrn bewies, verletzte die Eitelkeit des Grafen, dessen Empfindung für Eveline wärmer geworden war, als er es selbst geglaubt hatte; und wollte er sich dieselbe sogar ableugnen, um seine beabsichtigte Bewerbung um die Hand der jüngeren Schwester endlich entschieden aufzunehmen, so fand er wieder, daß auch hier der Domherr ihm im Wege stehe. Eine augenblickliche Spannung zwischen Eveline und dem Grafen war die nächste Folge davon, bis Beide es gewahr wurden, daß Jeder von ihnen ein Interesse daran hatte, den Domherrn von Johannen zu entfernen; und Neigung und Abneigung gegen den Prälaten führten Eveline und den Grafen bald wieder, wenn auch nicht mehr in der alten Weise, zusammen. Einer wie der Andere hielt den Anschein der alten Galanterie noch aufrecht, und einander täuschend, täuschten sie sich am Ende auch wieder über sich selbst.

So verschwand die erste Hälfte des sehr harten Winters, und täglich liefen Berichte aus der Umgegend ein über die drückende Noth der Armen, welche in den Fabrikbezirken zu kleinen Aufständen Anlaß gegeben hatte. Auch in den Fabriken des Kommerzienraths, an denen Graf Severin wie gesagt mit bedeutenden Kapitalien betheiligt war, waren Unruhen, und zwar zufällig an einem Abend

ausgebrochen, an welchem man im Hause des Kommerzienraths einen glänzenden Ball veranstaltet hatte.

Mehrere der Rädelsführer waren verhaftet worden, es gingen von den Werkführern genaue Berichte über die Vorfälle ein, der Kommerzienrath und Graf Severin eiferten gegen den Liberalismus unserer Zeit, und ein paar Tage darauf gab man ein zweites, noch glänzenderes Fest, um zu beweisen, daß diese Vorgänge auf die Verhältnisse des Hauses ohne Einfluß gewesen seien.

Das zweite Fest fand an Johannens Geburtstage statt. Die Eltern hatten ihr einen sehr werthvollen Perlenschmuck geschenkt, und die Generalin fragte Johanne, als sie dieselbe im einfachsten weißen Kleide ohne jedes Geschmeide bei dem Feste erblickte, weshalb sie die neuen Perlen nicht angelegt habe?

„Ich kann sie nicht tragen," sagte Johanne leise, „sie würden mich wie Feuer brennen, seit ich weiß, wie viel Thränen daran haften. Dürfte ich es, ich hätte sie längst verkauft —"

„Und das Geld dem Onkel für die Armen gegeben," fiel ihr Eveline lachend in's Wort, „um Dir dafür einen Heiligenschein in seinen Augen zu erwerben. Ich kann mir das denken!"

„Eveline!" rief Johanne voll Schrecken.

Aber diese drückte ihr die Hand und sagte: „Meine



ich es denn böse, liebes Herz? Mein Gott, wir Alle haben unsere Leidenschaften. Der Onkel ist interessant genug, um von Dir geliebt zu werden, aber grade deshalb sollst Du seine Verhältnisse bedenken und Deine Neigung, die ihn kompromittirt, nicht so öffentlich bloß stellen. Es ist ein Glück, daß er nicht tanzt, sonst würde auch auf den Bällen kein anderer Mann mehr in Deine Nähe kommen, mein armes Kind!"

Sie verließ sie, und Johanne blieb vernichtet stehen. Was sie nie in sich geahnt hatte, das sah sie jetzt plötzlich klar in ihrem Herzen: sie liebte den Onkel, den katholischen Geistlichen, der fest an seinem Berufe hing, dem die Ehe verboten war. Dies Liebesbewußtsein erfüllte sie mit bebender Glücksahnung, und doch lag die ganze Reihe unvermeidlicher Schmerzen, die trostlose Oede gezwungener Entsagung deutlich vor dem Auge ihres Geistes. Sie vermochte sich kaum zu halten, als Graf Severin an sie herantrat und ihre Hand zum Tanz begehrte. Johanne nahm seine Aufforderung an, aber während sie in des Grafen Arm in geflügeltem Tanze dahinflog, gelobte sie sich, ihr Herz zum Schweigen zu zwingen und lieber still in sich das Schwerste zu tragen, als den Onkel ahnen zu lassen, was sie für ihn empfände oder, wie Eveline es genannt hatte, ihn in seiner Stellung zu kompromittiren.

Unfähig in dieser Stimmung dem Domherrn ruhig

gegenüber zu stehen, tanzte sie unablässig und steigerte sich, von innerem Schmerz gestachelt, zu einer äußeren Fröhlichkeit, die Allen auffiel und die für das geübte, theilnehmende Auge des Domherrn etwas Beunruhigendes hatte. Er schob es auf den grellen Gegensatz dieses Festes zu den Vorfällen in den Fabriken, die auf Johanne einen sehr schmerzlichen Eindruck gemacht hatten. Sobald er sie von einem Tanze ruhend in einem der Nebenzimmer sah, trat er daher an sie heran. Graf Severin und der Vater waren mit ihr.

„Haben Sie schon gehört, lieber Schwager," rief der Vater dem Domherrn entgegen, „was mir Eveline eben erzählt? Johanne trägt keinen Schmuck, weil aufsässiges Volk in den Fabriken uns in unserem Eigenthume angreift. Sie haben Johanne schon von so vielen Wunderlichkeiten zurückgebracht, reden Sie ihr nun auch diese kommunistischen Ideen aus, mit denen sie sich lächerlich macht."

„Lächerlich!" rief Severin, der eben dabei stand, „bester Kommerzienrath, nichts weniger als das. Ich segne diesen Kommunismus, denn ihm verdanken wir es, Fräulein Johanne einmal ohne allen Schmuck in ihrer vollen Schönheit zu sehen. Wissen Sie, Hochwürden," fuhr er gegen den Domherrn fort, „dafür ertheilte ich all' dem rebelli-

schen Volke ohne Buße Absolution, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!“

„Das thue ich auch ohne das,“ antwortete der Domherr.

„Ja!“ lachte Severin, „denn die Absolution ist billig in dieser Zeit, in der Niemand mehr daran glaubt.“

„Sie irren!“ antwortete der Domherr. „Erst vor wenig Tagen hat mir Jemand gebeichtet, daß er durch die große Härte seines Brodherrn zu einem Schritte getrieben worden sei, den er sich jetzt in der Ruhe als ein schweres und obenein nutzloses Unrecht vorwerfe. Er könne es nicht wieder gut machen, er fühle Reue, aber man habe ihn auf das Aeußerste getrieben und er finde keine Ruhe in sich. Der Mann war, dem Naturtrieb nothwendiger Selbsterhaltung folgend, vollkommen in seinem Rechte; durch angeborne Knechtschaft gedrückt, wußte er selbst nicht wie sehr. Ich habe ihn von Grund der Seele und mit bestem Gewissen freigesprochen und mich glücklich gefühlt, daß ich ihm die Beruhigung gewähren konnte, welche er in sich selbst zu finden nicht reif war.“

„Was man nicht Alles aus dem Katholizismus zu machen vermag,“ sagte Severin mit frechem Leichtsinn. „Die Religion ist in unserer Zeit wie das zusammengefaltete Papierblatt, aus dem man nach Belieben einen Hut oder ein Schiff oder einen Braukessel macht. Uns Polen ist der Katholizismus ein Panier, unter dem sich

die Freiheitskämpfer versammeln, Ihnen, Hochwürden, i er ein Deckmantel für den Ultraliberalismus —"

„Und mir?" fragte der Kommerzienrath.

„Ihnen," sagte Severin, den das gehaltene Schweigen und der verächtliche Blick des Domherrn nur maßloser und herausfordernder machten, „Ihnen, theurer Freund, ist der Katholizismus ein Adelsdiplom, das Sie der Aristokratie verbindet."

Johanne wurde über den Spott glühend roth vor Zorn, auch der Kommerzienrath schien empfindlich, indeß Severin wußte es gleich in das Scherzhafte zu ziehen und meinte: „Ich meinerseits verarge es keinem Menschen, wenn er sich aus dem alten Papiere Dasjenige formt, was ihm das Angenehmste und Nützlichste scheint, eben weil es an und für sich nichts werth ist. Mit der Religion sind wir ja Alle lange fertig," schloß er und führte, da der Domherr sich von dem Spötter nichtachtend abwendete, Johanne abermals zum Tanze fort, die ihm mit innerem Widerstreben folgte.

Der Domherr lehnte an dem Pfosten der Thüre, welche das Kabinet mit dem Tanzsaale verband. Fröhlich schwebten die walzenden Paare an ihm vorüber, und jedes Mal, wenn Johanne mit Graf Severin ihm sichtbar ward, zuckte ein Weh durch seine Brust. Der leichtsinnige Graf schien ihm Johannens unwerth und doch hatte sie

am Anfang des Abends. eine auffallende Freundlichkeit für ihn gehabt. Severin war jung, schön, und das, was man eine glänzende Partie nennt. Der Domherr mußte sich sagen, daß Johanne nach ihrer Liebe für Karl F. und dem in den Augen der Welt auffallenden Bruch ihrer Verlobung mit dem Baron, eine Heirath mit Graf Severin als eine Genugthuung für sich und ihre Eltern betrachten möchte, aber es fiel ihm schwer zu denken, daß Johanne so empfinden könne. Er gestand sich, daß er größer von ihr gedacht, daß er in ihr an die edelste Frauenseele geglaubt habe; und in gedrückter Stimmung verließ er den Ball, ohne Johanne nochmals gesprochen zu haben.

Am Morgen, als er in seiner einsamen Kurie erwachte, lag ein heller Wintersonnenschein über der Erde. Es war Sonntag. Eine Menge Bittschriften nothleidender Personen warteten seiner wie alltäglich. Er erbrach sie, durchlas sie mehrmals, aber er war so zerstreut, daß er sie fortlegen mußte. Er kannte seinen ruhigen Sinn nicht wieder. Heftig ging er im Zimmer auf und ab, setzte sich endlich an den Schreibtisch und begann einen Brief an den ihm vorgesetzten Bischof von ... zu schreiben, der, ein würdiger Kirchenfürst, ihm immer als Freund und Berather zur Seite gestanden hatte.

Er schrieb: „Ich fühle mich seit längerer Zeit in einem inneren Zwiespalt mit mir selbst, mein verehrter Freund! und das leichtsinnige Wort eines leichtsinnigen Menschen hat seit gestern diesen Zwiespalt in mir erhöht. Sie wissen, wie fest ich an das Recht des Menschen auf seine freie Entwickelung glaube, wie ich im Geiste des Christenthums den sittlichen Idealismus verehre, und daß ich mich berechtigt, ja verpflichtet halte, den Geist der Wahrheit und Freiheit dem unentwickelteren Theile der Menschheit in der poetischen Symbolik unseres Kultus zu verkünden, weil die Mehrzahl für die reine abstrakte Idee nicht reif ist.

„Schon seit lange aber glaube ich, daß in dieser geistigen Bevormundung eine schwere Versündigung an der Menschheit liegt, deren vorgebliche Unmündigkeit wir benutzen, sie von uns abhängig zu erhalten. Wir verhüllen die heilsame, einfache Wahrheit durch jene kirchliche Symbolik, wir stellen uns zwischen den Menschen und das belebende Licht, in dem er allein wachsen kann. Jenes leichtsinnige Wort, dessen ich erwähnte, lautete: Die Religion ist in unserer Zeit wie das zusammengefaltete Papierblatt, aus dem ein Jeder dasjenige formt, was ihm das Beste dünkt! — Ich kann es nicht vergessen! Wer gibt uns ein Recht, daraus ein Gängelband zu machen, an

dem wir die Geister lenken? Einen Lichtschirm, der den Menschen das volle Licht der Wahrheit entzieht?

„Ich höre Beichte, ich ertheile Absolution — es liegt in Beidem für mich ein tiefer poetischer Sinn; aber ich spende das Abendmahl nur zur Hälfte, ich bewahre die eine Hälfte der Geistlichkeit allein — das ist, dünkt mich, das Bild unserer strafwürdigen Handlungsweise. Kein Mensch und keine Menschenklasse hat das Recht, sich für Auserwählte zu betrachten, Auserwählte bleiben zu wollen, inmitten einer Religion, deren Grundgesetz die brüderliche Liebe, deren Grundlage die Gleichheit vor Gott ist.

„Auch ist fast Alles, wodurch wir uns von der Gesammtheit scheiden, auf Unnatur gegründet. Vor Allem dünkt mich, ist dies mit dem Coelibat der Fall, das den Priester leider so hundertfach erniedrigt, den es erheben sollte. Es trennt den Menschen nicht von dem natürlichen Verhältniß zu seinem Mitmenschen ab, es trennt ihn nicht ab von seinen natürlichen Empfindungen und Neigungen, aber es macht ihm zum Verbrechen, was sein Recht ist; es bringt den Priester in Zwiespalt mit sich selbst, der mit reinem, freiem Herzen den Zwiespalt in den Seelen Anderer beruhigen und heilen soll. Das ist gewiß ein Unheil!

„Lange habe ich mich damit vertröstet, daß nur Jahrhunderte umgestalten können, was Jahrhunderte gestaltet,

daß eine allmälige Reformation innerhalb unserer Kirche, wie sie nothwendig ist, auch möglich sei. Aber ich habe jetzt schon Tage, Zeiten, in welchen ich das nicht mehr zu glauben vermag. Nur eine religiöse Reform, so dünkt mich, ist möglich und nothwendig, und sie muß vor sich gehen, wenn nicht das Unkraut die heilige Pflanze ersticken soll: der offene und entschiedene Uebergang vom Bilde zur Wahrheit."

So weit war der Brief geschrieben, als die Domglocke den Domherrn zur Messe in die Kirche rief. Er schritt über den stillen Domhof, eine zahlreiche Menschenmenge zog nach der Kirche. Innerlich erregt legte er das Meßgewand an und trat aus der Sakristei in den Chor, wo schon die anderen Domherren versammelt waren. Das geistlose Herbeten seiner Amtsbrüder widerte ihn an, aber der Anblick der Gemeinde erhob seine Seele. Funkelnd zitterte das Sonnenlicht durch die Fenster der Kirche und vergoldete die Weihrauchwölkchen, die, ein Symbol der Andacht, sich in die Höhe schwangen. In vollen Klängen ertönte die Orgel, und unter den knieenden Betern erblickte er Johanne, das Gesicht auf die Hände geneigt, in ihrem Betstuhle. Eine unaussprechliche Rührung ergriff ihn; die Andacht all' dieser Herzen schien sich in seiner Brust wie in einem Brennpunkte zu sammeln. Ihm war als liebe er nicht die Menschheit im Allgemeinen, sondern

Jeden besonders. Er sah Frauen aus dem Volke sich niederwerfen vor der thränenreichen Schmerzensmutter, und Kinder gläubig die Händchen emporheben zu dem Jesuskinde, das ihnen aus seiner Wolkenhöhe die Aermchen freundlich entgegenstreckte.

„Und diese Bilder, die ihrem Verständniß nahe sind, sollte man ihnen rauben?“ fragte er sich. „Kann man der ganzen Menschheit den Bildungsgrad geben, der sie fähig macht, den Geist im Geiste anzubeten? Und gibt es schönere Bilder für das Höchste, als der Katholizismus sie hat, wenn man ihn von seinen Schlacken reinigt? Kommen nicht die neuesten Reformatoren immer wieder dahin, eine neue Symbolik für den abstrakten Begriff zu erfinden, die an idealer Schönheit den Katholizismus nicht erreicht?“

Er beschloß den Brief nicht zu beenden und nicht abzuschicken; es schien ihm Unrecht, zu zerstören, ehe er ein Besseres an die Stelle zu setzen wisse, und der Protestantismus war ihm als dogmatische Religion zu poesielos, als rationelles Christenthum zu wenig frei, weil auch er das Recht des Einzelnen zu freier Forschung beschränkt und den Geist in Formen bindet.

Während diese Gedanken durch des Domherrn Seele gingen, floß Johannens Herz über in anbetender Liebe. Nicht vor Gott kniete sie, sie kniete in tiefster Demuth

vor dem Manne ihres Herzens, vor dem Geliebten, in dessen Seele sich ihr die Menschwerdung des Geistes offenbarte. Wie er so dastand in schöner Würde, die prächtige Gestalt gehoben durch das reiche priesterliche Gewand, verehrt und geachtet von der knienden Menge, da dünkte sie der ruhige Ernst auf seiner schönen Stirn ein Heiligenschein, dessen Reinheit sie mit keinem Wunsche entweihen dürfe. — Und doch liebte sie ihn mit aller Kraft ihrer Seele, doch hätte sie ihr Leben darum gegeben, ihm das nur sagen zu dürfen.

Die milden und mächtigen Töne der Musik lösten ihr Herz in Wehmuth auf, ihre Thränen flossen unaufhaltsam und als sie das Tuch von ihrem Antlitz nahm, war die Messe zu Ende und die Domherren hatten den Chor verlassen.

Johanne war es, als sei die Sonne untergegangen. Sie hörte von der Predigt nur die Worte, der Sinn konnte nicht in ihre Seele dringen, weil diese ganz von einem einzigen Bilde erfüllt war. Wie träumend verließ sie die Kirche, schritt an der Kurie des Onkels vorüber und bedachte, ob sie nicht, wie es sonst bisweilen geschehen war, bei ihm vorsprechen solle. Aber sie hatte nicht mehr den Muth dazu, seit Evelinens Spott ihr das Geheimniß ihres Herzens enthüllt hatte.

Während Johanne und der Domherr solch ergreifende Momente in der Kirche verlebten, und der alte General zur Parade gegangen war, lag Eveline in einem Lehnstuhl am Fenster des Kommandantur-Gebäudes und blickte nach Severin hinaus, der ihr um diese Zeit gewöhnlich seinen Morgenbesuch zu machen pflegte.

Sie hatte beschlossen, heute, wie sie es nannte, mit ihm fertig zu werden und der Koketterie ihrer Schwester ein Ziel zu setzen, und sie konnte vor Ungeduld ihren Willen durchzusetzen, es kaum erwarten, den Grafen zu sehen.

Heiter wie immer langte er bei ihr an, heiter wie immer ergriff er ihre Hand um sie an seine Lippen zu drücken; aber zum ersten Male entzog sie ihm dieselbe, blickte sie ihn mit einem Ernste an, dem er noch nie bei ihr begegnet war.

„Warum diese Komödie, bester Graf?“ fragte sie, „und warum kommen Sie überhaupt noch zu mir, wenn Sie mir nicht vertrauen?“

Severin sah sie überrascht an und fragte, was sie damit meine?

„Die einfachste Sache von der Welt!“ antwortete Eveline. „Wir sind ja Beide keine Kinder mehr und stehen nicht mehr voll blödem Erstaunen vor den ersten Regungen unserer Herzen. Lassen Sie uns offen sein, das allein ziemt uns.“

„Theure Eveline!“ rief der Graf, „aber was bedeutet das Alles? Wann habe ich Ihnen die Gefühle meines Herzens, meine Verehrung für Sie verborgen?“

„Nicht verborgen, mein Freund, aber übertrieben haben Sie sie. Sie täuschten sich selbst im Anfang unserer Bekanntschaft, das will ich glauben — zu Ihrer Rechtfertigung glauben; jetzt wollen Sie mich täuschen und das gelingt Ihnen nicht. Sie sahen, daß mein Herz in meiner traurigen, ungleichen Ehe nicht befriedigt wird, daß ich unglücklich bin, Sie hatten Mitleid mit mir, und da Sie ein Mann, d. h. keiner reinen Theilnahme für ein Weib fähig sind, so hofften Sie glücklich zu werden, indem Sie die Leere meines Herzens ausfüllten und als Sieger triumphirend darin einzogen.“

Severin wollte sie unterbrechen, sie litt es nicht, gab ihm die Hand und sagte: „Schweigen Sie doch, Severin! Glauben Sie, daß ich Ihnen zürne, weil Sie ein Mann sind wie alle Männer? Sie sehen, daß Sie das Ziel Ihrer Wünsche nicht erreichen; Sie werden es müde, mir ohne Lohn Ihre glänzende Jugend zu weihen und hoffen in einer Ehe mit meiner Schwester glücklicher zu werden. Das ist sehr natürlich, sehr natürlich!“

Sie sprach das Letzte mit bewegter Stimme. Severin stand ihr betroffen gegenüber. „Aber theure Eveline!“ rief er endlich, „waren Sie es denn nicht selbst, welche

mich in dem Gedanken bestärkte, um die Hand Ihrer Schwester zu werben? Waren Sie es denn nicht selbst, welche in der Aussicht auf die Verwandtschaft —"

„Gewiß!" versetzte die Generalin, „ich wünschte diese Verbindung. Ich hoffte, sie sollte die Schranke werden, die bald und schnell zwischen uns aufgerichtet werden muß, wenn ich die Schwäche nicht beklagen soll, mit welcher ich mich dem Zuge überließ, der mich zu Ihnen zog. Aber ich wußte es nicht, wie sehr Ihr Herz schon jetzt meiner Schwester zu eigen ist, ich wußte nicht, daß ich nie etwas Anderes für Sie gewesen bin, als die Schwester des Mädchens, das Sie liebten."

Der Graf hatte, mit übereinander geschlagenen Armen vor ihr stehend, ihr schweigend und voll Erstaunen zugehört. „Träume ich denn!" rief er dann mit einem Male, und Evelinens Hand ergreifend, sagte er sehr bestimmt: „Eveline, Sie spielen heute ein Spiel mit mir! Das fühle ich; was Sie aber damit wollen, was Sie beabsichtigen, das weiß ich nicht."

„Was ich will, mein Freund?" nahm die Generalin mit sanfter Miene das Wort, „das ist sehr einfach. Sie und mich will ich vor Reue bewahren; entsagen will ich, wo es im doppelten Sinne das Glück und das Heil meiner Schwester gilt. Entsagen will ich —"

Der Graf hatte sich an ihrer Seite niedergelassen,

jetzt sprang er empor. „Und würden Sie diese wundervolle Kraft der Entsagung, die Sie mir entgegensetzen, auch so plötzlich in sich gefunden haben, wenn der Domherr nicht gekommen wäre, der Ihre Schwester anbetet, als ob sie eine seiner Heiligen wäre?“

„Vielleicht habe ich diese Kraft aus Schwesterliebe, vielleicht habe ich den Muth, meiner Schwester zum Opfer zu bringen, was mir selbst ein Glück gewesen wäre, vielleicht weiß ich wie ungestillte Liebe schmerzt und will sie dem ersparen —.“ Sie brach ab, als mißtraue sie sich selbst, und sagte dann mit einem Seufzer, indem sie leise ihr schönes Haupt bewegte: „So klein denken Sie von dem Weibe, daß Sie nicht begreifen, wie man all sein Wünschen und Verlangen, der Ruhe und dem Frieden eines geliebten Mannes opfern kann!“

Sie wendete sich ab, als wolle sie ihm den Anblick ihres Schmerzes entziehen, aber in demselben Augenblicke lag der Graf zu ihren Füßen, ihre Hand mit seinen Küssen zu bedecken. Da öffnete sich die Thüre, und der Domherr, welchem Eveline das Recht eingeräumt, ungemeldet bei ihr zu erscheinen, stand auf der Schwelle. Sie hatten sein Klopfen überhört.

Severin sprang empor, der Domherr wollte zurücktreten, nur Eveline behielt ihre Fassung, und dem Domherrn freundlich zunickend, sagte sie mit völlig heiterem

Tone: „Oh! unbesorgt, lieber Graf! der Onkel verräth uns nicht, und es ist gut, wenn er in das Geheimniß gezogen wird, da er großen Einfluß auf meine liebe Schwester hat. Graf Severin wirbt um Johanne, lieber Onkel! Ich habe ihm eben meinen ganzen Beistand zugesagt, dürfen wir auf den Deinen rechnen?"

Beide Männer erbleichten, und Severin's Bitte um des Onkels Verwendung klang eben so kalt und verwirrt, als des Domherrn Zusage; nur Eveline vermochte es, heiter vermittelnd eine Unterhaltung fortzusetzen, bis der Graf sich bald nachher entfernte.

Als Eveline mit dem Onkel allein war, sagte sie: „Ich habe eben einen kleinen Gewaltstreich ausgeführt, lieber Onkel! den Du mir vergeben mußt, wenn Du zugestehst, daß der Zweck die Mittel heiligt. Du wirst bemerkt haben, wie sehr der Graf Johanne umschwärmt, und daß sie ihn, launenhaft wie immer, heute begünstigt und morgen zurückstößt. Sie hat wirklich kein Herz, aber diese kalte Koketterie muß doch ein Ende nehmen. So habe ich allmälig dem Grafen, der sich früher einbildete, in mich verliebt zu sein, Johannens Bild untergeschoben. Er schwört jetzt tausend Eide, daß er Johanne liebe, immer geliebt habe, und ich ertrage diese männliche Treulosigkeit in schöner weiblicher Demuth."

Der Domherr sah sie ruhig mit seinem klaren durch-

dringenden Auge an und sagte: „Eveline! glaubst Du mich zu täuschen mit diesem kleinlichen Spiele? Es ist möglich, daß es Dir bei den Andern gelingt, nicht bei mir; und ich werde nach dem, was ich lange geahnt habe, was jetzt zu sicherer Gewißheit in mir geworden ist, nicht die Hand bieten, Johannens Glück einem Manne zu vertrauen, der in ihr Nichts sieht, als ein schönes Weib, Nichts schätzt, als den Reichthum ihres Vaters. Sage das dem Grafen, und daß ich ihm gegenüber schwieg, weil ich keine Frau vor den Augen ihres Geliebten demüthigen mag!"

Mit diesen Worten verließ er sie, und Eveline eilte bleich vor Zorn an den Schreibtisch, wo sie mit bebender Hand folgende Worte auf das Papier warf:

„Sprechen Sie Ihre Werbung gegen meine Eltern noch heute aus. Noch heute! Sonst ist es zu spät für unser aller Ruhe!"

Dies Billet ward gesiegelt und abgeschickt, dann warf sich Eveline in ihren Wagen und fuhr zu den Eltern, Johanne zu einer Spazierfahrt abzuholen.

Einige Tage später lagen düstere Wolken über allen Personen, welche in diesen Verhältnissen betheiligt waren. Severin hatte Johanne zur Frau begehrt, hatte freudig

die Zustimmung der Eltern erlangt, und Johanne zwei Tage Bedenkzeit erbeten. Nach Verlauf derselben erklärte sie, daß sie die Hand des Grafen nicht annehmen könne und entschlossen sei, sich niemals zu verheirathen.

Aber die Werbung des Grafen war in der Zwischenzeit von dem Kommerzienrath so vielfach seinen Freunden anvertraut, daß sich das Gerücht von der neuen Verlobung schnell durch die Stadt verbreitet hatte. Wollte der Kommerzienrath nicht als ein Lügner erscheinen, so mußte er der ersten Mittheilung die zweite hinzufügen, daß Johanne dem Grafen einen Korb gegeben habe. Die hohe Aristokratie, zu der Severin gehörte, die töchterreichen Frauen mittelloser Grafen, fanden darin für Severin eine gerechte Strafe, daß er die ebenbürtigen Fräulein verschmäht, man bemitleidete ihn mit Schadenfreude. Severin's Eitelkeit war auf das Tiefste verletzt; ein offenbarer Bruch mit Eveline die nächste Folge davon. Um sich zu rechtfertigen in den Augen der Leute, um einen ihn nicht berührenden Grund für Johannens Weigerung zu finden, erzählte Severin Jedem, der es hören wollte, daß Johanne eine leidenschaftliche Neigung für den Domherrn habe, den auch die Generalin liebe.

Je höher und unantastbarer der Domherr bisher in der öffentlichen Meinung gestanden hatte, je williger nahm die protestantische Partei die Nachricht auf, um daraus

Folgerungen gegen die katholische Geistlichkeit im Allgemeinen und gegen die vornehme katholische Gesellschaft im Besonderen zu ziehen. Die Vermuthung, daß Graf Severin unter diesen Verhältnissen die Kapitalien kündigen werde, mit denen er in den Fabriken des Kommerzienrathes betheiligt war, wurde von den Leuten als Gewißheit ausgesprochen. Man sprach von möglichen daraus entstehenden Störungen des Geschäftes, und die Verwirrung wuchs von allen Seiten.

Eveline war empört gegen die Schwester, da Severin sie verlassen hatte und der Domherr sie mit äußerster Kälte behandelte. Nur Johanne war ruhig, aber traurig, wie Jemand, der sich bescheidet Leiden mitanzusehen, die er um den Preis des eigenen, hoffnungslosen Lebens den Leidenden ersparen möchte.

Während jedoch all' diese Nachrichten in der Stadt von Mund zu Munde gingen, erfuhr der Domherr allein kein Wort von den über ihn und Johanne verbreiteten Gerüchten. Es gibt Männercharaktere von so fester, reiner Art, daß sie der spiegelhellen Damascenerklinge gleichen, an der kein Rost haftet, weil Alles abgleitet an dem reinen, festen Stahl. Die Verleumdung nistet sich nur da mit Erfolg und dauernd ein, wo Lücken in dem Wesen des Menschen sind. Sie ist ein giftig Schlinggewächs, das sich festsetzt in Trümmern, in unfertigem Gemäuer,

und keinen Boden findet an Festgegliedertem und Ganzem. Darum ist das Weib in seiner meist unvollständigen Entwickelung die Beute der Verleumdung, welcher der bedeutende Mann entgeht, weil er nicht durch die leisen Schlingen verletzt und gehemmt wird, die sich um den Menschen ziehen, ihm die Freiheit ruhigen Selbstbewußtseins und Handelns zu hemmen.

Wie immer ging der Domherr seinen regelmäßigen Beschäftigungen, seinen gewohnten Studien nach. Obgleich dies außerhalb seines Amtes lag, hatte er sich von dem katholischen Konsistorium einen Theil der Armenpflege und der Schulverwaltung übertragen lassen und ertheilte in der katholischen Armenschule selbst den Religionsunterricht. Dabei ward er häufig in den Seelen einzelner Kinder eine so geistige, reine Gotterkenntniß gewahr, daß sein Glaube an die Nothwendigkeit einer symbolischen Umhüllung des Geistigen mehr und mehr zu wanken begann. Er fühlte, daß die Menschheit sich jenem Entwickelungsgrade nähere, der den Geist geistig zu erfassen vermag, und daß sich ein Bewußtsein persönlicher Freiheit und persönlicher Verantwortlichkeit in der Mehrzahl rege, welches die leitende, vermittelnde Dazwischenkunft des Priesters einst entbehrlich machen werde. Mit dieser Erkenntniß zerfiel vor seinen Augen die Nothwendigkeit des Priesterstandes, als einer besondern, zwischen der Menschheit und

Gott, heilig und einsam dastehenden Kaste, ohne daß sein Glaube an die Nothwendigkeit einer positiven Religionsform für alle die Menschen, die für ihr geistiges Dasein eines festen, sichern Wegs bedürfen, um sich nicht in der Irre zu verlieren, sich verminderte.

Er selbst war seit Jahren über die Grenzen positiver Religion zu einem reinen Deismus, zu dem sittlichen Ideal gekommen, und grade darum hatte er in seinem Beruf es für Pflicht gehalten, jedes Aergerniß, jeden Anstoß zu vermeiden, um der Moral, die er lehrte und predigte, die Weihe, die Bekräftigung des Beispiels zu geben. Seine hochbetagte Mutter lebte noch, er war ihr Stolz, ihre Freude, und ein inniges Verhältniß knüpfte ihn an sie, die noch streng an allen Glaubensartikeln und Satzungen der Kirche hing.

Grade in den Tagen, deren wir zuletzt erwähnten, hatte er einen Brief von ihr erhalten, in dem sie ihm mit Rührung von all' dem Guten sprach, das man ihr von dem theuren Sohn berichte, und daran die freudigsten Hoffnungen knüpfte, ihn einst noch als einen Fürsten der Kirche zu begrüßen. Doch mit diesem Worte hatte sie die schmerzlichste Seite seiner Seele berührt. Die Herrschaft der Kirche war es, die er beklagte. Er fühlte sich glücklich, als Lehrer der Religion seine Ueberzeugung zu verbreiten und den Tag der Erkenntniß am Horizont der

Menschheit empor zu führen; er fühlte Zufriedenheit in dem Beruf des Trösters und Berathers, aber als Domherr ein Glied der Hierarchie zu sein, welche die Geister absichtlich knechtet und in Dunkelheit läßt, um sie nach Willkür zu beherrschen, war ihm ein quälender Gedanke. Schon mehrmals hatte in solchen Stunden der Wunsch, sein Amt niederzulegen, sich mächtig in ihm geregt, die Rücksicht auf seine Mutter und die Liebe für den andern Theil seines Berufes waren ihm jedoch noch immer zu Fesseln geworden, welche ihn davon zurückhielten.

In einer solchen Stunde inneren Kampfes ging er zu Johanne, sich zu erheitern. Er fand sie allein und traurig über die neuen Zerwürfnisse, welche die Abweisung des Grafen zwischen ihr und ihren Eltern hervorgerufen hatte. Sie klagte ihm deshalb, er gab ihr Recht, tadelte aber ernsthaft ihren gegen die Eltern ausgesprochenen Vorsatz, sich niemals zu verheirathen.

„Du wirst ihn nicht halten, diesen Vorsatz," sagte er, „weshalb also die Deinen unnöthig dadurch reizen? weshalb den Schein auf Dich laden, als hätte Dein Herz verlernt weiblich zu fühlen?"

„Onkel!" rief Johanne, „kein Mensch glaubt fester als ich an das unaussprechliche Glück einer innerlich wahren Ehe! Glaubst Du, ich fühle nicht, welch' eine Seligkeit darin liegen muß, einem geliebten Manne un-

trennbar vereint zu sein? Sieh! das habe ich so geliebt am Katholizismus, daß die Ehe unauflöslich bindet, weil die wahre Liebe ja ein Bund ist, nicht nur für gute und böse Lebensstunden, sondern ein unzerstörbarer Bund der Geister, durch das ganze Leben hinaus, bis jenseits des Grabes. Aber konnte ich diese Liebe für den Grafen hegen? Und als Du gestern bei mir warst, sagte ich Dir nicht —"

„War ich gestern bei Dir?" fragte der Domherr.

„Du kommst ja jeden Tag, lieber Onkel!"

„Jeden Tag?" wiederholte der Domherr wie erschrocken.

„Hast Du das nicht gewußt?" sagte Johanne, „ich glaubte, Du thätest es mir zu Liebe."

„Johanne!" rief der Domherr mit solch' tiefer Innigkeit des Tones, daß dem Mädchen die Thränen in die Augen traten. Ihr war, als müsse sie vor ihm niederknieen, aber auch dazu fehlte ihr der Muth. Sie hatte sich von ihrem Sitze erhoben, nun blieb sie regungslos, wie von unsichtbarer Gewalt gefesselt, mitten im Zimmer stehen. Der Domherr stand ihr ebenfalls sprachlos gegenüber. Endlich trat er dicht an sie heran, nahm ihre Hände fest in die seinen, betrachtete in stummer Erregung das schöne bleiche Antlitz und sagte leise, als fehle ihm der Muth dazu: „Lebe wohl!" Dann preßte er ihre Hände leidenschaftlich an seine Lippen und eilte davon.

Johanne stürzte weinend auf ihre Kniee. „Oh! mein Gott!“ rief sie, „er liebt mich! Jetzt vermag ich Alles!“

Am nächsten Tage war der Domherr in Amtsgeschäften verreist. Johanne lebte einsamer als gewöhnlich, da mit dem Karneval die Zeit der Bälle und Feste vorüber war, und bemühte sich treulich die Unzufriedenheit ihrer Eltern durch Fügsamkeit und Geduld zu überwinden. Mit dem Gefühle, von dem angebeteten Manne geliebt zu werden, war eine solche Glücksfülle über sie gekommen, daß sie Nichts weiter begehrte, als auch Andere glücklich zu sehen. Wirkliche Liebe, die das Ich untergehen macht in dem Geliebten, zerstört die Eigensucht in ihren Wurzeln. Wer einen Menschen mit tiefster Hingebung liebt, wird mild für Alle, denn Liebe und Licht haben das gemeinsam, daß sie Alles durchdringen, Alles erquicken und doch unvermindert ganz und Eines bleiben.

Eines Abends saß Johanne arbeitend in dem Zimmer der Kommerzienräthin, und diese hatte abermals der Tochter erklärt, wie bitter sie die Eltern durch die Abweisung des Grafen gekränkt habe, als der Kommerzienrath herein trat, sich an den Tisch setzte und sich räusperte, wie er es gewöhnlich that, wenn er irgend eine Mittheilung zu machen hatte, für die er den Anfang nicht zu finden wußte.

Endlich zog er einen Brief aus seiner Tasche und sagte: „Ich habe schon seit einiger Zeit namhafte Geschäfte mit einer Firma in Newyork gemacht, die zu bedeutendem Ansehen gekommen ist, sie heißt Wilkins und F. Heute erhalte ich einen Brief von dem Hause, in dem man mir meldet, daß Herr F. selbst nach Europa kommen und unsern Ort besuchen werde, um einige große Unternehmungen mit mir zu besprechen, über die wir schon seit Monaten unterhandeln. Zugleich aber bekomme ich diesen andern Brief von F. aus London, dem er selbst in den nächsten Tagen folgen wird. Lies ihn einmal, Johanne!"

Sie entfaltete das Blatt, es enthielt eine Schilderung der Erlebnisse, durch welche Karl gegangen war, seit er Europa verlassen hatte, lieferte den Beweis für seine gegenwärtige günstige Lage, und am Schlusse fragte Karl an, ob Johanne noch frei wäre und ob der Kommerzienrath ihm jetzt die Hand der Tochter bewilligen würde, falls Johanne der Jugendliebe, die in ihm noch unvermindert fort lebe, treu geblieben sei.

„Nun Johanne?" fragte die Kommerzienräthin, als ihre Tochter erbleichend den Brief zusammenfaltete, von dessen Inhalt die Erstere im Voraus unterrichtet war, „wird das endlich der Rechte sein? wirst Du endlich durch einen ehrenwerthen Entschluß der Nachrede ein Ende machen, der Du seit Jahren so viel Stoff zum Tadel gegeben hast?"

„Ich kann nicht, Mutter, so wahr Gott lebt, ich kann nicht!" rief Johanne.

„Wie!" fiel der Vater ein, „also Du liebst Karl nicht, Du hast uns Alle getäuscht, indem Du behauptetest, Dein Herz sei nicht frei und Du könntest den Grafen nicht heirathen!"

„O nein! das ist Wahrheit gewesen. Schmachvolle Wahrheit!" rief die Kommerzienräthin heftig. „Eveline hat Recht gehabt, wenn sie sagte, Johanne wird nicht ruhen, bis sie die ganze Familie unglücklich und zum Spott der Leute gemacht hat. Du weißt, wie der Vater und ich es gewünscht haben, den Adelsrang, der mir angeboren ist, wieder zu erlangen für uns. Du wußtest, daß die Verwendung unseres Schwiegersohnes, mit dem sich seine Familie vereinigen wollte, uns eine sichere Anwartschaft darauf gab, aber Dich rührte das nicht, Dich bestimmte das Glück der Eltern nicht."

„Mutter!" sagte Johanne, „ich kann, um Euch zu gehorchen, der Ehe mit einem geliebten Manne entsagen, auf eigenes Glück verzichten; einen ungeliebten heirathen, mich innerlich erniedrigen, das darf ich nicht."

„Johanne! heißt es sich erniedrigen, wenn man sein eigenes Herz überwindet, den Eltern, die uns das Dasein gaben, die letzten Tage ihres Lebens zu verschönen?"

Johanne schwieg, ihr Herz blutete und sie bedachte,

wie das Dasein, dessen Werth die Geber desselben den Kindern so hoch anrechnen, oft ein recht trauriges Geschenk sein kann. Sie wenigstens empfand es als ein solches und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Als die Mutter dies sah, nahm sie Johanne bei der Hand und sagte mit überlegter Milde und Ruhe: „Du bist gut, Johanne, das weiß ich, Du willst uns nicht Kummer machen, Du verstehst nur Dein eigenes Herz nicht. Von einer Heirath mit dem Grafen kann nicht mehr die Rede sein, aber Du mußt Dich jetzt verheirathen, um die Ehre des Onkels zu retten, den Du liebst.“

Der Kommerzienrath unterbrach sie mit heftigen Vorwürfen gegen die Tochter, aber die Mutter suchte ihn zu beschwichtigen und meinte: „Laß uns gerecht sein, wir waren vielleicht selbst Schuld an Allem, was über uns gekommen ist, als wir uns Johannens erster Liebe entgegenstellten; indeß eine gute Tochter sühnt die Irrthümer der Eltern, wenn es in ihrer Macht steht, wie hier. — Eveline hat in der ersten leicht verzeihlichen Aufwallung der Großmutter die Gerüchte mitgetheilt, die über Johannens Liebe zum Onkel umhergehen. Ich darf es Dir nicht verbergen, mein Kind, man beurtheilt Dich hart, man beurtheilt den Onkel um so strenger, je strenger er selbst stets auf einen makellosen Wandel bei der Geistlichkeit gedrungen hat, während er doch sein eigenes Herz

nicht zu wahren verstanden. Wie man uns, Deine Eltern, dabei der Nachsicht wegen tadelt, die wir Dir bisher angedeihen lassen, das magst Du Dir selbst denken.“

„Mutter! um Gottes Willen, nur nicht weiter!“ flehte Johanne.

Aber die Kommerzienräthin sagte: „Ich darf Dich nicht schonen, denn auch ich habe Kindespflichten zu erfüllen, die mir heilig sind. Meine alte Mutter beschwört mich mit Thränen, Dich zu einer Heirath außerhalb dieser Stadt zu überreden, um die Ehre ihres Sohnes und unserer Familie zu retten. Karl kommt wie ein Bote des Himmels. Er war Deine erste Liebe, er ist Dir treu geblieben. Entschließe Dich, seine Frau zu werden und Du gibst uns Allen Ehre und Frieden, dem Onkel seine Ruhe wieder, denn er wird Dich glücklich wähnen an Karl's Seite, er wird an Deine Liebe für diesen glauben.“

Johanne war es, als wanke der Boden unter ihren Füßen. Sie wußte nirgend einen festen Halt zu finden. Von ihrer stillen Liebe zu dem Onkel wie von einem Verbrechen reden zu hören, vernichtete sie in ihren eigenen Augen. Sie konnte nicht zweifeln, daß die Mutter die volle Wahrheit spräche, sie begriff, wie die Welt so urtheilen könne und müsse. Den Geliebten, zu dessen reiner Höhe sie anbetend emporgeblickt, erniedrigt zu sehen durch den Spott kaltherziger, unedler Menschen konnte sie nicht

ertragen, und leuchtend strahlten ihr die Worte in der Seele, welche er einst bei ihrer ersten vertraulichen Unterhaltung ausgesprochen hatte: „Wir werden Alle an das Kreuz geschlagen, aber Jeder feiert seine Auferstehung!“

Ihre Seele sprach innerlich ein flammendes Gebet aus um Kraft und Stärkung, dann sagte sie mit der kalten Ruhe gänzlicher Entsagung: „Befehlt über mich, ich werde gehorchen! Sagt der Großmutter, daß ich ihr den Frieden wiedergeben will, und — verschweigt Anton (so hieß der Domherr) was es mich kostet.“

Sie wollte sich entfernen, aber die Eltern hielten sie zurück, umarmten sie, nannten sie eine gute Tochter und priesen sich glücklich, sie zum Wege der Vernunft zurückgeführt zu haben, ohne daran zu denken, daß sie ein Menschenherz gebrochen hatten.

Die Ankunft Karl's wurde wie die Rückkehr eines Verwandten gefeiert. Nur seines Jugendlebens im Hause und seiner jetzigen Hoffnungen gedachte man, nicht der Vorgänge, welche ihn gezwungen hatten, die Heimath zu fliehen. Eveline war mit ihrem Manne auf einige Wochen verreist und Karl und Johanne blieben dadurch mehr sich selbst überlassen.

Karl fand sie viel schöner, viel bedeutender geworden.



Er sah in ihr nicht nur die Geliebte seiner Jugend, sie war ihm auch der Siegespreis am errungenen Ziele, und in das Glück, die Geliebte zu besitzen, mischte sich die männliche Freude, sie dem Vater abgewonnen zu haben, welcher sie ihm einst verweigert hatte.

Offen und frei gestand ihm Johanne, sie habe sein Andenken mit Neigung bewahrt, aber die Liebe ihrer Jugend sei untergegangen in einem mächtigern Gefühle. Sie liebe einen Mann, dem sie niemals gehören könne, der diese Liebe ahne und ihr durch freiwillige Entfernung selbst den Weg der Entsagung gezeigt habe, den sie wandern müsse. Wenn daher Karl ihr vertraue, ihr hülfreich die Hand biete sie zu stützen, so wolle sie mit all' ihrer Kraft danach streben, ihn zufrieden zu stellen und ruhig und glücklich zu werden. In diesem Bekenntnisse lag für Karl eine schmerzliche Enttäuschung; aber er liebte Johanne und wünschte sich zu verheirathen. Sein in Amerika nur auf materiellen Erwerb gestelltes Leben hatte ihn ruhig und kälter gemacht; er glaubte nicht mehr an Ideale, darum verlangte er sie nicht, und wie er Johanne kannte, durfte er zuversichtlich hoffen, sie werde ihm eine treue Gattin werden. In diesem Vertrauen ward ihre Verlobung gefeiert, und Johanne ward zum zweiten Male Braut.

Ein glänzendes Verlobungsfest wurde begangen, über-

all erzählte man die Geschichte von der Jugendneigung des Brautpaares, von der Braut unwandelbarer Liebe für ihren jetzigen Verlobten, die sie bewogen hatte, selbst die glänzendsten Heirathen in der Nähe der Eltern auszuschlagen, um dem Treugeliebten in die ferne Heimath zu folgen. Man erfand einen heiteren Roman aus dem Stegreif zur Beruhigung der Verwandten und Freunde, während Johannens gemartertes Herz verblutete.

Es ist mit der Liebe wie mit einem wunderthätigen Amulet. Ist einmal der geheime Zauber zerstört, so versinkt das Eden der Poesie, welches der Zauber erschuf, und die nackte, irdische Wirklichkeit steht um so farbloser vor unserm Auge, je schöner und himmlischer die Wunderwelt war.

Johanne liebte Karl nicht mehr. Sie erkannte sein tüchtiges, ehrenwerthes Wesen, sie schätzte seine Treue, sie achtete seinen klaren Verstand, sein festes Wollen, aber Karl's Auge übte keine magnetische Macht mehr über sie aus, seine Stimme hatte keinen vibrirenden Nachhall mehr in ihrem Herzen. Die trockne unerbittliche Klarheit seines Verstandes, seine amerikanischen Nützlichkeitsprinzipien, sein strenges Gerechtigkeitsgefühl für Menschen und Verhältnisse, dünkten sie kalt und untröstlich, wenn sie sie mit der idealistischen, liebevollen Anschauungsweise des Domherrn verglich. Ihr war, als lege sich ein kühler Herbst-

nebel über ihre Seele, sie fröstelte innerlich und fühlte sich gelähmt, von Todesangst befangen, wenn sie an die Rückkehr des Domherrn, an seine Empfindung bei der Nachricht von ihrer Verlobung dachte.

Der Domherr selbst machte während dessen eine Rundreise durch das Land, so weit die Parochieen unter der Aufsicht des Domstiftes standen. Er hatte die Stadt verlassen wollen, um den Sturm seines Herzens zu beschwichtigen. Oftmals im Leben war ihm weiblicher Liebreiz entgegengetreten und flüchtiges Wohlgefallen eingezogen in seine Brust. Er hatte Neigung gefühlt und Zuneigung gefunden, aber die Liebe war nie so mächtig geworden, daß sie sein ganzes Wesen erfüllte. Ein Blick auf seinen Beruf, ein ernstes Anschließen an denselben, hatten ihm immer die Kraft zum Siege über sich selbst gegeben, auf den er mit freudigem Stolz zurückblickte.

Jetzt war es anders. Sicher gemacht durch sein verwandtschaftliches Verhältniß zu Johanne sowohl, als durch seine früheren Erfahrungen, hatte er sich unbefangen der Freude an Johannens Geistes- und Herzensbildung überlassen. Sie zu belehren, ihre Anschauungen von Welt und Menschen zu berichtigen und in ihrer Auffassungsweise neue Schätze des Menschenherzens zu entdecken, war ihm zum süßesten Genuß geworden. Seit Monaten hatte er nur für Johanne gelebt, sein Wollen und Streben auf

sie bezogen, sein Glück in ihr gefunden, ohne es zu ahnen. Er glaubte ein schutzbedürftiges Mädchen zu stützen und liebte zum ersten Male im Leben mit voller Hingebung des eigenen Ich. Die prächtige Wunderblume der Liebe war so groß und strahlend in seinem Herzen erblüht, daß er sie nicht zu entwurzeln vermochte, ohne das Herz zu brechen.

Johannens Erklärung, sich niemals verheirathen zu wollen, kam ihm nicht aus dem Sinne. Sie war sein einziger Trost und doch betrübte sie ihn, wenn er dachte, daß all' diese Jugend, diese Schönheit einsam verblühen solle, daß all' die Liebesfülle, die für ihn in Johannens Brust lebte, ungenossen, ungespendet bleiben müsse. Nichts trennte ihn von Johanne, als das Gesetz des Coelibates, das in düsterer Zeit, aus irrgläubigen Entsagungsideen hervorgegangen, wie ein grausiges Gespenst in unsere Tage hinüberragt, Verzweiflung und Verwirrung zu stiften. Jenes Gesetz, das der schlaue Gregor gegeben, die Geistlichen den sanften Banden der Familienliebe zu entziehen, um sie mit ehernen Ketten an Rom zu schmieden, war schon Unzähligen zum Fluch geworden, der ihr Leben des Glückes beraubt, es in Kampf und Jammer gestürzt hatte. Seine Seele empörte sich dagegen mehr als je zuvor.

In dieser Stimmung kehrte es an einem Mittage zur Revision in einer Pfarre ein, deren Besitzer für das Muster

eines treuen Seelsorgers galt und von seiner Gemeinde hoch verehrt ward. Er war ein freundlicher Greis und kam dem Domherrn bis an die Thüre des Gärtchens entgegen, welches sich vor dem sauber gehaltenen Gebäude ausbreitete. Das Innere des Hauses entsprach dem Aeußeren und der Person des Pfarrers vollkommen, es waren Bilder ruhiger, friedlicher Stille.

Der Pfarrer führte den Domherrn in die Schule, sie war wohlberathen, der Schullehrer ein verständiger, innerhalb der Grenzen seines Wissens aufgeklärter Mann. Das Examen der Schüler, die Prüfung der Konfirmanden genügte allen Ansprüchen, nirgend war eine Spur von absichtlicher Verdüsterung der kindlichen Gemüther zu finsterer Bigotterie, überall wohlgepflegte Keime von Duldung und Menschlichkeit in den jungen Herzen. Der Pfarrer ging wie ein Patriarch unter seiner Gemeinde einher, wo er sich zeigte, nahte sich Alt und Jung, seine Hand zu küssen.

Als er den Domherrn nach der Konfirmandenprüfung in das Pfarrhaus zurückgeleitete, mußten sie über den Friedhof schreiten. Es war in der Mitte des Monats März. Der Schnee hatte schon lange der Sonne weichen müssen und die feuchte braune Erde dampfte duftend unter der ersten, vollen Frühlingswärme. Noch fehlte das Grün des Rasens auf den Gräbern und die schwarzen

Kreuze mit den schlichten Inschriften standen noch kahl und öde auf der Fläche, bisweilen mit einem verblichenen Kranz, mit einer fahlen Blumenkrone geschmückt. Nur hier und da tauchte ein röthliches Waldmeisterblatt, ein frischer grüner Sproß oder ein geschlossenes Schneeglöckchen aus der Erde hervor, ein troſtreiches Bild des ewig neuen Lebens auf dem Gebiete der Vergänglichkeit. Hart an der Kirchhofsmauer erhob sich ein frischer Hügel, dem noch kein Rasen aufgelegt war und dessen gelber Sand sich hell gegen die braune Erde abzeichnete. Das fesselte die Augen des Domherrn, er blickte zufällig und der Pfarrer, dies bemerkend, sagte: „Man hat, Hochwürden, Ihnen vielleicht schon von diesem Vorgange erzählt, ich fürchte, meine Amtsbrüder werden sich deshalb bei meinen Vorgesetzten beschweren, und es würde mir ein großes Glück sein, wenn Sie sich meiner annehmen und mich vertreten wollten.“

Der Domherr versicherte, nicht unterrichtet zu sein, und erfuhr, daß der Pfarrer hier die Beerdigung eines Protestanten gestattet habe, der bei den Fabrikaufständen verwundet, sich in diese Gegend geflüchtet hatte und in dem nächsten Pfarrdorfe bei katholischen Verwandten gestorben war. „Seine Mutter,“ so erzählte der Pfarrer, „hat sich, als sie von dem bevorstehenden Ende des Sohnes erfuhr, bis zu ihm durchgebettelt. Sie langte an

seinem Todestag bei ihm an. Die Leute waren ganz arm, ein protestantischer Kirchhof viele Meilen entfernt und der katholische Pfarrer jenes Dorfes verweigerte der jammernden Mutter die Beerdigung des Jünglings in geweihter Erde. Es war in den Tagen der höchsten Kälte dieses Winters; die Noth sehr groß. Man wendete sich an mich, brachte die Leiche hierher und ich ließ sie hier begraben. Daraus wird mir jetzt ein Vorwurf gemacht, Hochwürden! während ich nach bestem Gewissen handelte."

Der Domherr drückte ihm seine volle Zustimmung aus, versprach ihm thätige Verwendung, falls sie nöthig wäre, und man schritt dem Hause zu, wo sich die beiden Geistlichen zur Tafel setzten. Eine hübsche Matrone sorgte für Alles mit rüstiger Geschäftigkeit, ein junges Mädchen ging ihr dabei zur Hand. Plötzlich schellte es draußen, das Mädchen eilte zu öffnen und kam freudestrahlend mit einem Briefe zurück, den es dem Pfarrer mit den Worten: „Vom Bruder aus Halle," überreichte. Die alte Frau trat hinzu, auch das Mädchen neigte sich über den Brief, dem Domherrn konnte über den Zusammenhang dieser Menschen, die in unschuldiger Familienfreude jede andere Rücksicht vergaßen, kein Zweifel bleiben. Der Pfarrer steckte den Brief ein, sein Wink entfernte die Frauen, aber er war verwirrt und bewegt.

Sobald sie allein waren, sagte der Domherr: „Ich

habe, ohne es zu wollen, mehr von Ihren Verhältnissen erfahren, als Sie mir vielleicht zu vertrauen beabsichtigten. Aber —"

Da blickte ihm der alte Pfarrer fest in das Auge und sagte, als ob diese Prüfung ihm Zutrauen gäbe, den Domherrn unterbrechend: „Hochwürden! Sie sind ein junger Mann, Sie haben noch ein langes Leben und reiche Kraft vor sich, thun Sie dazu, so viel an Ihnen ist, daß unsere Kirche sich endlich einmal frei macht von dem Coelibat, das die Natur in ihren heiligsten Rechten kränkt, das den Vater zwingt, sich seiner wackeren Kinder, seiner reinsten Freude zu schämen und ein treues Geschöpf zu verleugnen, das in guten und bösen Stunden ihm liebend zur Seite gestanden hat."

Dem alten Manne versagte die Stimme, er fuhr mit der Hand über seine Augen und stand von der Tafel auf. Der Domherr, tiefer erschüttert, als sein Wirth es zu ahnen vermochte, folgte ihm, gab ihm die Hand und sagte ihm in ruhigen Worten, daß er ihn bedaure und daß es nicht seines Amtes sei, den Stab über ihn zu brechen. Er ließ ihn ahnen, daß auch er schon gelitten unter dem Druck dieser Entsagung, daß auch sein Herz sich empöre gegen diese hierarchische Tyrannei. Sie schieden als Freunde, der Domherr voll Achtung vor dem segensreichen Wirken des Greises und sehr gerührt durch den Einblick in das

Leben eines Mannes, der bei gutem Willen und redlichem Sinne, mit sich und mit den Gesetzen, die er als die seinen anerkennen mußte, in einen unheilvollen Widerspruch gerathen war.

Während seiner einsamen Fahrt arbeitete seine Seele unablässig den rechten Weg zu finden, welchen er einzuschlagen habe, in einem Falle, in dem die Freiheit des Einzelnen gegen die Glaubensruhe vieler Tausende in die Wagschaale gelegt werden sollte. Endlich am Abend schrieb er seinem Bischof, dessen schon einmal erwähnt worden ist, einen Brief, in welchem er ihm seine ganze Ueberzeugung weitläuftig und mit eben so viel Wärme als Gelehrsamkeit auseinandersetzte, und den er mit folgenden Seiten schloß:

„Es ist seit Jahren meine Ansicht, daß in religiösen Dingen jede gewaltsam zerstörende Reform nachtheilig und unfruchtbar ist, denn der Boden unserer Zeit ist gesund und kräftig genug, auch ohne gänzliche Umwälzung eine Saat zur Reife zu bringen, deren einzelne Körner hier und da gestreut werden. Wie in der sichtbaren Natur die Luft den Pflanzensaamen entführt und vertheilt in die entfernten Gegenden, so wirkt die That des Einzelnen fort in der Geisterwelt.

„Ein schweres Unrecht ist von unserer Kirche seit Jahrhunderten an der Menschheit begangen durch das Gesetz

des Coelibats für die Priester. Der Lehrer des Volks, sein Vorbild, ist ein Ausgestoßener gewesen aus dem beglückenden Familienbande, das den Menschen an die Menschheit kettet. Man hat ihm die Liebe zum Verbrechen gestempelt, das Glück der Vaterfreude entzogen, wenn er sich nicht entschließen konnte, sein heiligstes Menschenrecht im Verborgenen zu erschleichen und seine tiefsten Gefühle zu entehren durch schmachvolle Heuchelei. Oder ist es keine Schmach, was Tausende von uns gethan haben und noch täglich thun, daß sie ein Weib, welches sich ihnen in herzlicher Neigung ergibt, erniedrigen zur Sklavin, die kein Recht hat an der Ehre ihres Mannes, und für ihre Liebe die Verachtung der Menschen erntet? Ist es keine Sünde, Kindern das Dasein zu geben, die erröthen müssen, wenn sie sich als unsere Kinder bekennen und die Welt sie als Bastarde brandmarkt?

„Es heißt in der Bibel: „Ein Bischof soll sein unsträflich, eines Weibes Mann, der seinem eigenen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe.“ Aber statt ein Muster der Christenheit sind wir ihr eine Schande geworden und ein Spott, durch jenes Gesetz, das in seiner hierarchischen Unmenschlichkeit den nothwendigen Keim unablässiger Uebertretung verbirgt. Man soll keine Gesetze geben, die eine Sünde sind gegen die Natur, und kein Mann, der dies erkennt, darf sich ihnen unterwerfen.

Ein Unfreier ist nicht würdig, sich den Diener, den Lehrer des Christenthums zu nennen.

„So bin ich fest entschlossen, mich nicht gebunden zu erachten durch das Gesetz Gregors, sondern mir ein Mädchen, das ich liebe, antrauen zu lassen als mein ehelich Weib. Dies ist mein freies Recht als Mensch und Mann. Es nimmt mir nach meiner festen, innern Ueberzeugung weder die priesterliche Weihe, noch die Fähigkeit, als Lehrer den Geist des Heilandes segensreich zu verbreiten, im Gegentheil, es erhöht meine Kraft, weil es mein Wesen vervollständigt in seiner Entwickelung. Ich verlange damit nicht, aufzutreten und zu sagen, es müsse jeder Priester meinem Beispiel folgen, aber ich halte es für Pflicht, dies Beispiel zu geben, damit Alle mir folgen, welchen es nachahmungswürdig scheint.

„Was die Kirche danach über mich beschließt, werde ich erwarten und mich fügen. Mag sie mich immerhin meines äußeren Amtes entheben, da mir meine innere Mission nicht genommen werden kann, den Geist der Menschenliebe zu verkünden, wie unser Ideal Jesus Christus ihn gelehrt hat."

Als er diesen Brief beendet hatte, fühlte er sich wie von einer drückenden Last befreit, und übergab ihn selbst der Post, als fürchte er, ein äußerer, störender Zufall

könne ihm hinderlich werden, sich durch dies Bekenntniß Ruhe und Freiheit zu erkaufen.

Am nächsten Tage sollte er in seiner Heimath eintreffen, nur eine Nacht lag noch zwischen ihm und dem Wiedersehen der Geliebten. Er kannte die Schwierigkeiten und Kämpfe, welche ihn noch von der gänzlichen Vereinigung mit ihr trennten, aber er fühlte sich frei und stark, er kannte auch Johannens muthige Seele, ihr liebendes Herz, und kein Zweifel an der Erringung seines Zieles war mehr in seinem Innern.

Die Nacht verging ihm in gaukelnden Träumen, in denen aus nebelhaftem Dunkel Johannens Bild immer wieder hervortauchte. Er sah sich mit ihr knien vor dem Altar der kleinen Kirche, in der er die Konfirmanden geprüft hatte, und der greise Pfarrer segnete ihren Bund; dann stieg aus dem Grabe des protestantischen Jünglings die Leiche empor, ihm Johanne zu entreißen, welche sich scheu und angstvoll an ihn klammerte, bis sie Beide versanken in ein Meer voll wogender Wasserblüthen, über das goldig die helle Morgensonne sich emporhob, vor der sie niederknieten, um zu beten.

Als er die Augen aufschlug, schien der Morgen schon leuchtend in sein Zimmer. Es war Gründonnerstag, er mußte Abends die Heimath erreichen, um bei den Char-

freitags-Ceremonien nicht zu fehlen, er wollte sie erreichen um Johannens willen.

Es dunkelte schon, als er das Thor der Stadt erblickte. Eine schwere, weiche Frühlingsluft lag über der Erde und machte die Seele traurig, das Herz sehnsüchtig erbangen. Die Glocken der Kirchen, welche das Fest einläuteten, tönten durch die Dunkelheit, Arbeiter kehrten vom Tagewerke heim, Spaziergänger von der Promenade. Eltern führten ihre Kinder an den Händen, oder diese liefen fröhlich neben den Gatten voraus, die Arm in Arm ihnen folgten. Eine stille Freude durchbebte des Domherrn Brust bei diesem Anblick; es schien ihm unbegreiflich, wie er dies Glück entbehren können bis auf diese Stunde.

Sein Wagen fuhr an dem Hause des Kommerzienraths vorüber, er sah Licht in Johannens Stube und wollte halten lassen, um zu ihr zu eilen, aber er unterdrückte den Wunsch, weil er sie durch heftige Eindrücke zu quälen fürchtete. Langsam und ruhig, wie der Entschluß in ihm erwachsen war, sollte sie ihn erfahren.

Der Domhof, fern von dem geschäftsvollen Gewühle der Stadt gelegen, kam ihm in seiner tiefen Ruhe unheimlich, verödet vor, die Stille seiner einsamen Kurie berührte ihn kalt. Kein liebendes Weib, kein fröhliches Kind begrüßten seine Rückkehr, nur bezahlte Diener leuchteten ihm vor zu seinem Zimmer. Er dachte mit Liebe

der Tage, an denen eine glücklichere Häuslichkeit ihm werden würde, da fiel sein Blick auf den Schreibtisch und auf die Briefe, welche in den letzten Tagen für ihn eingegangen waren. Der Erste trug die Handschrift der Kommerzienräthin. Er eröffnete ihn und blieb wie versteinert stehen.

Sie meldete ihm, daß sie und ihr Mann, trotz ihres innern Widerstrebens gegen die Ehe zwischen Katholiken und Protestanten, sich genöthigt gesehen hätten, Johannens dringender Bitte nachzugeben, und sie mit Karl F., ihrem Jugendgeliebten, zu verloben. Die allgemeine Meldungskarte lag dabei.

Der Domherr hielt die Karte lange starr in der Hand, er konnte den Vorgang nicht begreifen, er konnte nicht glauben an die Lüge in einer Natur, wie die Johannens. Sie hatte sich getäuscht, nicht ihn, das wußte er. Aber wie war das möglich gewesen? Sie war ihm verloren; sie mußte unglücklich sein, sehr unglücklich! Er hatte keine Thräne, keine Klage, nur den lähmenden Schmerz, nur das wirre, wahnsinnige Zucken des Geistes, der sich eine Thatsache als Gewißheit aufzwingen will, an die zu glauben ihm unmöglich tst.

Er vermochte sich nicht zu beruhigen, die ganze Nacht ging er mit heftigen Schritten im Zimmer umher oder saß regungslos am Fenster, hinaus zu schauen in die

Dunkelheit, welche hell war gegen die Nacht in seinem Herzen.

Am Charfreitag ward, wie in allen katholischen Kirchen, so auch im Dome, eine Frühmesse gelesen. Der Domherr wollte dabei nicht fehlen. Durch die Morgendämmerung schritt er in die Kirche. Sie war schwarz bekleidet, die Kerzen flackerten, vom leisen Luftzug bewegt, es war schaurig kühl und die klagenden Töne des Miserere zogen durch die weiten Hallen. Des Domherrn starrer Schmerz löste sich in brennende Thränen auf, er schämte sich ihrer nicht, sie galten dem verlorenen Glauben an die Wahrheit eines geliebten Herzens, sie flossen um eine verlorene Zukunft voll ersehnten Glücks.

Mechanisch erhob sich sein Auge zum Bilde des Gekreuzigten am Hochaltar und sank hernieder zu den Stufen desselben, da kniete Johanne, in schwarze Trauergewänder gehüllt, die großen, thränenschweren Augen auf ihn gerichtet. Sie war todtenbleich und regungslos wie er selbst. Es schien ihm, als wären sie Beide schon lange gestorben. als wäre die Welt ein Leichenhaus, die Zeit zu Ende, weil Johanne ihn verlassen hatte, weil das Unmögliche geschehen war. Er wollte sie nicht mehr anschauen und doch lebte seine Seele in seinem Auge; er hätte sie rufen, zu ihr hinstürzen mögen, sie zu fragen: „warum hast Du

mir das gethan?“ indeß die Achtung vor der Andacht der Betenden hielt ihn in ihren Schranken.

Ganz erschöpft langte er in seiner Kurie an, es war ihm unmöglich, dem weitern Gottesdienst am Tage beizuwohnen, er bedurfte äußerer und innerer Ruhe. Aber man hatte im Hause des Kommerzienrathes um seine Rückkehr gewußt, nur um ihn wiederzusehen war Johanne in die Frühmesse gegangen und vergebens harrte sie den ganzen Tag über auf seinen Besuch in ihrem Vaterhause. Auch der Morgen des Sonnabends verging, ohne daß der Domherr sich sehen ließ. Johannens Liebe duldete es nicht länger, seine härtesten Vorwürfe, sein bitterster Tadel, schienen ihr erträglicher als dies Schweigen. Sie wollte ihm schreiben, zu ihm eilen, ihm Alles gestehen, aber mädchenhaftes Zagen hielt sie zurück. In der Angst ihres Herzens wendete sie sich an ihre Mutter mit der Bitte zu ihm zu fahren, ihm zu erklären, was vorgefallen sei, ihr Nachricht und Trost zu bringen.

„Ich kann mich opfern für sein Glück, für seine Ruhe,“ sagte sie, „ich werde nichts thun, was er mißbilligt. Bitte ihn zu mir zu kommen oder nimm mich mit Dir, daß ich mich rechtfertige in seinen Augen, denn er verachtet mich sonst.“

Die Kommerzienräthin suchte sie mit der Nothwendigkeit des Schrittes zu beruhigen, versprach ihrem Bruder

die volle Wahrheit zu sagen und fuhr auch wirklich zu ihm, aber der Domherr war nicht in seiner Wohnung. Man berichtete, er sei zur Generalin gegangen, die ebenfalls von ihrer Reise zurückgekehrt war. Dorthin verfügte sich die Kommerzienräthin.

Sie fand Eveline und ihren Bruder in lebhaftem Gespräch. Er so wenig als Johanne hatte dies drückende Schweigen ertragen können, und da er sich scheute, sie selbst wieder zu sehen, so verlangte er zu hören, wie das Geschehene möglich geworden sei. Den Frauen fiel die Erklärung leicht. Beide gestanden, daß sie mit ängstlicher Besorgniß Johannens wachsende Neigung für den Domherrn gesehen, Eveline gab zu, daß sie deshalb die fehlgeschlagene Verbindung mit dem Grafen zu beschleunigen gewünscht habe. Da sei Karl zu glücklicher Stunde gekommen. Johannens Liebe für ihn sei zu neuem Leben erwacht, und nur die Besorgniß vor des Domherrn Schmerz habe sie bewogen, ihre freudige Zustimmung erst nach einigen Tagen auszusprechen und diesem nicht selbst die Anzeige ihrer Verlobung zu machen.

Die Kommerzienräthin sprach mit Ernst von der Zufriedenheit, von der Genugthuung, welche Johanne dadurch der ganzen Familie, besonders der Großmutter gewährt habe, sie kam schonungslos immer wieder auf die Gerüchte zurück, die über des Domherrn Verhältniß zu Johanne im

Gange gewesen wären. Die Generalin versicherte dem Domherrn, Johanne habe fest geglaubt, daß sie ihn liebe, sie habe ihn nicht absichtlich getäuscht und sei sich selbst nicht der Macht bewußt gewesen, welche ihre Jugendliebe noch in ihrem Herzen gehabt habe.

Der Domherr hörte das Alles mit an und glaubte Alles. Es gibt einen Grad des Seelenschmerzes, der dem Menschen die Fähigkeit eines gesunden Urtheils nimmt. Wenn das Herz sich gezwungen fühlt, an das Unmögliche, an das Aufhören einer Liebe zu glauben, die sein ganzes Sein erfüllte, so scheint ihm Alles glaublich; und kalte fremde Menschen gewinnen die Macht Wunden zu schlagen, gegen welche das treue Wort der Liebe nur zu oft kein Balsam mehr ist.

Betäubt, irre an dem Höchsten, an der göttlichen Wahrheit der Liebe, verließ der Domherr die Frauen und wanderte wieder seiner Wohnung zu. Als er dort anlangte, erfuhr er, Johanne sei dagewesen, die Mutter zu suchen. Er fragte, wohin sie gegangen wäre? man meinte, sie habe den Weg nach der Villa eingeschlagen. Er mußte ihr folgen.

Was er von ihr verlangte? Er dachte nicht daran. Es lag kein bewußtes Handeln in dem Entschluß zu ihr zu eilen, es war ein instinktmäßiger Schritt, eine Nothwendigkeit, keine freie Wahl. Je näher er der Villa kam,

je schneller wurde sein Gang. Zu ihr! in diesem Gedanken drängte sich sein ganzes Empfinden zusammen. Fast athemlos langte er dort an, ihm fehlte die Stimme nach ihr zu fragen. Man wies ihn in das Treibhaus.

Es war heller Mittag, die Sonne brannte auf den Scheiben, und funkelnd strahlten goldene Orangen, glühende Kamelien und zahllose Azaleen aus dem glänzenden Grün hervor. Schlinggewächse rankten sich an den Pfeilern empor, die die Kuppel des Pavillons trugen, ein betäubender Blumenduft erfüllte den Raum und mitten unter der Fülle dieses reichen Blumenlebens saß Johanne, bleich und thränenlos, wie ein Marmorbild.

Sie war hierher gekommen, sie wußte selbst nicht wie, als sie die Mutter und den Domherrn nicht gefunden; nun weilte sie im Treibhause schon lange Zeit, ohne Gedanken an die Rückkehr zur Stadt, ohne irgend einen bestimmten Vorsatz. Der Schmerz, der große Schmerz wuchtet sich zu vernichtend über die Menschen, man fühlt, daß man ihn nicht abschütteln, ihm nicht trotzen, ihn nicht bekämpfen kann. Man läßt ihn über sich kommen und ergibt sich ihm in willenloser Entmuthigung.

Als Johanne den Domherrn erblickte, faltete sie sprachlos die Hände und hob sie wie flehend gegen ihn empor. Er hatte Erbitterung, Grimm in sich gefühlt auf dem eiligen Wege. Er zürnte sich selbst, dem Leben, der Tyrannei

der Kirche, welche dieses Leid über ihn gebracht hatte, und vor Allem zürnte er Johannen. Nun er vor ihr stand und ihr schmerzdurchwühltes, bleiches Antlitz sah, löste sich sein Zorn in Traurigkeit auf. Das Herz des lebensgeprüften Mannes vergaß seinen Stolz, demüthig kniete er vor dem jungen Mädchen nieder und fragte mit dem weichsten Tone seiner Stimme: „Johanne! mußtest Du das thun?"

„Ich konnte ja nicht den Fluch Deiner Mutter laden auf Dein theures Haupt!" sagte sie bebend.

Der Domherr sprang empor, seine Arme umschlangen das geliebte Weib, er zog sie an seine Brust und im Jubeltone des Glückes rief er: „Du liebst mich, Johanne!"

„O! unaussprechlich!" sagte sie und barg ihr Haupt an seinem Herzen.

Was sie gesprochen, was sie sich gesagt? Wer kann Worte finden für die volle Glücksempfindung des Bewußtseins, einander unauflöslich zu gehören?

Aber plötzlich riß sich Johanne aus des Domherrn Armen, und ein trostloses: „Zu spät!" entrang sich ihren Lippen.

Zu spät! das ist der Fluch, den neidische Götter aussprechen über so viele Herzen, der Fluch, welcher so oft das Glück des Findens in nie endenden Jammer verwandelt. Sein kalter Hauch streifte Johannens blühendes

Leben und alle Blüthen der Zukunft lagen erstorben vor ihrem Blick.

Aber Anton's Stimme weckte sie zu neuem Sein. In geflügelten Worten verkündete er ihr seinen Entschluß, erzählte er ihr von seinem Briefe an den Bischof. „Ich bin frei!“ sagte er, „da ich frei sein will. Man ist nur Sklave, so lange man seine Kette duldet, und seit ich empfunden habe, wie die Kirche den Menschen knechtet, vernichtet in seinen heiligsten Rechten, seitdem habe ich aufgehört mich ihr gebunden zu fühlen. Ich habe mit ihrer Herrschaft gebrochen!“

„Anton! und wenn sie Dich ausstoßen aus ihrer Gemeinschaft, wenn sie den Bann gegen Dich schleudern? Deine alte Mutter bedenke!“

„Ich habe bedacht! Sie können mich ausstoßen aus der Kirche, aus dem Bereiche ihrer verdammenswerthen Herrschaft, nicht aus dem Bande der Menschheit, nicht aus der Natur, in der Gott lebt und sein Geist. Die Zeit der Tyrannei ist vorüber, Johanne! die Liebe zu Dir, das tiefste Gefühl meines Lebens, Du selbst hast mich gelehrt, was ich bis jetzt verkannte. Und meine Mutter? auch die Familie kann zum Tyrannen werden an dem Menschen, auch mit ihr muß man brechen, wo es sich um unsere innere Freiheit handelt, um Frieden und Glück. Oder darf das verdunkelte Geistesauge meiner Mutter

mich hindern, die rechte Straße zu wandern, wenn ich sie sehe? Ich habe ihr geschrieben, ihr in kindlichster Liebe die Nothwendigkeit meines Thuns erklärt. Wohl uns, wenn sie es einsieht —“

„Und wenn nicht?“ fragte Johanne.

„Dann folgen wir dem Gott in unserer Brust und hoffen, daß einst ein Tag den Geist der theuern Frau erleuchten und uns ihr Segen dann nicht fehlen werde.“

Johanne vermochte es nicht, die Wandelung zu fassen. Sie sprach von ihren Eltern, von ihrem Verlobten, sie ward zaghaft und schwach, da sie den Geliebten bereit sah, mit frohem Liebesmuth, mit fester Ueberzeugung ihre Zweifel zu bekämpfen, ihr ein sicherer Schutz zu sein. Sie schalt sich undankbar und eigensüchtig, daß sie Karl in seinen Hoffnungen täusche, und doch schilderte sie mit Entsetzen ihr Empfinden bei dem Gedanken, dem nicht mehr geliebten Manne zu gehören, während ihre Seele unlösbar Anton's Eigenthum geworden sei, vor dessen Worten und vor dessen Liebe endlich alle ihre Einwendungen verstummen mußten.

Dieser glücklichen Stunde folgten Tage und Wochen voll harten Kampfes, aber die Liebe bewies sich siegreich, weil sie um Selbsterhaltung kämpfte.

Vergebens beschwor der Bischof den Domherrn von seinem Plane abzustehen, in Folge dessen man ihn seines Amtes entsetzen müsse, vergebens bat und flehte seine Mutter. Er blieb unerschütterlich. Nach einigen Wochen, als der Befehl seiner Amtsenthebung angelangt war, verließ er seine Kurie und bezog eine Wohnung in der Stadt. Die öffentlichen Blätter sprachen von dem Uebertritt des Domherrn Grafen Anton .... zum Protestantismus, er widerrief das Gerücht, mit dem Zusatze, daß er sein Amt niederlege, weil das Coelibat gegen seine Ueberzeugung sei. Der Klerus wußte bei der Censurbehörde die Nichtannahme des Artikels durchzusetzen.

Die ganze katholische Partei sah mit Entrüstung, die protestantische mit Spott auf dies Ereigniß, dem man die unlautersten Beweggründe unterlegte, weil Johannens Eltern entschieden ihre Zustimmung zur Lösung von Johannens Verlobung und zu der Ehe mit dem ehemaligen Domherrn verweigerten, obgleich Karl selbst Johannen ein edelherziger Fürsprecher wurde. Ihr Ruf war in den Augen der Gesellschaft unwiederherstellbar vernichtet, die nur zu oft Unglück und Schuld verwechselt.

Da trat eines Abends der Domherr bei ihr ein und sagte: „Ich habe noch einmal und vergebens die Herzen Deiner Eltern zu bewegen, ihren Verstand zu gewinnen versucht. Wo Vernunft und Liebe an Vorurtheilen schei-

tern, wo man die Berechtigung des freien Willens im Menschen nicht mehr ehrt, der Tyrannei gegenüber, fängt die Selbsthülfe an. Johanne! Du mußt mir folgen ohne den Segen Deiner Eltern, ohne den Segen der Kirche, denn die protestantischen Pfarrer, die ich aufgefordert habe uns zu trauen, verweigern es als ungesetzlich ohne die Zustimmung der Deinen, und sie sind im Rechte — aber wir sind es auch. In der Schweiz lebt mir ein Freund, der soll uns verbinden, bis dorthin schütze uns der Segen unserer Liebe. Kannst Du Dich entschließen, mir morgen zu folgen?"

„Ja, Anton!" erwiederte Johanne fest und bestimmt, während eine heiße Röthe ihr Antlitz bedeckte. Anton schloß die Weinende in seine Arme, die jetzt ihr einziger Hafen waren.

Die Eltern wußten um ihre bevorstehende Abreise, Johanne packte einige nothwendige Sachen zusammen, eine traurige Stille lag über dem Hause; Anton war abwesend, mit dem Ordnen seiner Angelegenheiten beschäftigt. Spät am Abend wagte es Johanne noch zu ihren Eltern zu gehen. Der Tochter ungeheuchelter Schmerz erweichte sie. Sie fingen an, die Macht einer Liebe, die Nothwendigkeit einer Handlung zu begreifen, für die zwei edle Menschen jedes Opfer zu bringen bereit waren; sie entschlossen sich, geschehen zu lassen, was frei zu bewilligen äußere Rück=

sichten sie abhielten. Die Flucht der Tochter hatten sie nicht zu verantworten, man konnte sie nur wegen derselben beklagen, und so durften sie großmüthig verzeihen; die Tochter mit einem abtrünnigen katholischen Priester von einem protestantischen Pfarrer trauen zu lassen, hätte sie in eine schiefe Stellung vor den Augen ihrer Mitbürger gebracht. Sie wählten das Erstere um der Familienehre willen.

Früh vor Tagesanbruch hielt ein Reisewagen vor dem Hause des Kommerzienrathes, in diesen hob Anton die weinende Johanne; nur Karl war gekommen, die Scheidende noch einmal zu sehen. Ganz einsam fuhren sie fort im grauenden Morgen aus der engen dumpfen Stadt.

Das Thor war noch geschlossen; aber kaum hatten sie es durchfahren, da flammte die Sonne auf am Frühlingshimmel, Lerchen hoben sich in die Luft, die Natur breitete sich vor ihnen aus in heiliger Schönheit und Freiheit, und fester zog Anton die Geliebte an sein Herz, mit dem Gelöbniß, ihr in seiner Liebe Vaterland und Heimath zu ersetzen.

Es war im Frühjahre achtzehnhundertfünfundvierzig, zwei Jahre nach jenen Vorgängen, als ich mit einer Freundin den Weg von Vevay nach Montreux am Ufer des blauen Lemans entlang ging. Ein auffallend zierliches Haus zur linken Seite der Straße, etwas hoch gelegen, fesselte unsere Aufmerksamkeit. Rechts von dem

Wege zog sich ein schattiger Garten hinab bis zum See. Wir fragten, wem die Besitzung gehöre? Man nannte uns den Namen des Eigenthümers und fügte hinzu, er sei ein Deutscher, der sie vor zwei Jahren gemiethet, seit einem Jahre gekauft habe. Wir wünschten den Garten zu besuchen, man ließ uns eintreten. Nahe am Eingang, in einer Laube, saß eine junge Frau in einfachster Kleidung. Sie nähte, zu ihren Füßen schlief in einem Korbe ein Kind. Als sie unsere Schritte hörte, blickte sie empor, ich erkannte sie sogleich, es war Johanne, blühender und schöner als je.

Wir waren uns flüchtig in der Gesellschaft begegnet, ihr Geschick hatte mich beschäftigt, und das Gerücht von ihrer Flucht mit dem Domherrn, dessen die Zeitungen andeutungsweise erwähnten, hatte großes Aufsehen gemacht, so sehr Johannens Familie und der Klerus es zu beseitigen getrachtet. Unsere Freude, uns wiederzusehen, war lebhaft. Johanne ließ ihren Mann rufen, er kam schnell herbei und begrüßte uns eben so herzlich als seine Frau. Sie lebten hier, auf einem der reizendsten Punkte der Schweiz, in tiefstem, innigstem Glück, das seit wenig Monaten durch die Geburt ihres Kindes erhöht ward. Der Domherr Graf Anton ... war ein freier schweizer Bürger geworden, der eifrig Landwirthschaft trieb und regen Antheil nahm an der Entwickelungsgeschichte seiner

Zeit. Er wollte Nachrichten aus der Heimath hören; wir berichteten, was wir irgend wußten. Bei unserer Abreise war die Heirath des Pfarrers Czerski das neueste Ereigniß gewesen.

Anton war davon unterrichtet und sagte: „Sieh Johanne! da bin ich nun der Johannes dieses Messias gewesen, und er und ich wir werden nicht die Letzten sein. Der Boden der Tyrannei muß mit Schmerz und Thränen gedüngt werden, ehe die Freiheit darauf erwachsen kann. Gott weiß es, wie viel Thränen in den einsamen Zellen der Klöster und Pfarreien geflossen sind, und es waren nicht die schlechtesten Priester, welche sie geweint haben." Er reichte Johanne die Hand, sie drückte sie an ihre Lippen und wurde roth, als schäme sie sich der Liebesbezeigung in unserer Gegenwart.

Stunden vergingen uns in traulichem Gespräch. Johannens Eltern hatten sich bei der Geburt des Kindes mit der Tochter ausgesöhnt, Anton's Mutter ihren Besuch versprochen. Es fehlte Nichts zum Glücke dieses schönen Paares. Als ich dies mit Freude bemerkte, meinte Anton: „Ach! es gehört in unserer Zeit, in der noch Schritt an Schritt die Barrikaden der Vorurtheile, der Unduldsamkeit und der verschiedenartigsten Knechtschaft aufgerichtet stehen, oft Muth dazu, das Glück erreichen zu wollen. Wäre Johanne eine jener Frauennaturen gewesen, deren Glück

in thränenreicher Entsagung besteht, sie hätte mich und sich um die seligste Zukunft betrogen."

„Aber hätte es Ihren Frieden nicht gestört, wenn Ihre Eltern unversöhnlich geblieben wären?"

„Ich habe das nie gefürchtet," antwortete er. „In das Unabänderliche fügen sich die Familien und die Menschen, wie die Staaten in die Thatsachen; und sich sein Recht vorenthalten lassen, erreichbarem Glück entsagen, ist eine so unverantwortliche Schwäche, daß man sie nicht begehen darf."

Wir sprachen von Deutschland und seinen religiösen Bewegungen auf dem Gebiete der verschiedenen Konfessionen. Anton vertrat, wie überall so auch hier, das Recht des Einzelnen, zu handeln nach innerer Nothwendigkeit, und verlangte Duldung und Freiheit, selbst für den Verblendeten, dessen blödes Auge das helle Tageslicht nicht erträgt.

„Die Wahrheit ist da," sagte er, „wer danach dürstet, kann sie erreichen in unserer Zeit. Aber Jemand eine Wahrheit gewaltsam aufzudrängen, ihm einen Glauben zu entziehen, in dem er Ruhe findet, und für welchen wir ihm oft, seiner eigenen Natur nach, keinen Ersatz geben können, dazu haben wir kein Recht. Glauben Sie mir, es gibt auch heute noch viel schwache Menschennaturen, die den Gott nur in seiner Menschengestalt be-

greifen, die von dem vollen Strahlenlichte der Wahrheit vernichtet werden würden, wie Semele durch den Glanz des Zeus."

Er war ein Freund fortschreitender religiöser Entwickelung, seiner früheren Meinung treu, diese Entwickelung müsse aus der inneren Nothwendigkeit in der Seele jedes Einzelnen geboren werden, um segensreich und wahrhaft zu sein. Das machte ihn zum Gegner der gewaltsamen religiösen Reformationen, weil sie nach seiner Ansicht nur taube Blüthen statt reifer Früchte tragen könnten.

Als wir uns, mit dem Versprechen baldiger Rückkehr, von den Gatten trennten, sank die Sonne nieder in den See, und das flammende Roth des Alpenglühens legte sich über die Gipfel des Dent du Midi und des Dent du Morque. Die Nachtigallen sangen in den Büschen, die Nachtschmetterlinge regten die Flügel und aus allen Blüthen stieg der süßeste Duft zum Himmel empor.

Johanne nahm ihr Kind aus der Wiege in ihre Arme, uns zu begleiten, Anton führte sie mit liebender Sorgfalt die wenigen Stufen hinan, die aus dem Garten auf die Landstraße leiteten.

Das Leben hatte mich nie schöner angelacht, als aus dem Antlitz dieser glücklichen Menschen, mitten in der frühlingsschönen Natur der Schweiz.

Inhalt des zweiten Bandes.



